

nung des bürgerlichen Jahres in allen christlichen Ländern und bezeichnen, ist auch eine von den vielen Weisheiten der Kirche an die Menschheit, auf welche man heutezu Tage gar zu sehr vergessen hat, und die wohl mit einigen Worten gewürdigt zu werden verdient.

Die Kirche fand freilich bei ihrem Ursprung schon ein einigermaßen geordnetes Jahr bei den gebildeten Völkern des Abendlandes war; daß diese Anordnung auch bei den vorchristlichen Völkern, Juden sowohl als Heiden, eine Wohlthat der Religion war und auf religiösen Ansehen beruhte, ist nur vordringend bemerkt. Das Jahr, welches die Kirche im allgemeinen Gebrauch vorwand, war dasjenige, welches Julius Cäsar in seiner Eigenschaft als Oberpriester in Rom eingeführt hatte und sich deshalb das julianische, Dieses war aber gegen den wirklichen Sonnenlauf um einige Minuten zu lang, so daß auch dieser Unannehmlichkeit auf die Dauer der Zeit eine große Nachtheil entstehen würde. Die Kirche nahm diese Einrichtung, wie so mancher andere menschliche, was an sich gut war, aus dem Bedenken auf, verbesserte sie aber. Der erste Versuch, den Kalender zu berichtigen und zu verbessern wurde schon gemacht auf dem Rathe von Nicaea im Jahre 325 nach Christi, vollständig durchgeführt wurde diese Verbesserung aber erst im Jahre 1582 durch den Papst Gregor XIII.; daher wird außer Kalender, in welchem jedes vierte Jahr ein Schaltjahr ist, so eben, daß der vierhundertste, der fünfte, der zehnte ein Schaltjahr sein mußte, heißt ist, der Gregorianische genannt. Die Protestanten weigerten sich aus Abneigung gegen den Papst lange, diesen verbesserten Kalender anzunehmen, haben sich aber doch endlich dazu verstanden; die Aussen sind alle Griechen, welche das Ansehen des Kalenders nicht anerkennen, sind hierin, wie in andern Dingen noch hinter uns zurück und gebrauchten noch den alten ganz veralteten Julianischen Kalender.

Wie die Festsetzung des ganzen Jahreslaufes, so ist auch die regelmäßige Anordnung der einzelnen Teile von der kirchlichen Autorität ausgegangen. Die Festsetzung der Messenzeit nach dem Papst Gregor dem Großen, am Ende des sechsten, der regelmäßige Anfang des neuen Jahres auf den ersten Januar durch Papst Innocenz XII. am Ende des sechzehnten Jahrhunderts angeordnet. Mit Recht können wir die Frage thun, ob es wohl noch eine andere Anordnung auf Erden giebt als die der Kirche, die im Grunde gerechter wäre, eine solche für den Mensch und das ganze bürgerliche Leben so außerordentlich wichtige und nützliche Einrichtung, wie die eines richtig geordneten Kalenders ist, mit solcher Uebereinstimmung bei den verschiedenen Nationen einzuführen. Nicht die Namen der Heiligen allein, womit die Tage beschriftet sind, sind die ganze Anordnung und Einrichtung weiser Kalenders ist ein Zeugnis von der wohlthätigen Weisheit, welche die Kirche, die große Erbin, auch für das irdische Leben des Menschen einsetzt.

Was hat es also zu bedeuten, daß die Kirche neben diesem bürgerlichen Jahre noch ein besonderes, davon verschiedenes kirchliches Jahr anordnet? Die Antwort auf diese Frage kann nicht schwer sein. Wie nämlich die Kirche als eine unmittelbare Stiftung Gottes und göttliche Heiligkeit, in das menschliche Leben hineintritt, obwohl sie doch die natürliche Ordnung des menschlichen Lebens nicht aufhebt oder löst, sondern vielmehr von ihrer übernatürlichen Ordnung aus leitet, verbessert, veredelt, auch in die natürliche hineinwirkt, so hat sie neben dem bürgerlichen Jahre, welches der natürlichen Ordnung angehöret, welches aber auch von der Kirche seine rechte Ordnung bekommt hat, eine höhere Ordnung in dem Kreislauf des kirchlichen Jahres aufgestellt. Das kirchliche Jahr giebt der natürlichen Ordnung an, denn es richtet sich nach dem (sichtbaren) Lauf der Sonne, von dem alles Leben auf Erden und im Reich der Thiere abhänget. Das kirchliche Jahr richtet sich nach dem Lauf einer andern Sonne, von der jene irdische Sonne in aller ihrer Macht nur ein matter Reflex ist, nach dem Punkte der irdischen Erde, den die Kirche die Sonne der Gerechtigkeit nennt, der die Hülle seines göttlichen Lebens verbergend, sich erhebt hat in seiner Auferstehung, um für uns sterbend den Tod zu überwinden und als Sieger über den Tod und dem Tode entsanden, die Hülle des neuen und

ewigen Lebens über uns zu erheben, damit wir Fröhliche bringen bei der Gerechtigkeit. Ein gewisser Anlaß dieses Kreislaufes des kirchlichen Jahres ist der Kreislauf des natürlichen Lichtes, sich schon bei oberflächlicher Beobachtung nicht verkennen. Weihnachten, der Anfang des verheißenen Lebens Jesu — Winter, das Leben der Natur hat sich im Januar zurückgezogen und verborgen; Ostern, Auferstehung Jesu aus dem Tode; Pfingsten, Wiedergeburt der Natur ersticht vom Tode; Michaelis, Wiedergeburt des heiligen Geistes und seiner Gaben; — Sommer, die Natur in ihrer vollen Entfaltung; Allerheiligen, Gnade Gottes in den Scheitern des Himmels — Herbst, Gnadezeit.

Der Kalender also, der kirchliche und der bürgerliche, ist ein Denkmal der dem Geiste Gottes entsprechenden weisen Fürsorge der Kirche für die Irdischen und die übernatürlichen Interessen der Menschheit.

Stadtpfarrer Mägenberger 4.

Am 22. September erkrankte die katholische Pfarre auch unter Tischtschick die von Frankfurt a. M. stammende Franzosenstadt, daß der hiesige Stadtpfarrer, der Geistliche Rat und Domkapitular Herr Mägenberger in die Gasse abgerufen worden sei.

Herr Stadtpfarrer Mägenberger kam erst im 57. Lebensjahr. Er wurde geboren in Düsselberg und war als Richter zuerst zwölf Jahre in der Kölner Erzdiözese thätig. Eine zeitlang wirkte er in seiner Vaterstadt als Kaplan an St. Ansgar. In dieser Stellung war er — wie folgt geleitet — auch für den Konviktsbau und den „Verein zur Verbreitung religiöser Bücher“ nicht gewöhnlichen Ausverhältnisses thätig. Für die Gesellschaft der armen Dienstmägden wirkte er schon als Kaplan von Keimig durch Begründung einer Klosterkammer vorzüglich einzuwirken; dadurch wurde er mit hiesigen „Arbeitslosen“ verbunden, die dem damaligen Superior, dem verehrten kirchlichen Räte Wittmer, näher bekannt. So wurde er nach Demnach bei Montabaur, dem Mutterhaus der Gesellschaft, gezogen. Hier lernte ihn der verstorbenen ungarische Herr Bischof Dr. H. an kennen; dieser zog ihn nach Urmurg an der Ruhr, wo er als Subprior im Jesuitenseminar und später als Regens thätig war. Als Herr Stadtpfarrer und Domkapitular Wittmer 1869 nach Urmurg ging, um dort im kirchlichen Ordinarat und Räte thätig zu sein, wurde Herr Mägenberger dessen Nachfolger, und zwar im November 1870. Bischof hat der Verdienste unter den so schwierigen Verhältnissen der katholischen Missionare Frankfurt (über 40 000 Seelen) in den verschiedenen Gebieten seines Amtes gewandelt. Die dabei verdiente Erwähnung ist sich auf dem Gebiete der Schule. Mit Anstrengung und Opferung seiner irdischen Mittel rief er, um die katholischen Kinder vor den hiesigen und hiesigen St. Josephschule, für die Mädchen im Hause der hiesigen Familie von Tzara und Taxis die sogenannte Balaischule, indem die hiesige Parochie für Mädchen, deren Leitung er in den letzten Jahren den Urschwestern anvertrauen konnte.

Als Kenner und Förderer der Kunst war Herr Stadtpfarrer Mägenberger neben seinen vielen Amtspflichten unermüdet und mit großem Erfolge thätig. Sein Sommerlohn war ebenso bekannt wie seine Beziehungen, namentlich zur Erweiterung und Verschönerung aller Klöster, die außerhalb Deutschlands ausgebreitet. Zur Verschönerung des Frankfurter Domes und anderer katholischer Kirchen hat er sehr viel geleistet. Ein Mann von Urteil und klarem Denken, thätig er sich über das kirchliche Regiment, unter dem wie leben, in seiner Sprache und in seiner Weise. Er war daher auch für die katholische Bewegung vielfach thätig, so 1883 für die Abhaltung der deutschen Katholikenversammlung in Frankfurt. In Düsseldorf begründete er das „Düsseldorfer Sonntagsblatt“, aus welchem sich das „Düsseldorfer Volksblatt“ entwickelte, in Urmurg führte er den „Missionsboten“, in Frankfurt a. M. das „Frankfurter Volksblatt“ ins Leben und wirkte er gewislich viel für dieselben. Seine Passionen, daß in Frankfurt auch haben für eine größere, täglich erscheinende katholische Zeitung sei, war eine Lüge; die vornehmlich auf sein Betreiben begründeten Blätter dieser Art finden keinen Boden, die dafür

von ihnen Unternehmern gebrachten Opfer waren selber verloren. Als Freund der Armen, als mildthätiger Ober hatte Herr Stadtpfarrer Mägenberger, den auch eine große Frömmigkeit auszeichnete, stets eine offene Hand. Aus Aachen brief er 1875 die Armenkassen vom H. Franziskus für die Armenpflege zu.

Seine Wohlthätigkeit und Milde gegen die Armen kannte keine Rücksicht und keine Grenzen. Thätig war die Zeit der Mühsal und die Mühsal auch zu anderen Zeiten war der Anfang zu seiner Wohnung und sein Vorzimmer von Kranken und Hilfsbedürftigen förmlich besetzt, aber keiner ging so weit an ihm lag ungetrüblich und ununterbrochen von dauern. Ein die bestimmte nachmiltägige Zeit hatte Nebenmann ohne Unterbruch thätig zu ihm. Das Dienstpersonal war streng angeordnet, nur ja Niemand abzumachen und hatte, wenn es dies bei allen härten Überlege zu dem Glauben, daß die Mühsal seiner Thätigkeit nicht unbraucht werde, zuweilen bemerkt hat, sein erstes Heil zu geodrigten. Er sah in dieser Thätigkeit — und nicht bloß in dieser — ein wesentliches Merkmal seiner weltlichen Thätigkeit.

Eine sehr hervorragenden Eigenschaften war ein unermüdetes rastloses Streben. Die fromme Regel „deus et deus“ ist seinen gründlichen Beschäftigungen weltlicher, organisatorischen und verwaltenden Thätigkeit der Tag nicht aus. In seiner die Nacht zu Hülfe. Der manchmal suchte er die Lagerstätte überhaupt nicht auf, und fand ihm die aufwachende Sonne nach am Schreibtische liegend. Weilen führte er nur bei Nacht aus, um den Tag und für die Arbeit frei zu haben. Nur so ist es auch zu erklären, daß er neben den sonstigen Folgen seiner Thätigkeit auch noch am literarischen Felde, insbesondere auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und der Kirchengeschichte, Werke von höchstem Werte schaffen konnte. Jeder hat er sich nicht viel zugestanden. Die Zeit der Arbeit hat ihn erdichtet und mit dem Grund zu seinen frühen Tod geführt.

Selbst sein von Natur harter Körper mußte dem Jüdel erliegen. „Ich habe meinen Leib als Sklave behandelt, und nun bin ich der Sklave meines Leibes“, so sagte er — wie man der „Deutschen Reich“ mitteilt — als er nach langem Widerstände auf das Krankenlager gestürzt war, und dort unerbittlich muhte. Freilich hat andererseits wieder sein Krankenlager wesentlich dazu beigetragen, ihn in einen ruhigen Werte zu erkennen. Dort hat sich seine Frömmigkeit als erst bemerkt. Was Augenzeugen davon berichten, das klingt sehr übernatürlich. Keine Klage kam trotz der Qualen, die ihm eines der schwersten Leiden bereiten mußte, über seine Lippen. Was Dankbar war er nicht mehr über die Güte Gottes, die ihm durch ein längeres Krankenlager Gelegenheit gab, einerseits seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen, andererseits an die Vordereitung auf den Tod, der doch kein ganzes Leben gewährt war, noch die letzte Hand zu legen. So friedlich er dabei. Reiner noch werden die ihn näher gekannt haben, wird ihn so vergessen. Glückselig diejenigen, die seine langwierige Krankheit wurden. Sein Wohlstand wird auch über die Hand hinaus noch wirken. Gedanklich wie sein Leben und sein Tod wird auch die Erinnerung an ihn sein.

Geistliche Schauspiele im Mittelalter.

In der St. Michaelszeit werden mit Vorliebe von christlichen Vereinen geistliche Schauspiele aufgeführt. Das ist ein hochentwickeltes Zeichen eines wahrhaft christlichen Geistes. Wie dürfen auf die Compositoren der Leser denken, wenn mit einem Gegenstand an ihrem Geiste vorbereiten, dessen Betrachtung aus die höchsten Weltanschauungen auflegen. Die Weltanschauungen sind ein Ueberrest der geistlichen Anschauung des Mittelalters.

Als über den Trümmern des Heidentums christlicher Glaube erblühte, als ein Zeitalter des geistlichen Abendlandes die Bereingung des Weltgeistes begann, wies die Kirche den höchsten Zweck auf die Erhöhung und großartigsten Geheimnisse unseres Glaubens hin, die durch ihr ganzes Wesen und ihre Darstellungen in den heiligen Schriften sowohl, wie bei den Gottesdiensten auf eine dramatische Behandlung hinwies. Die Fiktion des geschichtlichen Dichters des neuen Bundes, der H. Heide, ist ohne Zweifel dramatisch, wie auch die Erzählungen der H. Schrift über die Geburt

Jugendgeschichte und das Festen Christi voll von dramatischen Geschehnissen sind.

Die dramatischen Darstellungen innerhalb der Kirche wuchsen sich und nahmen eine bestimmte Gestalt an in dem Maße, als für die einzelnen bedeutenden Momente aus dem Leben, Leben und der Verkörperung des Herrn eigene Feste eingesetzt wurden. Mit dieser Welle entstanden die Rosenzweige, Weihnachts-, Dreikönigs-, Palmsonn- und Karfreitagsspiele. Was das Alter der geistlichen Spiele anbelangt, so finden wir sie in den orientalischen Ländern schon im 5. und 6. Jahrhundert vor. In Frankreich wurden unter den Karolingern am Weihnachts- und Dreikönigsfest dramatische Spiele in der Kirche aufgeführt.

Das älteste und ganz christliche religiöse Drama ist ein Passionsspiel, der lebende Jesu, welches einem Kirchenwörter des 4. Jahrhunderts, dem hl. Gregorius von Nazianz, zugeschrieben wird. Der Verfasser erklärt, er habe bei Dichtung desselben den Grundgedanken vor Augen gehabt, wie leicht wurde dem Volke angedeutet, der auch heilige Trostspender gebildet sein soll. Eine bedeutende Stelle in der Reihe geistlicher Schauspielbilder nimmt sodann die gelehrte *Madama* ein, eine Kosterfrau (schillerischer Name), die unter Otto dem Großen im Stifte Gandersheim in Goslar lebte. Ihre bedeutenden Ursprünge auf diesem Gebiete der Literatur, die lieber von den Deutschen viel weniger als von den Engländern, namentlich von Frankreich, gemocht werden, wurden durch die Abkunft, die damals viel gelehrten, oft antiken Dichter Lesens zu verdrängen, veranlaßt. Roswitha lebte vor sich her, aber nicht so, wie Roswitha lebte, sondern sie war eine gelehrte Kosterfrau, die unter Otto dem Großen im Stifte Gandersheim in Goslar lebte. Ihre bedeutenden Ursprünge auf diesem Gebiete der Literatur, die lieber von den Deutschen viel weniger als von den Engländern, namentlich von Frankreich, gemocht werden, wurden durch die Abkunft, die damals viel gelehrten, oft antiken Dichter Lesens zu verdrängen, veranlaßt.

Roswitha lebte vor sich her, aber nicht so, wie Roswitha lebte, sondern sie war eine gelehrte Kosterfrau, die unter Otto dem Großen im Stifte Gandersheim in Goslar lebte. Ihre bedeutenden Ursprünge auf diesem Gebiete der Literatur, die lieber von den Deutschen viel weniger als von den Engländern, namentlich von Frankreich, gemocht werden, wurden durch die Abkunft, die damals viel gelehrten, oft antiken Dichter Lesens zu verdrängen, veranlaßt. Roswitha lebte vor sich her, aber nicht so, wie Roswitha lebte, sondern sie war eine gelehrte Kosterfrau, die unter Otto dem Großen im Stifte Gandersheim in Goslar lebte. Ihre bedeutenden Ursprünge auf diesem Gebiete der Literatur, die lieber von den Deutschen viel weniger als von den Engländern, namentlich von Frankreich, gemocht werden, wurden durch die Abkunft, die damals viel gelehrten, oft antiken Dichter Lesens zu verdrängen, veranlaßt.

Das geistliche Schauspiel wurde von 12. bis 15. Jahrhundert immer häufiger und fand allgemeine Verbreitung. So erdient Kypriolo Jeno ein solches, welches 1243 zu Bobus an Oberstele aufgeführt wurde. Maratol berichtet, in Trient sei im Jahre 1298 Ende Mai eine Vorstellung des Spiels, b. h. des Lebens, der Auferstehung, der Himmelfahrt, der Herabkunft des heiligen Geistes und des Verhängens Christi beim Gerichte, am Hofe des Patriarchen des österreichischen Staates durch den Klerus preiswürdig und loblich aufgeführt worden.

Johann Wob aus Neres diktirt im 1260 das Spiel von St. Nikolai. Der Dichter wollte durch solche Feste, welche am Kreuzzuge nicht teilnehmen konnten, einigermassen dadurch entschädigen, daß er die Jüdischgelehrten im Geiste an dem hl. Kampfe für Gottes Ehre und die Befreiung der Unglücklichen teilhaben ließ. Gegenstand des Spiels ist die Befreiung eines unglücklichen jüdischen Königs durch ein Wunder des hl. Nikolaus und die Bekehrigung der durch die Hand der Unglücklichen geführten Kreuzfahrer, die als Märtyrer geehrt werden.

In Rom wurde im 13. Jahrhundert eine eigene Bruderbrüder gegründet, welche es sich zur Aufgabe stellte, alljährlich in der Grottoe des heiligen Christi dramatisch vorzuführen. Im Jahr wurden Ende desselben Jahrhunderts die Passionsspiele eingeführt, wobei jedes Gewerbe der Stadt von höchstens bis zum niedrigsten verpflichtet war, auf eigene Kosten eine Scene des alten und neuen

Testaments zu Ehren des hl. Sacraments darzustellen. Wie bedeutender Beliebtheit war man für die geistlichen Spiele in den Niederlanden eingewonnen. Besonders mit selten gewerblichen, kunstvollen Städten, seinen vom Geiste des Wandens durchdrungenen Bewohnern ist der Boden, wo nicht das die Kaiser und Kaiserin im Dienste des Christentums die herrlichsten Kämpfe trieb, sondern auch die Besuche in den geistlichen Schauspielen in Lebensgröße, oder richtiger Weise sich entfaltete. In den Niederlanden und Nordfrankreich entstanden, wie in Rom, eigene Bruderbrüder zur Beherbergung Gottes und der allerhöchsten Jungfrau durch Musik und Poesie. In Genua der Hochgebirge verfassten die Brüderbrüder solcher Bruderbrüder für die hohen Feste der Mutter Gottes geistliche Schauspiele, die mit kostbaren Geweben gefüllt wurden. Namentlich war es das Fest Maria Himmelfahrt, oder der Tag des großen Gedächtnisses, an welchem die himmlische Königin von Jerusalem durch Musik und Poesie im Dienste des Christentums die herrlichsten Kämpfe trieb, sondern auch die Besuche in den geistlichen Schauspielen in Lebensgröße, oder richtiger Weise sich entfaltete. In den Niederlanden und Nordfrankreich entstanden, wie in Rom, eigene Bruderbrüder zur Beherbergung Gottes und der allerhöchsten Jungfrau durch Musik und Poesie.

Die Kosterfrauen über Alerie Aufführungen geistlicher Spiele in Deutschland sind ziemlich häufig. Berichtet wird von einem Spiel, welches die deutsche Herrin 1204 durch die Mönche in Horesburg, Vinnemann berichtet von einem lateinisch geschriebenen, im Kloster Wendischbunzen gefundenen Manuscript, in welchem die Propheeten des alten Bundes, unter ihnen auch Hiobam auf seinen Hof erschienen. Ihren Preisbedingungen wollen die Juden nicht glauben; der Schultheiß rufte als Schiedsrichter den hl. Augustin herbei, der an der Kirchenfeier dem Ganzen zugehört hat. Darauf entließ ein heiliger Diener, es wird, sodann aufgeführt die Kosterfrauen in Rom. Unter den geistlichen Schauspielen nahmen die Passionsspiele wegen ihrer großen Zahl, ihres lebten, herzerregenden Gegenstandes und ihrer langen Dauer eine hervorragende Stelle ein. Fragmente des ältesten deutschen Passionsspiels, aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, besitzen wir aus dem Kloster Mari. Aus dem 14. Jahrhundert ist erhalten das Zumbreder Passionsspiel. 1412 wurde ein Spiel von St. Dorothien an dem Markte von Deuren aufgeführt, wobei 33 Menschen gleichzeitig des Inhalts eines Buches das Leben verloren; ein Landbau, der das Recht des Spiels zur Folge hatte. 1498 fand zu Frankfurt a. M. die Aufführung eines Passionsspiels statt, welches wegen der großen Zahl der mitwirkenden Personen, 265, merkwürdig ist.

Die geistlichen Spiele im Mittelalter wurden zunächst in der Kirche gegeben. Die Bühne war im Innern derselben unter dem Eingange aufgeschlagen und zeigte schon eine, wenn auch unvollkommenen Aufschneide; es erscheint die Zucht über dem Haupt Jesu, es wird dargestellt die Auffahrt des Herrn, aus der Stern der Heiligen erscheint. Drei Knaben, reich gekleidet, mit goldenen Kronen auf ihren Häuptern und ein goldenes Gefäß in der Hand, stellen die Weisen aus dem Morgenlande vor und stehen in der Kirche ein auf das fest beschriebene Bild. Während dieses Gesanges näherten sie sich dem Altare, wo das Jesukindlein aufgestellt war. Dann erhob der erste sein Gefäß und sagte: Wold vom Hellen, dem der zweite: Weibtraud vom Dritten, endlich der dritte: Nartiken vom Dritten. Nun zeigte einer von ihnen mit der Hand den von Kirchengewölbe herabhängenden Stern und sang im

hohen Tone: „Dies ist das Zeichen des großen Königs.“ Mit alle drei gingen dann zum Opfer, ein auf die hl. Handlung bezügliche Lied singend. Nach Beendigung des Opfers erhob ein jüngerer Knabe hinter dem Altare seine Stimme, welche die Stimme des Engels darstellte, sagte und sang: „Ich bringe euch Botchaft vom Himmel! Es ist geboren Christus, der Herr der Welt, zu Bethlehem, wie es der Prophet verkündet.“ — Der Bühne in der Kirche gegenüber lag die hohe Weisheit, auf den Gallerien der Kirche die Borchamen, im Schiffe das Volk.

Da aber bald der Raum für die weither zu reichenden Zuschauer nicht mehr ausreichte, so wurden Kirchenhöfe und öffentliche Plätze herangezogen. Bei der Unvollkommenheit des feindlichen Apparats waren die Dreifachreihen auf einem großen Gerüste neben- und übereinander angebracht. Wie die Bühnen, so war auch die Scenerie oft mit abwechselnd, ein fest stellte einen Berg, eine Höhe ein Grab dar. Der Beginn des Spiels zeigte sich das ganze mitwirkende Personal unter Vorantritt von Engeln, welche dem Volke Schmeigen gebieten, vor dem Publikum entweder im Hofe oder aufgeführt oder aufgeführt. Dann wurde das „Veni sancto spiritus“ gesungen, worauf zwei Engel das „Veni sancto spiritus“ anstimmten. In einem Prologe gibt der Verfasser oder Erzähler die Beschreibung der Personen an und schaltet während des Spiels Erklärungen ein. Im Oberammergauer Passionsspiel hat sich dies mit der Veränderung erhalten, daß der Chorführer im Prologe den Inhalt des ganzen Spiels in untern Worte verkündet und zwischen den einzelnen Szenen aus dem neuen Testament mit dem ganzen Chor die Vorbilder aus dem alten Testamente, sowie deren Beziehungen zu den entsprechenden neuteamentarischen Ereignissen im Lichte erklärt.

Die geistliche Dichtung des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels lag nicht so sehr in kunstgerechter Aufführung bestehen, als vielmehr in der Erhabenheit des Stoffes begründet. Der heilige Gegenstand, welcher dargestellt wurde, vermochte die Dargestellten zu fesseln, während heutzutage vielfach auf die brillante Form und den lapidarischen feindlichen Apparat das Hauptgewicht gelegt wird. „Trib. Hg.“

Der Stern von Bethlehem.

Nach den Angaben und Beobachtungen der Gelehrten und Astronomen soll in den nächsten Jahren der Stern von Bethlehem wieder sichtbar sein. Jedem mal nach 315 Jahren soll er erscheinen, da er in diesem Zeitraum seine Laufbahn durchkreuzt hat. Dieser Weltkörper würde somit sein Christi Geburt zum 6. Male seinen Kreislauf gemacht haben. Seine Bahn muß daher wohl eine unendliche weite sein, selbst wenn sein Lauf nicht die Geschwindigkeit unserer Erde hätte, die bekanntlich in einem Jahre die Sonne umkreist und damit in jeder Stunde 14000 Meilen von ihrer Bahn zurücklegt. Unbegreiflich groß aber muß der ganze Weltkreis sein, wenn man voraussetzt, daß darin nicht allein einige, sondern Millionen von Weltkörpern (Sternen) sich bewegen. Unser Mond als Beispiel und nächster Stern unserer Erde ist 40 Mal kleiner als die Sonne und umkreist sie in jeder Stunde um 50000 Meilen von uns entfernt ist. Sie ist allerdings bedeutend größer als unsere Erde, und hat ihr Licht 8 1/2 Minuten Zeit notwendig, ehe es zu Erde gelangt. Bei dieser großen Entfernung bewirkt doch ihr Licht und ihre Wärme auf unserer Erde die durch den Schöpfer bestimmte Vegetation. Wenn nun auch einzelne Erscheinungen unserer irdischen Natur einen Zweck des Geschaffenen in etwa erkennen lassen, was kann begreifen und begründen die Bestimmungen oder Zwecke all der Millionen erschaffenen Weltkörper? Doch auch das Räthsel reicht hin, um unsere irdischen Vernunftmenschen zu überzeugen von der unendlichen Größe, Macht, Weisheit, Liebe und Güte des Schöpfers, von seinem Dasein und Reize Willen. Welchem Zweck ist nicht unsere Erde ähnlich unterworfen? Da sind es i. U. Witterungserscheinungen aller Art. Obwohl die vier Jahreszeiten alljährlich eintreten, so wachet doch ein Jahr von dem andern ein bedeutend ab; das eine Jahr ist kalt trocken, während das andere sehr feucht oder noch feucht; ein Winter hat große Kälte, der andere geringe; oder ein Sommer wenig, und der andere große Hitze. Darsen, Girdeden, Ueberhochkommunen etc. sind ebenfalls unregelmäßige Erscheinungen. Wachen wie einen Blick nach oben zum Sternengelt. Auch da tritt einander ein



Münchener Sonntagsblatt

Religionswissenschaftliche Beilage

Münchener Volksblatt

Donnerstägliche Beilage

Dr. M. Sack

Druck und Verlag von Schmid, Schönbach-Platz, München

Nr. 2.

Samstag, 11. Januar.

1891.

Escher Sonntag nach der Ertheilung des Heeren.
Wangelum nach dem heil. Lukas II, 42-52.
Inhalt: Empfinden der Eltern mit dem pubertätlichen Knaben nach Jerusalem zum Osterfest.

Die katholischen Missionen im Jahre 1890.
Das Hauptergebnis der Missionen im Jahre 1890, ein Geistes, welches wieder einmal die Macht des Triumpfes in ihrem vollen Maße zeigt.

ein stark Licht auf die Beziehungen zwischen dem christlichen Orient und Occident wirft.

Die Situation des Katholizismus im Orient hat sich in seiner Welt verändert. Unter der ständigen Regierung des Sultan hat sich das Apostolat mit einer Fröhlichkeit, welche in vielen katholischen Ländern kaum zu finden ist, ausbreiten können.

Auch im äußersten Orient, in China und Zwanzung, ist die Situation nicht gelassener; die Folgen des letzten Krieges machen sich noch immer fühlbar, und die Bedrückung gegen die Angehörigen der Missionen dauert fort.

verfüllt zum Abschluß des Friedens beschließt und wurde dafür zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Auch in Amerika blüht die katholische Kirche unter der religiösen Freiheit, und die Beschlüsse des Conciliums von Baltimore werden ganz streng für das Apostolat reifer Früchte getragen.

Im Jahr 1890 erlitten wir auch den Erzbischof von Würzburg, die Bischofe von Bielefeld und Breslau, dank deren ausdauernder Thätigkeit die Sache des Apostolates in den nördlichen Staaten in großartiger Weise gefördert wurde.

Gedanken über die christliche Ehe.

Für das Glück einer Ehe ist, wie wir in Nr. 52 des vorigen Jahrgangs gesehen haben, die Frömmigkeit wesentlich. Es wird nun ziemlich allgemein angenommen, daß die Frömmigkeit ausschließlich Sache der Frauen ist.

In der Familie des Kardinals Dienerstedt, der als Vizekanzler des Fürstbischöflichen von Breslau nach, gab

es ist, wie das bei großen, händlichen Familien vorwiegend, gewöhnliche Eifersucht und Eifersuchtungen. In solchen Augenblicken pflegt die fromme Mutter die schönen Worte zu sagen: „Kommt, Kinder, wir gehen jetzt zu unserer Mutter.“ Und von Kindern und Töchtern begleitet, verläßt sie sich nach der kleinen Dankbarkeit und freuet sich vor einem uralten Muttergottesbilde nieder, dem sie ihre Not oder ihr Anliegen vortrag. Dann kehren sie wieder getrost zu ihren Pflichten zurück, sehr vertrauensvoll, daß sie nicht vergessend geteilt hätten. Eine fromme Mutter ist der Segen ihres Hauses.

Ein Sohn, der auf dem Schöße seiner Mutter sitzen gelernt hat, wird niemals ganz unangelegenen Tönen,“ sagte Graf Le Noire in sein und richtig. — Ich kannte eine herrliche Familie, deren Töchter niemals aus dem Hause gingen, ohne sich das Kreuzzeichen von der Mutter zu erbitten. Und so geschah es denn auch einmal, daß der Erzbischof bei seinem Besuche nach der Unterstadt, vergeblich im Hause nach der Mutter suchte, bis er sie endlich in der Küche fand, wo sie mit Verdacht beschäftigt war.

„Mutter, ich muß mein Kreuz haben,“ hat er, „Ich habe aber die Hände voll Mehl,“ rief er. „Was macht das? Sie werden doch einsehen, Mutter, daß ich mein Kreuz haben muß, wenn ich fortgehen will;“ und wirklich gab er sich erst dann zufrieden, als ihm seine Bitte gewährt worden war. Dieser Jüngling fand später als Universitäts-Professor in B.

Ein verworfener Sohn kam einst in eine Familie, in welcher Gerechtigkeit und Gerechtigkeit, Milderkeit und Güte nie trübe Fremde zusammenließen und sich gegenseitig des Lebens Leben abnahmen oder doch erleichterten. — Mit feuchten Augen betonte er: „Wenn meine fromme Mutter noch länger gelebt hätte, wäre auch ich sicherlich ein besserer Mensch geworden.“

Ein Weib ohne Religion ist ein Unthier; aber, verzeihen mir es nicht — auch der Mann darf nicht mehrtheils Stille für das eheliche Glück nicht erwählen. Ich will zugeben, daß er seine Uebereignung vielleicht weniger durch äußere Anbacht künftighin, als seine Frau; aber Glaube und Religion muß heilungswirksam sein in ihm zu finden, wenn Gottes Segen und das Schicksal seinen Wohlstand im Heiligen soll. Ein frommer Mann ist gewöhnlich ein einziger Mann, über den sich die Engel im Himmel freuen müssen. Der Mutter frommigkeit soll den Kindern gewissermaßen per Vererbung werden, eine Sache, die sie nicht anders wissen noch können, als durch das fromme, andächtige Beispiel des Vaters in die junge Seele und heimlich dort schon unauflöslichen Eindruck.

Die frommigkeit des Vaters muß übergehen in Fleiß und Fleiß, muß sich äußern in eifrigen, geistigen Werken, in geistlichen Werken bei den von Gott gesandten Predigern, als in ruhiger Ergebenheit bei den Schicksalsfällen, die niemand erspart und Religion, muß ein Muthersmann sein für alle anderen, muß ihnen vorleuchten mit gutem Beispiel, mit Liebe und Geduld. Jeder ist oft das Gegenbild der Frau, und muß zugegeben werden, daß nicht immer in lausenden frommen Familien Fröhe und heilige Liebe gefunden werden. Es fehlt aber dann die wichtige frommigkeit, es herrscht dort nur ein Scheingebäude, das nicht steht, wie alles, was nicht aus Gott ist. Die wichtige frommigkeit übersteht jedem Vorurtheil und beschützt das allbekannte Wort:

„Wo Gott, kein Noth; wo Gott, kein dauerndes Unglück — weil, wo Gottesfurcht, auch Gottesliebe und Gottseligkeit für alle diejenigen, die sich ihm weihen und mit seinen Verdiensten sich ihm überlassen.“

Eine gute Lektion für die Feinde der Ordensleute.

Folgender Bericht ergab sich vor Kurzem in Bismarck in der Provinz Preußen. Ein Offizier, der im Militärleben, erzählt ihm in folgender Weise: „Kam mir ich zu Bismarck, als mir ein alter Freund, Namens Benard, begabete, welchen ich seit mehr als 4 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Georges Benard ist Lieutenant im 3ten, und heißt in seiner Uniform (Kornet und Adjutant) und hat seine sehr angenehme Beschäftigung und ein feines Benehmen, so daß ich mich nicht wenig darauf zu

Gute that, mit ihm auf dem Traktat (Seitenweg) spazieren zu gehen.

Gegen Abend gingen wir auf und ab in der Höhe des Bahnhofs und erwarteten die Abfahrt des Schnellzugs. Da kam ein Briefträger, ein großer, stämmiger Mann, der jedoch von Alter und Anstrengung etwas gelblich war. Er hatte einen herrlichen Vollbart, um den ihm manche beneiden mochte. „Siehst Du den Ordensmann?“ fragte mich plötzlich mein Freund, „den muß ich kennen. Ja, richtig, er ist es, ein Ordensmann, den ich unter sehr schmerzhaften Umständen kennen gelernt habe. Kommt, ich will etwas näher sehen, ich möchte doch gern die alte Bekanntschaft mit ihm erneuern.“

In diesem Augenblicke ging der Briefträger an einem seiner natürlichen Rasenplätze vorbei, welche an dem breiten vornehmen Stroge liegen. Plötzlich trat der junge Mann aus, sobald er den Ordensmann an sich sah, und den Ordensmann zu erkennen: „Seht doch einen von den euren alten Bekannten! Hebt! Du hast vergessen! Das ist der alte Herr Benard!“

„Ich mein Freund,“ rief er, „wie die jungen Herren dem ehemaligen Mann diese und ähnliche Worte zuwenden, wurde er ganz aufgeregt und wußte nicht den Mann, daß ich hätte sprechen können. Nein, wirklich, das soll Ihnen nicht geschehen werden.“

„Ich denken mich ich ein Wort reden.“ Ich schickte ihm zu beruhigen. „Doch sie doch lassen,“ machte es noch wie der Briefträger! „Sie ist froh, sie mit B.“

„Nein, so laßt ich das nicht hingehen. Briefträger und Soldaten sind Brüder. Wer den Glauben schenkt, dem gebührt die Ehre. Was ist das, was die jungen Herren eine Schelte geben.“ — Und plötzlich trat mein Freund laut zu mir an: „Ehrensache, lieber Vater! Mein Vater!“

Der Ordensmann sah sich um. Sein Blick begegnete dem meines Freundes. Sie erkannten sich und umarmten sich auf offener, belebter Straße.

„Ehrensache, lieber Vater! Ich bin glücklich, Sie wieder zu sehen. Sie bleiben etwa 10 bis 15 Minuten hier.“

„Doch ich habe so viele zu thun,“ rief er, „ich muß mit dem Schicksal sein. Doch nicht doch noch ungefähr 40 Minuten dauern.“

„Nun, dann schenken Sie uns wenigstens diese kurze Zeit. Kommen Sie, lassen Sie uns hier hinguhen!“

„O, warum denken Sie! Ein Ordensmann in ein Rasenstück!“

„A, Sie sind hier über zwei Stunden in der Höhe des Bahnhofs, ehrensache, lieber Vater! Wissen Sie nur wie eine lange Zeit brinnen. Ich habe da eine kleine Rechnung mit Reine zu bringen.“

„Wer hätte da meinen Namen,“ rief er, „wenn Sie so lange warten lassen! Der Vater sich so hinstellen und vor dem Vater sein. Ich sammle den Ordensmann und vor dem Vater sein. Ich sammle den Ordensmann und vor dem Vater sein. Ich sammle den Ordensmann und vor dem Vater sein.“

„Jetzt ist es so,“ rief er, „ich habe so viele zu thun,“ rief er, „ich muß mit dem Schicksal sein. Doch nicht doch noch ungefähr 40 Minuten dauern.“

„Nun, dann schenken Sie uns wenigstens diese kurze Zeit. Kommen Sie, lassen Sie uns hier hinguhen!“

„Ich bitte, Herr General,“ sagte der Ordensmann, „und laßt ich zu mir übergehen.“

„Gleich, mein Vater, wir haben noch Zeit.“

„Dann möchte er sich an die jungen Herren, denen das Leben schon vergangen war, und sehr fort.“

„So wüßte Sie denn, daß dieser demüthige Briefträger, den Sie als Paulus behandelt, im Jahre 1870 nach Solms bei der Revolution war und glänzend Bedienung seiner Kaiserlich abgab.“

„Nun, was ist dieser Briefträger?“ fragte mich plötzlich mein Freund, „den muß ich kennen. Ja, richtig, er ist es, ein Ordensmann, den ich unter sehr schmerzhaften Umständen kennen gelernt habe. Kommt, ich will etwas näher sehen, ich möchte doch gern die alte Bekanntschaft mit ihm erneuern.“

In diesem Augenblicke ging der Briefträger an einem seiner natürlichen Rasenplätze vorbei, welche an dem breiten vornehmen Stroge liegen. Plötzlich trat der junge Mann aus, sobald er den Ordensmann an sich sah, und den Ordensmann zu erkennen: „Seht doch einen von den euren alten Bekannten! Hebt! Du hast vergessen! Das ist der alte Herr Benard!“

„Ich mein Freund,“ rief er, „wie die jungen Herren dem ehemaligen Mann diese und ähnliche Worte zuwenden, wurde er ganz aufgeregt und wußte nicht den Mann, daß ich hätte sprechen können. Nein, wirklich, das soll Ihnen nicht geschehen werden.“

„Ich denken mich ich ein Wort reden.“ Ich schickte ihm zu beruhigen. „Doch sie doch lassen,“ machte es noch wie der Briefträger! „Sie ist froh, sie mit B.“

„Nein, so laßt ich das nicht hingehen. Briefträger und Soldaten sind Brüder. Wer den Glauben schenkt, dem gebührt die Ehre. Was ist das, was die jungen Herren eine Schelte geben.“ — Und plötzlich trat mein Freund laut zu mir an: „Ehrensache, lieber Vater! Mein Vater!“

Der Ordensmann sah sich um. Sein Blick begegnete dem meines Freundes. Sie erkannten sich und umarmten sich auf offener, belebter Straße.

„Ehrensache, lieber Vater! Ich bin glücklich, Sie wieder zu sehen. Sie bleiben etwa 10 bis 15 Minuten hier.“

„Doch ich habe so viele zu thun,“ rief er, „ich muß mit dem Schicksal sein. Doch nicht doch noch ungefähr 40 Minuten dauern.“

„Nun, dann schenken Sie uns wenigstens diese kurze Zeit. Kommen Sie, lassen Sie uns hier hinguhen!“

„O, warum denken Sie! Ein Ordensmann in ein Rasenstück!“

„A, Sie sind hier über zwei Stunden in der Höhe des Bahnhofs, ehrensache, lieber Vater! Wissen Sie nur wie eine lange Zeit brinnen. Ich habe da eine kleine Rechnung mit Reine zu bringen.“

O Blumen und Geden.

Ein Gedicht.

Düsseldorf

sonntagsblatt

Kelletztillliche Beilage
zum Düsseldorf Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Th. Beck

Druck und Verlag von H. H. Schmitt, Düsseldorf, Poststraße 10.

Nr. 3.

Sonntag, 18. Januar.

1891.

Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

(Namen-Jesu Fest.)

Evangelium nach dem H. Johannes II, 1-11.
In jener Zeit, als Jesus mit seinen Jüngern zu Gana durch den Wüstenweg in Betanien am Samstag vor dem Schabbath seinen letzten Fußwusch gab, als der verschiedenartige Mensch zu ihm kam.

Zum Feste des Namens Jesu.

Es tönt aus des Engels Munde
Des Heils bestellende Kunde:
Der Name Jesu ist erwählt,
Dass soll des Glaubens, wöhl der Güte,
Er bringe Saligkeit und Friede,
Der himml'schen Reichthümer Weile.

Er heißt der Heil's, anseheren,
Der Heil zu bringen, was irdischen
Verleib der irden Allern Schuld:
Du bist das Heil'se Schöpfungswort,
Vor dem der Hölle Mächte weichen,
Du bist das Pfand von Gottes Rath!

O Name, dem sich Alles weiget,
Denn selbst die Hölle weicht sich beugt,
Den Tod' und Himmal stillig kreißt:
Vom Vater uns zum Heil gegeben,
Nun uns mit Dir das Schicksal theilen,
Das himml'ische Reichthum weilt.

O Name, Seligkeit der Christen!
In Dir zum Kampfe uns zu rüsten,
In Dir zu leben, fern der Hölle,
Denn unf're demüt'sche Bitte:
Geleite durch der Heil'se Mitte
Heiligt uns durch Macht zum Tode!

P. S. P.

Die sonntägliche heilige Messe.

Warum hat die heilige Kirche unter den Werken zur Heiligung des Sonntags gerade die Bezeichnung der heiligen Messe ausdrücklich geboten?
Der Mensch steht unabhangig unter der Verpflichtung, Gott, als seinem hochsten Herrn, Huldigung und Anbetung, Gott, als dem Vater, der nicht aufhort, mit unendlicher Liebe ihm immer neue Wohlthaten und Gnaden zu spenden, hochpreislich und Dank darzubringen; immer von Neuem ist er fahig in der Liebe, im Bewusstsein seiner Sunde, sich vor seinem Gott verdienstlos und um Vergeltung bitten zu mussen, immer von Neuem hat er mit seinen taufensatigen Anliegen und Bitten am Thron Gottes zu erscheinen.
Taglich, ja unabhangig, hat der Mensch das Alles zu thun. Aber wie leicht geschieht es, daß er — im Drange der Geschafte und bei so manchen Ab-

haltungen und Hinderungen — im Laufe der Woche das Alles nicht oder nicht nach Gebahre thut. Auch darum, ja darum recht eigentlich hat Gott den Sonntag (den Sabbath) angesetzt und mit großen Nachdruck (Sabbath, das Du . . .) geboten, ihn zu heiligen, h. u. zu geistigen Thun zu verhalten. Und damit das angeordnet und so besto besto gefahrt wurde, hat Er fur diesen Tag ja die Arbeit, welche nicht durch eine Not geboten ist, als strenglich unterlag. (Sechs Tage sollst Du arbeiten und alle deine Geschafte thun; am siebenten sollst Du deine Geschafte thun . . .)

In diesem heiligen Tage soll also der Mensch das, was er sonst unabhangig zu thun im Grunde verpflichtet ist, nun einmal in recht vollkommener Weise thun und zugleich das im Laufe der Woche Verlassene oder nur unvollkommen Geschahene gewissensrein nachholen. Er soll bei Gott und Herrlichkeit seines Herrn eingehen werden, um aus dem Tage der Genugthuung ihrer Huldigung und Anbetung darzubringen; er soll sich bewaki werden, wie Gott liebt, besonders auch in der letzten Woche, wieder Seine Gattigkeit an ihm bewiesen und Schutz und Hilfe erlangen und in reicher Fülle seine Gnaden und Gnaden ihm ersendet hat, und jetzt mit unerschakter Liebe, um dem mit dankerfullen Herzen dem ahigsten Hochfahler gebahrenden Dank zu bringen.

Kammull soll er seine Wilde zumdenken auf die Heiligkeit, Sunden und Vergehungen des bisherigen Lebens, besonders der letzten Woche, um sie vor dem Herrn zu bereuen und abzuweihen und sich zu allem Guten wieder anzuhalten. Und aber alles dieses thut er, eingedenk seiner Bedarfnisse und wie er nach allen Seiten hin auf die Hilfe, die Gnaden und Gnaden des Herrn angewiesen ist, alle seine Anliegen und Bitten dem Herrn vortragen.

Alle diese vierfache Leistung, welche der Sonntag im Ansehung nimmt, um so groer und heiliger, je mehr sie im Laufe der Woche verflumt ist. Wille soll der Mensch ihr gerecht werden! Ist er ja so gering Dem gegenüber, Dem er Anbetung und Dank darzubringen soll, Dem er durch seine Sunden beleidigt hat, von Dem er so viele — so unerbittliche Gnaden und Gnaden zu erfahen hat! Dabei wegen seiner Sunden so unwurdig, daß er es kaum wagen darf, vor Gott zu erscheinen.

Darum wulle die heilige Kirche, sie wolle, daß der Mensch sich fur sich allein und aus sich nicht insubstante, seinem Gott und Herrn — am Sonntag — das zu leisten, was zu leisten er doch so heilig verpflichtet ist, seinen Gott und Herrn — am Sonntag — das zu leisten, was zu leisten er doch so heilig verpflichtet ist, seinem Gott und Herrn — am Sonntag — das zu leisten, was zu leisten er doch so heilig verpflichtet ist, seinem Gott und Herrn — am Sonntag — das zu leisten, was zu leisten er doch so heilig verpflichtet ist.

Darum erneuert Jesus, ihr großer Bruder und Heiliger, gekammert sein heiliges Opfer, was Er einst am Kreuz zur hochsten Huldigung des Vaters, zum Danke fur alle Seine Gattigkeit und Gattigkeit, zur Sohnung fur die Sunden und zur Errettung von Wenden und Gnaden fur sie vollbracht hat. Wahrend die heilige Handlung auf dem

Altare stattfindet, vollzieht sich das große, heilige Anbetungs-, Dank-, Sohn- und Huldigungsopfer des Kreuzes erneuert auf dem Altare. Es ist nahe gebracht, auf das Alle, sich ihm anschließend, es im Verein mit ihren geringen und unzureichenden Opfern dem Vater darzubringen konnen und wollen.

Da ist nun also der heilige Geist, wenn er am Sonntage der heiligen Messe beiruhet, in der Lage, Gott seinen Herrn gebahrend anzuwenden, ihm nahe zu sein, ihm ein entsprechendes Sohngebet fur seine Sunden darzubringen, seine Bitte erduldungs- widrig zu machen. Er darf nur im Bewusstsein seiner eigenen Unzulanglichkeit und Unwurdigkeit und seines Unvermogens, dem Herrn seine Suldigkeit zu leisten, sich dem heiligen Messopfer anschließen, er darf nur — im Verein mit dem Priester — die Anbetung, den Dank, so der gottliche Heiland hier auf dem Altare gegen den Vater vollzieht, an seiner Stelle dem Vater aufopfern; er darf nur das große Sohnopfer des Altars dem Vater als Genugthuung fur seine Sunden darbringen; er darf in betriff seiner Anliegen und Bitten nur auf das machtige Messopfer des Altars den himmlischen Vater hinweisen. Ja er kann und soll seine Anbetung, Dankagung, sein Sohngebet und Flehen mit dem Hochfahler, dem Priester, dem Huldigungs-, Dank-, Sohn- und Huldigungsopfer des gottlichen Herrn vereinigen, das Heilige genussvoll in das Opfer des Herrn hineinlegen und es so dem Vater darzubringen.

Wie solches Messe wird das große Opfer des Altars, das Opfer seines großen Herrn und Bruders sein Opfer, er hat es sich angewohnt und der Vater sieht es an und nimmt es auf als sein Opfer; und nicht, was er auf sich selber konnte, das ist gefahrt: Er hat wurdige Anbetung, gehohrende Dankagung, entsprechende Genugthuung fur seine Sunden, erduldungswidrige Bitte dem Vater darzubringen; er hat die großen Zuhoren, welche der Sonntag ihm auflegt, gehohrend vollzogen — vor Wille Gottes, zu seinem eigenen hochsten Heile.

Siehe da, was die heilige Kirche verlangt, unter den Werken, womit der Sonntag geheiligt werden soll, die unabhangige Beiruhung der heiligen Messe ganz ausschandlich zum Pflicht zu machen. Durch sein anderes Werk kann der Sonntag in dem Grade geheiligt und sein Zweck erreicht werden. Und weil die Verpflichtung, gerade am Sonntag — uberhaupt — und zum Schluss fur das in der Woche Verlassene mit Anbetung und Dank, mit Sohngebeten und Flehen vor Gott zu erscheinen, eine so wichtige, und der Mensch — fur sich — unermundig ist, sie zu erfillen und sie nur frucht bei heiligen Messopfer erfillen kann, darum hat die heilige Kirche dies in der allerstrengsten Weise — unter schwerer Sunde — ihren Kindern auferlegt.

Aus dem Gesagten erhellt die tiefe Bedeutung des ersten Kirchengebotes und die hohe Wichtigkeit der Kirche in der Auffassung dieses Gebotes, wie auch die vollkommenste Befolgung desselben, es unter schwerer Sunde aufzuliegen. Aus dem Gesagten ist auch ersichtlich, daß der heilige Geist schon nach der Natur der Sache und vollends frucht die Worte des Kirchengebotes streng verpflichtet ist, am Son-



Güldendorfer Sonntagsblatt

Elektrische Beilage
Güldendorfer Volksblatt

Hauptredakteur: Dr. W. Sisk
Redaktion: ...

Nr. 4. Sonntag, 25. Januar. 1891.

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XX, 1-16.
Inhalt: Jesus trägt das Weidloch von den Arbeitern im Weinberge vor, um seine Jünger, welche für ihre treue Arbeit eine besondere Belohnung beanspruchen wollen, zu belehren...

Septuagesima

Wird der heilige Sonntag genannt mit Hinweis auf die Sünde mancher Christen in früheren Zeiten, welche schon am heiligsten Tage vor Dornen (septuagesima heißt der siebenzigste) zu fallen begannen. Die heilige Kirche eröffnet mit dem heiligen Sonntag den zweiten Abschnitt ihres Jahres, der seinen Mittelpunkt mit dem Osterfest bildet...

den, hegt und pflegt dieselben, auf daß sie mehr und mehr Wachstum finden und Frucht bringen, damit, wenn der Abend kommt, das Gabe eines Lebens, der göttliche Dinstat auch den Lohn verleihe; den Lohn des ewigen Lebens. Nicht alle erlangen ihn; nur die, welche mit Ernst und Ausdauer im Weinberge arbeiten ihre Seele zu erlösen und zu verewigen, ein wahrhaft christliches Leben zu führen suchen, nur sie empfangen den Lohn, nur sie gehen in den Himmel ein. Da, so viele wollen sich nimmer dazu entschließen, kein ewiges Leben zu erlangen, keine Glückseligkeit und Heiligkeit der Seligkeit zu erlangen, die Pflichten des christlichen Lebens zu erfüllen, die christlichen Tugenden zu erlangen, scheitern sie jeder Weile, sie werden Opfer, so sagt er, werden Opfer! Und doch hofft man, ein in den Himmel zu kommen! Täuschliche Hoffnung! ...

Witz zu machen. Der Scherz kann und soll aber immer zur Förderung des sittlichen Geistes und zur Beseitigung des Spottredens dienen, niemals darf er den guten Willen in irgend einer Weise zu nahe treten, noch muß er Halt zur Beseitigung des sittlichen Geistes zur Förderung desselben und zur Beseitigung des Spottredens.

Sittlich veredelnd wirkt der Scherz, wenn man nützliche Wahrheiten in das Gewand des Scherzes kleidet, um ihnen durch eine solche angenehme Art und Weise leichter Eingang zu verschaffen, oder wenn man alle Gemeinheiten und unangenehme Gegenstände hinweg, welche sie sich abgewöhnen können, seiner scheinbaren Nützlichkeit, moderne Albernheiten, deren Aufhebung wünschenswert ist, durch schonendere Darstellung lächerlich macht und so deren Abwendung bewirkt. ...

Die sittliche Bedeutung des Scherzes.

Wozu für die Sittlichkeit. Die Sittlichkeit ist wieder herabgekommen. Der Hauptbestandteil derselben ist der Scherz, welchen wir „Humorismus“ oder „Reizen“ durch Reden, Geben, Schreiben und Zeichnen, in Zeichnungen, Prosaschildern und dramatischen Aufzügen zur Geltung bringen, um sich und Andere zu belustigen. ...

Der Scherz kann aber auch schädlich, sittenwidrig, verächtlich, verächtlich und nicht so leicht herabzulassen gut oft und zwar: 1. wenn kein Maß und Ziel dabei gehalten wird. ...

Der Scherz kann aber auch schädlich, sittenwidrig, verächtlich, verächtlich und nicht so leicht herabzulassen gut oft und zwar: 1. wenn kein Maß und Ziel dabei gehalten wird. ...

nachteilig sehr gefährlich, weil sie dann fort und fort zum Scherz angelegt und von ihren ersten Beschäftigungen abgezogen werden, während ihnen der Scherz doch nur eine kurze Erholung sein und sie für die ersten Beschäfte wieder hüten sollte.

2. Der Scherz wird sehr gefährlich und verderblich, wenn er Gegenstände der Religion ansetzt. Aber über religiöse Gegenstände lächerlich zu sein, ist weit entfernt, daß er seinen festen Glauben oder seine Achtung vor der Religion oder höchsten Dingen hat. Die Religion muß jedem oberirdischen Gelingen und zu hoch stehen, als daß er sie oder ihre Diener oder ihre Einrichtungen zu Gegenständen des Scherzes macht. Sogar ihre Heiligkeit, es sei ja nur ein Scherz und sei gar nicht ohne gemeint! Aber! Dies sollte nicht ohne gemeint sein, wenn Du über Wahrsagen oder Visionen oder Wunderungen, die zu dem wichtigsten Theile Deines Seelenheilts dienen sollen, in einer Weise scherzt, daß Andere darüber lachen? Und wunderst Du einmal gar nicht, daß, das hinterläßt in Dir und den Andern, welche Deinem Scherz gehorcht haben, eine schmerzliche Erinnerung, welche der Verachtung vor den religiösen Gegenständen gleichet.

3. Scherze zeigen die Reinigkeit und Ehrlichkeit für ein überhöchliches Ziel, während sie verwerflich. Wer solche Scherze verachtet, ist ein hoher Grad von Unerschämtheit und Rohheit, er zeigt, daß er alles Gefühl für Sacht und Ehrlichkeit abgelegt hat und nicht einmal mehr Reue darauf legt, vor Anderen als ein gelächter Mensch zu erscheinen. Eine Gesellschaft, in welcher unehrliche, unethische Scherze so vollkommen und gebildet oder gar noch beliebt sind, mit Beifall aufgenommen werden, kann auf den Namen einer gebildeten Gesellschaft keinen Anspruch machen.

4. Der Scherz ist immer sitteverderblich, wenn man über irgend ein Leben oder über die Tugenden in einer Weise scherzt, die über ihre höchsten Bestimmungen darüber zum Wachen giebt, doch der solche Absichten, welche jeder gegen das Leben oder die Tugenden empfinden soll, geschwächt wird. Mancher Vortheile, mancher Verdienstes macht sich ja lächerlich durch Klugheiten, zu denen er sich erniedrigt um seinen niedrigen Zweck zu erreichen oder durch seine unermessliche verächtlichen Verachtung und Schilfgrube. Es ist oft bezeichnend, die Folgen der Zuchtlosigkeit zu beobachten oder die sich ungenügsamen Ruchgriffe gewisser Betrüger, zumal wenn sie erndtet und verteilt werden. Dergleichen aber in scherzhaften Reden, Gebärden und Handlungen zur Bekämpfung anderer darzustellen, die lächerliche Seite des Lebens, des Kirchens und der menschlichen Natur ist es in unheimlichen Tagen, jedoch ist in den höheren Gesellschaften, zur Gewöhnheit geworden, von den Tugenden der Unschuld und Zuchtlosigkeit immer scherzhaft zu sprechen. Diese verwerfliche Gewohnheit ist dann wie ein unheilvolles Gift in die Volkstheile hineingetragen, bringt der Sittlichkeit unheilvolle Schanden und ist nicht die Hauptursache, warum diese Völker so sehr in der menschlichen Gesellschaft überhand genommen haben. Denn diese ist allgemein geordnete Regierung, die vorher nur von der höchsten Seite zu betrachten, hat höchste Romanzschreiber und hochflühige, humoristische, satirische dazu angelegt, in Humoresken, Romanen, Lustspielen und Pöbeln sich und andere über die Fehler und sündigen Verkommenheiten aller Art fort und fort zu belächeln und aus diesem lächerlichen Beschäftigung sich zu bereichern. Darum sehen wir lieber mit unheimlichen Zerschneidungen eine Menge sitten-gefährlicher Stücke: Opern, Lustspiele, Pöbel, Schwaube, die alle darauf hinarbeiten, die Fehler in scherzhaften Reden, Bildern, Gebärden und Handlungen dem Publikum darzustellen, durch Darstellung von lächerlichen Dingen in unheimlichsten Beweise das Publikum zu belächeln. Infolge dieses Anlages ist leider der höchste Kunst, die ganze Weltwissenschaft, der höchsten vor dem Volke, die Achtung vor der Tugend und der menschlichen Würde und die in weiten Kreisen dem Volke geschwunden. Noch dieser Richtung hin ist alle der Wohlthätigkeit, die Ausübung des Scherzes überhand genommen.

5. Weiter ist der Scherz gefährlich, wenn er die Ehre des Lebens erniedrigen angeht, oder wenn er darauf hinausläuft, um zu belächeln einen oder zu kränken. Das ist gegen die christliche Menschlichkeit und darf in anständigen Gesellschaften niemals vorkommen. Es ist höchst lieblich, Bemerkungen anderer Menschen, wodurch wir uns viel mehr verbinden und Mitleid empfinden sollen, zum Gegenstande des Scherzes zu machen; noch heftiger ist es, ihnen Fehler anzuzeigen, um sich darüber

lästig zu machen. Es ist für den Betroffenen gleich viel, ob er durch Scherz oder Strafe seine Ehre oder seinen guten Namen verliert. Hierfür muß noch bemerkt werden, daß es ein Unterchied ist, über die Tugenden, Schwächen, Minderheiten anderer, die ja keine eigenlichen Fehler sind und keiner Ehre keinen Abbruch thun, in gemeinlichen Scherze sich zu belächeln, oder aber über mangelnde oder gar verächtliche Fehler und Vergehen eines anderen sich lästig zu machen und ihm dadurch an seiner Ehre Schaden zu thun. Auch über die überirdischen Gebete anderer treibt kein unheimlicher Mensch Scherz, viel weniger noch ein Christenmensch, der seinen Nächsten liebt. Der Scherz hat ja, wie oben gesagt, den Zweck, was selbst und andere aufzuhellen, zu belächeln und hierdurch zur Erfüllung unserer ersten Pflichten wieder fähiger zu machen. Dieser Zweck ist aber ganz verfehlt, wenn wir unheimlichen Nebenmenschen dadurch belächeln, kränken, zum Verwirren und zum Zorn reizen, also zur Verletzung unserer Pflicht verleiten. Solche unheimliche Scherze haben oft die Folgen: Streitigkeiten, Wortwechsel, gegenseitige Beschimpfungen, Mißverständnisse und lang andauernde Feindschaften.

Aus diesen Erörterungen mögen unsere Leser ersehen, was für vom Scherz, der belächelt ist in der Karnevalszeit, abzuweichen ist, zur Vermeidung, zu halten haben. Deshalb ist es nicht nur nicht unerlaubt, kann sogar lässlich sein und zur Veredelung der Sitten dienen, aber auch gefährlich für die guten Sitten und für die Nächstenliebe werden und sehr verwerflich wirken, wenn er nach den hier angegebenen Richtungen ausartet.

Ein Freitag in den Zwillern.

Es war im ersten Jahre nach der Juli-Revolution, als Louis Philipp ein großes Dinner gab in den Zwillern, wobei die höchsten Würdenträger in Staat und Kirche um ihn versammelt waren.

Obgleich es Freitag war, so wurden doch die fünf aller Götter nur geschloffen, weil, wie zu jener Zeit man förmlich etwas sein wollte, sich jedoch nicht wußte, die Gebote der fünf Götter zu verletzen. Zur Rechten des Königs saß der General Weins-Billetet, dem diese hohe Auszeichnung zuerkannt wurde wegen des Ruhmes seiner Tapferkeit und seines, die von niemandem bezweifelt wurde.

Ein alter Soldat des Königs, der fünfzig Jahre alte Feldzüge mitgemacht und fünf hundert großen Ruhm und glänzende Befehlungen vor sich brachte, seine hohe, geachtete Stellung erwarb und reich war, unter anderem hatte er sich auch ausgezeichnet durch die Verteidigung der Insel Tobago, an der er fünfzig Jahre ohne alle Unterbrechung zugebracht, alle Kampfergebnisse eines nachdringlichen Feindes abgewehrt und unerschrocken stand hielt, bis die französische Armee ihn entziehen konnte. Doch zu belächeln diese Ehre wurde es ihm, daß er als Ritter im Felde seinen Glauben und seine religiösen Lehungen nicht beobachtet und jene christlichen Tugenden nicht geübt hatte, die den Soldaten aus Feldherrn nicht nur jenen und achtungswürdig machen, sondern auch seinen Ruhm und seine Tapferkeit zu erhöhen und zu härten geeignet sind.

Zur Rechten des Königs saß der bekannte Marschall Soult, der mit dem General Weins-Billetet als Rittergutsbesitzer auf so vertrauten Fußes stand, daß sie sich kugeln.

Da nun das Essen durchaus aus geschloffenem Stande oder doch nicht ohne Fleisch zubereitet war, so geschah es, daß der gemessenste General fast alle unbedeutend ließ. Er ließ die Suppe, die erste Schüssel, den meisten Gang und noch manches, welches ihm dargeboten wurde, unberührt. Am dies aber war, seine ganze Aufmerksamkeit der Königin zuwenden, indem er den Schen anmalte, als habe er alle Zeit nötig, um dafür zu sorgen, daß es der Königin zu nichts schme und daß ihre Majestät wenigstens belächelt und gelacht werde. Doch die Königin wurde alsbald, daß der General die jetzt noch sein Gewicht verlor, vielmehr alles sofort wieder gereicht hatte.

„Der General“ sagte sie, „was ist denn das, Sie essen ja gar nichts!“

„Majestät“, antwortete jetzt ernstlich und ganz bitter der würdevolle Ritter, „Majestät, es ist heute Freitag, ich warre auf eine Schüssel mit Fischbein und ich esse noch immer, das endlich essen können wird.“

Bei diesen unverschämten Worten, die den Glauben und dessen heiligsten Bekenntnis so herzlich belächelten, geriet die Königin in große Verlegenheit.

Der Marschall Soult, der das Gespräch vernommen hatte und keineswegs ein so ganzes Bewusstsein hatte, wollte der Königin zu Hilfe kommen und sprach an, den General wegen seiner Treue gegen das königliche Abkömmling zu verzeihen und sagte noch hinzu, daß dies die einem alten Soldaten doppelt verzeihen sei.

„Was? Das heißt Sie verzeihen?“ sagte jetzt der vorerwähnte General mit lauter Stimme und mit militärischem Ernste, „und Du kennst mich doch und weißt auch, daß ich noch niemals an einem Abkömmling gelächelt habe, — es möchte denn auf der Insel Tobago gewesen sein, wo ich, um nicht zu verunglücken, gekämpft habe, was ich noch habe, — vom Kopf meines Fiebers.“

Ein schmerzliches Schwere löste diesen Worten des alten Helden und Du kennst die leicht denken, lieber Leser, daß auch die Schwestern mit Fischbein jetzt bald herankommen.

Schnee und Tornstrand.

(Nachdruck verboten.)

Aus Versehen haben sich der Schnee auf dem Felder eingemacht. Hier dreht er wie mit seinen Armen die junge, kaum der winterlichen Erde entprossene Saat, dort auf dem Gottesacker den stillen Beschäftigten, unter dem ein unheimlich toller Samen entgehrte mit dem großen Tage des Gerichtes.

Abend wurden die Fliesen immer größer, das Scherzlicht immer dichter. Nur zu gern bargen sich die Gräser und Halme unter der warmen Decke. Aber der Tornstrand verführte den Schnee in höflichem Sinne. Nicht achtete der Schnee auf die Gräser und Halme, nicht des Strohbedecktes eifrig danach. Er wollte nicht verheißt sein. Doch moß der ihm alle Strahlen schmerzlichen Tages? Willkürlich schaukelte die Dornen, dann die Zweige, und endlich ward der ganze Strand umhüllt von der winterlichen Decke. Er, der Winter, schloß sich, durchschloß es ihm nichtig wunderbar. Wie Frühlingstreiben durchströmte es den Tornstrand, so um ihn her auch die Winter tobten. Was mochte das nur bedeuten?

Der Winter schwan. Mit Regenschlag und Windsturm näherte der junge Welt. Was aber kündete dort wie lebendiger Scherz? Der Tornstrand ließ, aber und aber mit schmerzlichen Blüten gespickt. Erregend ließ die ein Blüthen unter der Willkür. Stimmte wohl hätte der Wärme Knospen gerieten, die wären gar zu Blüten den harten Fingern entprossen, wenn nicht die warme Schneedecke dem Trägigen Schnee geblüht. Und ich habe und schaue kaum die Nacht und kann mich kaum lockeren von dem stilligen Anblicke. Wie ist es, als hätte aus dem Strand zu meinem Ohr eine wehmüthige Stimme:

O Weidenblüth! Warte du nicht ruhen in Getriebe, nicht erwidern an seinem lebendigen Dergen? Gleichst du nicht mir, dem Trägigen?

Ich verführte die Wärme, warme Schneedecke, aber du verachtet die höchsten Gaben, und nun irrst du einher, trübsal, schlafverbannt. O, nimm die Gnade noch heute an, die so lange, so lange schon dich überaus wollte. Da wird in deiner Seele der Frühling erheben, wenn du bei der Herrin Bahn wandelst. Augen, gleich süßen, wunderbaren Blüten mögen dann wohl dein süßes Herz umarmen. Folgen, unerschütterlichen Dank wirst du den Blüten geben und ohne Wanken ihnen dienen für den Tod seiner Liebe. D. 2.

Zu Verfassung.

Es klagst ihm die, und an dem unheimlichen Februar-Tage war es bereit zu danken, daß die milden jungen Abkömmlinge in einem Rednerischen Gedichte wider und wider vom Fenster rüsten, um nach von den letzten Stützen der untergehenden Sonne Hüben zu jagen. Das Arbeitstüchtige war nur ein Schmal, gleich gelächter und durchig ausgehörter Mann, sah überfüllt von bleichen, armen, gleich beglückten Nächsten.

„O mein Gott!“ rief eines der Mädchen, „dieses göttliche Wesen ist doch zu schwer nachzugeben, und mein Kopf schmerzt mich so sehr. Ich weiß auch gar nicht, warum Madame Marillon dieses Kleid tragen wieder ändern läßt, nachdem sie es kaum getragen hat. Keine Frauen haben doch zu wunderliche Einfälle.“

„Gut, es mir her“, erwiderte die Nachbarin. „Ich muß es wenig machen, damit Du beim und zu Zeit gehen kannst, denn sonst wirst Du gar noch einjährig krank.“

„Aber Du hast ja an Deiner Arbeit noch genug zu thun.“ sagte das arme Mädchen.

„O, die Zeit ist schon fertig bringen; es handelt sich doch nur um eine oder zwei Stunden Eile, und dann ist alles getan.“
Die arme Arbeiterin hatte noch einen Augenblick; sie wagte sie aus Erfahrung, mit trübendem eine oder zwei Stunden Eile zu thun, aber der Kopf, der Mühen, die Augen und die Finger schmerzten. Da aber ihr Unwohlsein sich steigerte, so nahm sie endlich das Anerbieten der Freundin an und sagte: „Es ist sehr freundlich von Dir, Rathle, und ich will auch gern nach Hause gehen.“
Rathle rief die Arbeiterin einen freundlichen guten Abend zu und begann dann, am Frau Wirtens Seitenhülse den buntten Besatz aufzuwickeln.

Während sich sie aber die Nadel fassen und fertige tadel. Eine schwere Sorge lagte auf ihr; die Augen sei längerer Zeit füllige Thränen für ihre ärmlichen Sittchen wußte sie wohl zu weinen, die Hausfrau hatte ebenfalls geteilt, sie aufzumachen.

„Ich kann nicht gehen.“ sprach das Mädchen vor sich hin. „Aber ich, es wäre doch zu sehr, in dieser Jahreszeit abzuweichen durch die Straßen gehen zu müssen. — Doch was ist das?“ unterbrach sie ihre traurigen Gedanken, als sie beim Umwenden des Kleides die Tische entdeckte. „Gott! hat das Madame Wirtens vergessen?“ Rathle zog aus dem Tische ein kleines Spinnrad, „Aber noch etwas besond'rig hab' ich — eine Bekante.“

In der Stube herrschte jetzt tiefe Dämmerung. Rathle sah sich vor keiner der Arbeiterinnen bedrückt, und da — es war das Wort eines Augenblicks — ließ sie die Bekante in ihre Tische gleiten. Ihre Wangen brennten in vollem Feuer, und rasch und laut sprach sie: „Jehn Dollars! das hat wie ein glühendes Eisen gefühlt.“ warmete Rathle vor sich hin, und dann, wie aus ihr Geisteskraft zu beschleunigen, sagte sie: „Madame Wirtens wird das Geld ja gar nicht vermissen, sie hat es im Hinterhause. Mir jedoch, mir fehlt es denn — hier — Obdach.“ Und so arbeitete sie fort mit verweinten Wangen und zitternden Händen.

Es war schon spät, als Rathle ihren Fuß aufsetzte und durch die kalten, mit Schnee bedeckten Straßen hinstieg. Ein enges, kaltes, dunkles Sittchen, das war ihr Decke. Ihre Abkühlung vermochte sie diese Nacht nicht zu sprechen. War es die Jehn-Dollars-Note, welche zwischen ihr und ihrem Schöpfer stand!

Jehn Dollars! Seit Jahren hatte Rathle nicht soviel Geld auf einmal gehabt. Mehrmals hatte sie in der Nacht, halb im Traume, auf: sie glaubte, daß die Note in der Tasche wäre, die ihren Schatz behüten wollte. Das war eine lange, unruhige, fieberhafte Nacht! Als endlich der dritte Morgen durch das kleine Fenster lagte, stand das Mädchen auf. Wie trübselig es sich fühlte, und wie der Kopf schmerzte! „Rein, nein“, rief sie aus, „das ertrage ich nicht! Hierher muß ich zum Jehn zu Hilfe gehen und das Brot mit dem ich auf eine Hand vor dem Markthause mich schließen lassen, als ein Diebstahl noch länger auf meinem Gewissen haben. Ich trage das Geld jedoch wieder zurück und will diese Nacht zu vergessen suchen, wie man sich die Träume aus dem Sinne schlägt.“

Es war ein Tag um die Schultern und alle noch dem Feuer, so sie arbeitete und in das Reibschimmer, in dem noch keine der anderen Arbeiterinnen sich eingestanden hatte. Madame Wirtens's Kleid lag noch da, und schon hatte man Rathle die Bekante wieder in die Tische bescheiden zu dem geliebten Tische. Dann sprach sie: „Nun, es war ich, als ob eine schwere Last von ihrem Brust wegging.“ „Nun kann ich doch wieder fort aufbrechen.“ „O Vater im Himmel! ich will nicht mehr leben, was ich täglich gebietet habe: Bist' und nicht in Versuchung!“ —

Jehn Jahre waren vergangen, und aus der armen Arbeiterin war eine wohlhabende Frau geworden. Rathle hatte, wie man zu sagen pflegt, eine gute Partie gemacht, einen treuen Gatten gefunden und war zu Glück und Frieden gelangt.

„Ich kann mir gar nicht denken, wo das Geld geblieben ist“, sagte sie eines Tages zu ihrem Mann, während sie am Rande eines Tischs saßen. „Ich habe es diesen Morgen auf meinem Arbeitstische liegen lassen, dessen ich ich sicher. Und die Arbeiter sind nicht hinweggekommen, diese haben es nicht vermissen können.“

„Ich noch, woher es gekommen ist. Womöglich ist es durch den Diebstahl, ein häßliches Raub von acht Jahren.“ „Waren es nicht zwei Banknoten?“

„Ja, festlich waren es zwei; aber was weiß du davon!“

„Ich sah, wie Korah oben in ihrem Zimmer ein- und ausging.“ „Aber das ist ja nicht möglich.“ „Aber das ist ja nicht möglich.“ „Aber das ist ja nicht möglich.“

„Ja wohl ist sie's, erwiderte seine Frau. „Aber, mein Lieber,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme leise, „es mag das ehrsüchtige Gefühl auf Gottes Erbarmen sein und doch in Augenblicke einer zeitlichen Versuchung.“

Sie hielt inne, denn Korah schielte nach ihm hinunter, mit einem Stübchen von hinten herden in der Hand. „Ich glaube, Sie hätten gelächelt, sagte sie, ihre Augen auf den Boden geheftet, und die Hände über dem Kopf verborgen.“

Die Frau schloß ihren trübenden Blick auf das Mädchen; dann sagte sie leise: „Rein Korah, Du darfst das nicht! Gehe nur voraus in das Anberaumte; ich werde nachkommen und Dir sagen, was ich will.“

Korah zog sich zurück. Aber sie ging nicht in das Anberaumte, wie ihre Herrin befohlen hatte, sondern blieb in ihr eigenes Zimmer hinauf, mit zitternden Knieen, so daß sie sich oft an dem Ueberflusse des Schmerzes wußte; denn Korah hatte in dem an das Wohnzimmer hörenden Gemache, wo sie aufwartete, alles gehört und wußte nun, daß ihr Diebstahl, der erste, den sie begangen, entdeckt sei.

„Was wird sie jetzt mit mir anfangen!“ rief sie in ihr. „Sicher wird sie mich schenken und einherren lassen. Und wie werden sich dann mein Dofel und meine Mutter umherstreifen können müssen! O, warum nahm ich doch dieses Geld! Besser wäre es für mich, ich wäre tot und läge in der irdenen Hölle auf dem alten Kirchhofe begraben. Aber noch ist mir diese Pflanzung so offen. In den Wäldern finde ich auch ein Grab! Sie soll mich hier nicht finden! Besser ein schneller Tod, als unauflösliche Schande! Ich will...“

„Wohin willst Du, Korah!“ fragte eine sanfte Stimme. Das Mädchen ließ einen Schrei des Schreckens aus.

Aber die Frau, die leise ins Stübchen getreten war, zog das arme, vor Schreck bebende Mädchen in ihre Arme und sprach mit mitleidigem Tone: „Korah, Du darfst nicht scheitern und hier! Aber es ist noch nicht zu spät, alles wieder gut zu machen. Ein Reichtum ist ja nicht das Leben. Beginne darum, mein Kind, vom heutigen Tage an ein neues Leben.“

Korah holte die Banknoten und reichte sie unter heiligem Schwören ihrer Herrin mit den Worten: „Ja, ich werde es, denn Sie sind so gut wie ein Engel über dem Himmel. Sie werden mich nicht verlassen.“

„Rein, Korah, alles so vergeden und vergessen sein, und Du sollst bei uns bleiben — das heißt, wenn Du bei uns bleiben willst.“

Während sich das Mädchen ihrer geliebten Herrin zu Füßen und tief aus: „O Madame, wenn Sie mich zu rechter Zeit gekommen wären, würde ich nun vor dem Richterstuhle Gottes stehen, eine verlorene Seele! Ich verzeihle; es ist nicht, als ob ich nicht wohl leben könnte, wenn die Mutter und der Vater wären selbster, doch ich — eine — Diebin sei.“

Die Frau richtete das Mädchen's Kopf in die Höhe, sah sie an und sagte: „Etwas war aus, Korah, es ist Dir ja alles verziehen. Nur vergiß nicht, von Stunde an ein neues, besseres Leben zu beginnen.“

Korah versprach zu gehorchen. Ihre Frau aber ließ, nachdem sie das Stübchen der Dienerin verlassen, noch lange und tief in Gedanken da. „Bin ich denn so gut?“ fragte sie sich. „Schon ist mir doch, als ob es erst gestern gewesen ist, da es mir gerade so, wie der armen Korah erging. Ich war ja doch auch eine Diebin und besetzte mich. Sollte ich gegen dieses arme Mädchen harten sein, als es der liebe Gott gegen mich war!“

Und so hatte der bessere Name der Versuchung und des Vergessens sogar gute Früchte gebracht. Die vornehm Dame hatte gelernt, nicht zu verdammen, damit auch sie nicht verdammt werde.

Die Memoiren des Stiefels.

Kleinproletische Skizze von H. v. Wolfshofer.
Nicht nur die Bürger haben ihre Schicksale, sondern überhaupt alles, was mit dem Menschen auf irgend eine Weise in Beziehung tritt. Der arme Mann, der die Bekannte an seiner Arbeit, und es ist überaus interessant, zu erfahren, wie jedes einzelne Stück allmählich entstanden und zu der Rolle gelangt ist, welche es in der Collette des modernen Menschen inne hat. Ueberall gelangt es und nicht, diese Entstehungs-Geschichte des zu ihrem höchsten Reize zu verfolgen. Der kulturhistorische Sinn unserer Vorfahren war noch nicht bereit, einmüde, daß sie den Fragen des Kosmos und der Erde einen mehr als ephemeren Wert beimessen. Was wir wissen, ist hauptsächlich Stillsitzen, welches wir wählten aus den beschleunigten Bemerkungen aller Schriftsteller zusammenzufassen gewozogen sein. So bilden diese Memoiren recht und leicht eine Skizze, in welcher noch mancher Stein fehlt, bevor sie ein vollständiges Bild darbietet, während andere Partien bereits durch glücklichen Zufall in der Auffassung der betreffenden Duelle zu einer gewissen Vervollständigung gelangten.

Erstallinmäßig sehr viel wissen wir von den Schicksalen. Zwei Jahrhunderte vor Christi kennen sie aus. Die Alten fertigten solche aus Baumrinde, Pflanzholz, dann erst aus Leder. Bald nach, ein Stiefel des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, war über diese Verfertigung sehr eingehend und tief voll Kenntnis aus. „Ist es nicht schändlich, Leute, die vollkommenste Bekleidung besitzen, ihrer Hände und Füße mit allerlei ungeschicklichen Bindern und Garagenetzen bekleiden zu sehen!“ Doch die fortschreitende Kultur ging behutsam über den Stiefel hinweg, Stiefel aller Gattungen tauchten in allen civilisierten Ländern auf, und bald mußte jeder empfinden, was ihn der Schuh kostete. Da hat ganz keine Bekleidung des menschlichen Körpers auf dem Fuße balanciert, so sollte man meinen, die Leute hätten die Bekleidung des letzteren so einrichten müssen, daß ihm seine Arbeit möglichst erleichtert worden wäre. Sonderbarerweise geschah nicht selten das Gegenteil; die Mode isten bisweilen den Fuß und den Schuh als gar nicht zu einander gehörig zu betrachten und veranlaßte diesen aus einem Mittel in ein Hindernis des Gehens. Auf dem Wege war der Schuhwerk im ersten und zweiten Jahrhundert sehr primitiver Art; in Etrurien bediente man sich häufig der Fühlhufe. Auch in den Städten wählte man für den häuslichen Gebrauch die einfachste und modischste Fußbekleidung, in der Höhe und in den Arbeitshufen Klappen hier der Fühlhufe, wie es scheint, ohne jede Fußst. Von letzter, weil noch im 15. Jahrhundert die Wiener „Fühlhufe“ eine gemeinsame Handwerkslehre mit den Schuhmachern, den Drechsler und Schreibern (Verfertiger höherer Schuhe) hatten. Dagegen war der Schuh, den man zum Ausgehen benutzte, schon damals ein Gegenstand des Luxus, und der Gewerbe der Schuhe trübte sich frühzeitig zu hervorragender Bedeutung.

Auf dem ältesten Stadtplane Wiens aus dem 12. Jahrhundert kommt bereits ein „Schuhmacher“ vor, und das lateinische Verzeichnis der dortigen Schuhmacher bei dem Kaufmann gegen Albrecht L. sie hätten letztere besten kennen, um den Straßen vor der Burg damit ausfüllen zu können, läßt sowohl auf ihre rechtliche Anzahl, als auf ihr wichtiges Geschäft schließen. Von Stiefeln war damals keine Rede, die Arbeiter trugen wie die Frauen lediglich Schuhe, der Fußhänger so gut wie der Arbeitermann. Auf einem Bilde aus dem 11. Jahrhundert, das nach einem noch älteren Originals gemacht sein soll, erscheint der hl. Wendel mit roten Stiefeln, gelben Strumpfhütern und Sporenkleidung.

Auch die neue Fußbekleidung, welche die Vögel Schuhe noch aus die Mitte des 14. Jahrhunderts übertrug, zeigte als Jakob Schuhe mit Sporen. Nach Bilderhandschriften aus dem 13. Jahrhundert zu urteilen, trug man in Böheim häufig keine eigentlichen Schuhe, sondern doch wie ein Stumpf eng anliegende Hufeisen (Schuh) aus dem ganzen Fuß mit ein und hatte nur unten eine Beerdelle, die nach vorne in eine ziemlich spitze Spitze auslief.

Die neuen wie man vor einer eigentlichen Verwendung in der Fußbekleidung trug. In Deutschland war dieselbe bis ins 13. Jahrhundert gebräuchlich eine einfache und praktische geworden; auf Statuen aus jener Zeit schmeißt sich der Schuh ganz ähnlich der Form des Fußes an. Dagegen waren in England, Frankreich und Italien schon im Laufe des 11. Jahrhunderts die sogenannten „Schuhbeleg“ aufgefunden, welche dann in allerhand

Münchener Sonntagsblatt

Katholische Beilage

zum Münchener Volksblatt

Donnerstag, 1. Februar 1891.

Druck und Verlag des Katholischen Volksvereins in München.

Mr. 5.
Sonntag, 1. Februar.
1891.

Sonntag Sexagesima.
 Sonntags nach dem heil. Lukas VIII, 3-15.
 Inhalt: Jesus lehrt in dem Gleichnisse vom Säemann und dem unrechten Erben, wie man das Wort Gottes mit Nutzen anbauen sollte.

Zum Feste Mariä Lichtmess.
 Mit dem, seinen Tempel auszuweihen,
 Dem König's Christe, dem Geben heil,
 Die heilige Säule würdig zu weihen,
 In sonnenreicher, schattiger und kühler.
 Die Gottesmutter wolle, dich zu heiligen;
 Schlicht dich der Reinen an, sie zu beglücken,
 Ihr Arm trübe dich, den Heiliger aller Heiliger,
 Doch demselbst trübe dich ihren heiligen Willen.
 Denn dich ist uns der König aller Ehren,
 Den sie zu tragen würdig ward bezaubert;
 Drum laßt uns Reizen und Ehre ihr bezaubert!
 Doch wer sich würdig gegen sie erheben,
 Der müßte sich aus Gottes Schwermuth leiden,
 Und was der Heiliger Christi Heilig ist heiliger.
 Gott selbst hat dich den Erben ihr gegeben,
 Sie als die Grundbesitzer zu bezaubert.
 Was ihrem Schooße heiligt uns erheben,
 Die Gotteskraft, durch die der Tod, erben.
 Durch sie wird alles Heil uns gegeben,
 Sie laßt uns Reizen selbst erheben
 Und dich dich durch alle Welt erheben,
 Da sie sie heiligt, der dich und Heiliger spendet.
 Und hat dich selbst Maria zu erheben,
 Wie uns das Evangelium verheißt,
 So laßt uns auch sie leben und sie leben!
 Ja, laßt uns heute unter Herr erheben,
 In dir, die uns mit Christus eng verbindet!
 Heiligt uns die weihen unter ganzes Leben!

301. 2094.

Mariä Lichtmess.
 Das Fest Mariä Reinigung oder Lichtmess erinnert an zwei wichtige und lehrreiche Begebenheiten aus der heiligen Geschichte, an die Darstellung und Opferrung des göttlichen Heilandes im Tempel zu Jerusalem und an die geistliche Reinigung der Mutter des Herrn. Beide Begebenheiten, innig verbunden, lehren die notwendigste und schönste heilige Tugend, die Demuth. Das Könige unter den Jungfrauen unterwirft sich dem Willen, und der heilige und ewige Heiliger des neuen Bundes stellt sich Gott zum Opfer dar. Das Fest erinnert uns nicht als ein Fest der Herrn, sondern als ein Fest der Reinen, welches auch die Reue vom Sündigen bis zur letzten Demuth, die auf die Mutter Gottes sich bezieht, dem Herrn gewidmet sind. Die Entschlung des Festes im Abendlande wie auch der jetzt übliche Name lassen das Fest aber ebenso sehr als ein Marienfest erscheinen. In der letzten und großen Geschichte der Darstellung des Herrn, wie sie uns der heilige Lukas im zweiten Kapitel seines Evangeliums so eingehend schildert, tritt besonders die Vergewöhnung und Weisung des großen Simeon hervor. Auch für

die äußere Feier des Festes ist sie einsehend geworden, indem der schöne Gebrauch der Lichterwache sich daraus anschließt hat. — In dem Kreise der Weihnachtsfeierlichkeiten bildet das Fest Mariä Reinigung den Schlußpunkt. Die Verkörperung der heiligen Maria wird vom Weihnachtsfeste genommen und läßt den Festtag so als den Schluß der für die Weltarbeit des Herrn angedachten Begebenheiten erscheinen. Wie so manche geistliche Feste und Gebrauche von der Kirche eingeführt und ausgebildet wurden, um heilige Handlungen zu verbinden, so ist es auch mit diesem Feste geschehen. In Ostentium bestand der Gebrauch, im Monate Februar zu Ehren des Ganzen Feste zu feiern, die mit heiligen, aber gleichfalls reinigungen und allerlei Katholikentagen verbunden waren. Diesen heiligen Reinigungstagen wurde die sonnenreine Erinnerung an die Reinigung Mariä, dem oberirdischen Festtage zu Ehren des Ganzen wurde die Verherrlichung des Heiligerdies entgegengesetzt, der gefeiert wird in dem Gehänge des großen Simeon als das „Licht zur Erlösung der Heiden“. So bemüht sich auch hier die Kirche, die Reue zu verbinden, aber sie heiligt uns, schließlich sich zu sein, als sie von dem geistlichen Gebrauche ererbt und verfallt wurden. — Doch, was diesem Feste eigentümlich ist und es vor anderen auszeichnet, ist die geistliche Lichterwache und die sich daran anschließende Prozession, bei welcher brennende Kerzen getragen werden. Um dieselbe Zeit zu erinnern, müssen wir auf die schöne sinnbildliche Bedeutung der Lichter hinweisen. Nicht nur in kirchlichen, sondern auch im weltlichen Gebrauche ist das Licht ein beliebtes Sinnbild des Lebens und der Freude. Es bezeugt das nicht auf Willkür und Liebreizentum; das Licht und die Freude hängen an, das Dunkel und die Reue aber heiligt uns erst und führt zum Trüben. So wurde das Licht, und demgemäß die Farbe des Lichtes, das Licht ein Sinnbild der Freude, das Dunkel aber, und deshalb auch die schwarze Farbe, ein Sinnbild der Reue. Wie das Licht als das Sinnbild der Freude und des Lebens angesehen wird, kann man schon an einzelnen weltlichen Begebenheiten erkennen. In manchen Gegenden ist es Sitte, auf dem Hochzeitstische eine Licht anzuzünden; man verleiht Illuminationen, um Freude auszudrücken. Reue, Licht und bedeutungsvoller ist das Sinnbild der Reue im christlichen und kirchlichen Leben. Eine gewisse Reue dreht beim Beginne des geistlichen Lebens; es ist die Tauffeier, welche das in der heiligen Taufe von Gott gegebene Licht des Glaubens andeutet. Eine gewisse Reue wird in manchen Gegenden dem Reue vorausgetragen, das zur ersten heiligen Kommunion geführt wird; sie reuel dieselbe bedeutungsvolle sinnbildliche Sprache. Eine gewisse Reue dreht auch bei dem Ausgange aus diesem Leben, die Sterbepredigt; das Sinnbild des Glaubens. Die brennenden Kerzen endlich beim Einsegnungsmesse bilden eine feine Erinnerung, welche das Gebet „Das ewige Licht leuchte ihnen“ bezeugt. Der Gebrauch der Lichter in der Kirche und den meisten gottesdienstlichen Handlungen und namentlich beim heiligen Messopfer ist uralte und nicht

eine bloß dadurch entstanden, weil in der ersten Zeit der Christenverfolgungen der Gottesdienst meistens in der Nacht abgehalten wurde, sondern weil die sinnbildliche Bedeutung der Lichter schon früh erkannt wurde. In der Parabel von den Knechten und thürlichen Jungfrauen wird der brennenden Lichter gedacht, und in der Apostel wird gesagt: „Es seien ungelüht eure Lenden und in euren Händen brennende und leuchtende Lampen“. Es ist durch das Sinnbild des heiligen Lichtes jenes Licht dargestellt worden, von dem Jesu in den Psalmen heißt: „Eine Leuchte meinen Füßen ist Dein Wort, o Herr, und ein Licht meinen Pfaden.“ So ist denn auch die Lichterwache am Feste Mariä Reinigung im Morgen- und Abendlande schon seit den ältesten Zeiten in Gebrauch. Unter Anwendung von Wachskerzen wurde die Vergewöhnung des Heilandes und Simeons feierlich begangen. Durch die Reue, welche will die Kirche daran erinnern, daß das Kind, welches Simeon auf den Armen trug, das wahre Licht war, das in den Finsternissen leuchtet. Die Reue ist nicht in violetter Farbe, der Farbe der Reue, vorzunehmen, um anzudeuten, daß der Reue nur durch vorausgehende Reue und Reue der Gnade und des Segens Gottes teilhaftig werden kann. Indem das Licht, welches brennt, himmelwärts strebt und sich selbst verzehret, dem Christen dargestellt wird, und dieselbe aufsteigt, daß in seinem Dasein die Reue und Heiligkeit nicht erlöset, daß sein Sinnen und Trachten gleichfalls himmelwärts strebe, daß er im Dienste Gottes gleichsam sich verzehret, d. h. seine Reue schon um das Dummrecht zu erlangen.

Das Kardinalkollegium am Neujahr 1891.
 Beim Beginn des Jahres 1891 zählte das heilige Kollegium 64 Mitglieder, nämlich 6 Kardinalbischöfe, 48 Kardinalpriester und 10 Kardinaldiakone. Darunter befinden sich 35 Italiener und 29 Ausländer. Frankreich, einschließlich Algierien, hat 7 Kardinalbischöfe, Österreich-Ungarn 5, Spanien 4, England, einschließlich der Kolonien Kanada und Australien 3, und außerdem noch einen bei der Kurie (Kardinal Gousset), Portugal 2, Deutschland 2 (die Kardinalbischöfe von Köln und Bamberg, beide bei der Kurie), Italien 1 (Benedetto, bei der Kurie), Belgien 1, die Schweiz 1 (Merillod, bei der Kurie), Norwegen 1, Rußland den 6 Kardinalbischöfen und den 10 Kardinalpriestern haben gegenwärtig ihre Residenz bei der Kurie nach 12 Kardinalpriestern; 12 andere Kardinalpriester haben Bischofsitze in Italien inne, nämlich die von Turin, Venedig, Verona, Bologna, Ferrara, Ravenna, Florenz, Capua, Neapel, Benevent, Palermo und Catania. Der Kardinal Simeon Bonaventura ist hier als bei der Kurie residierend aufgeführt, weil sein Wohnort in Venedig als Prä-Roma zum päpstlichen Hofe nur noch ein verhältnismäßiger ist.
 Von den 64 Kardinalen haben 6 das 80. Lebensjahr überschritten, 21 sind zwischen 70 und 80, 23 zwischen 60 und 70, 10 zwischen 50 und 60 Jahren und 4 — der Patriarch von Athen, der Erzbischof

Höflich Di. Rede von Bismarck, der Staatsrechtler Rompolia und der Fürstbischof Salsator von Prag — noch nicht 50 Jahre alt.

Der höchstbegabte von Allen und zugleich der älteste nach dem Datum der Ernennung ist der Kardinalbischof Theodor Meier, geboren am 9. Febr. 1806 und Kardinal seit dem 15. März 1868. Der juristische Hinsicht der Ernennung ist durch Johann Lehmann am 22. Juni 1869, und geboren am 26. Februar 1823, der jetzt erster Kardinalbischof ist; auf diesen folgt der Kardinalbischof Roscoe la Valetta, welcher, am 23. Februar 1829 geboren, seit dem 13. März 1868 den Purpur trägt. Dieser hat als erster Kardinalbischof den Vorzug von allen übrigen. Unter den Kardinalen befinden sich 7 Mitglieder römischer Orden, nämlich 3 Benedictiner (die Erzbischofe von Neapel, Palermo und Catania), 3 Dominikaner (die Erzbischofe von Sevilla und Florenz und der Kardinalbischof Agostino), 1 Franziskaner (der Bischof von Aachen), 1 Jesuit (der Kardinalbischof Ruffini) und 1 Dominikaner (der Bischof von Genua). — Nach ein Kardinal (seit dem 11. Februar 1890 freier), aber seinen Namen hat der hl. Vater noch nicht bekannt gegeben. Im Laufe des Jahres 1890 sind fünf Kanoniker gestorben, nämlich der Erzbischof Guiberti von Vercelli und die Kardinalbischofe Ricci (Freder der Papst), Gualtoni, Newman und Demaria.

Kardinal Meier

Das Metropolitankapitel von Wien hat über die Abreise des Kardinals Meier eine Anfrage in lateinischer Sprache ausgegeben, deren deutscher Wortlaut folgender ist:

„Schwerdemeister erfüllen wie eine tauartige Pflicht, indem wir bekant geben, daß Se. Eminenz der hochw. Herr Johann Meier, des heiligen römischen Reichs Kardinalbischof von Wien, der hl. Ruffinuskathedrale auf der Insel, durch Gottes und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof der Grazer Metropolitansitze, Legatus natus des heiligen apostolischen Stuhles, Fürstbischof des Bistums von Ungarn, Oberer geheimer Ratler, seiner 1. und 2. apostolischen Hofkapitel, verschiedener Päpste, Vizekanzler des Heiligen Stuhles, Mitglied der Römischen Kammer, Mitglied der Obersten des Grazer Komitales, Mitglied der ungarischen Akademie, Mitglied der kirchlichen Akademie, Mitglied der Stadt Rom und Vizekanzler der Universität Padua, Mitglied der heiligen Theologie und Apologetik der katholischen Universität zu Klagenfurt, u. s. w. unter schützender Hand, nach langer, aber schwerer kranklicher Krankheit nach endlicher Genesung der Sakramente der Sterbenden mit dem apostolischen Segen Se. Heiligkeit erfüllt, am 23. d. M. um halb 8 Uhr früh im 78. Jahre seines Alters, im 34. Lebensjahre, am 25. seiner Päpstlichen und erzbischoflichen Würde, auf dem hohen Gebirge im Ort, gleich ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchtete ihm. Wien, den 23. Jänner 1891. Das Grazer Metropolitankapitel.“

Johann Meier ist geboren am 23. August 1813 zu Schmalzgraben als der Sohn eines schlichten, vererblichen Schulmeisters; seine Mutter, eine geborene Freyer, kamme aus einer Wiener Familie. Er machte die Elementarschulen und die ersten vier Gymnasialklassen in seiner Vaterstadt durch und blieb damit bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre in der Gut des elterlichen Hauses.

Seine Mutter, Frau Anton Meier, war eine edelherzige, sehr wohlthätige Frau. In einem bestimmten Tage in der Woche trug sie die Armen aus allen Orten und Gassen der Stadt nach ihrem Hause und empfing dort Almosen in Geld, Speise, Kleibern u. dgl. Diese Geringfügigkeit der Mutter veranlaßte sich auch auf den Sohn; auch der kleine Student hatte seine eigenen „Hauskammer“, an die er die dreien, spätemen Zwanzigerden Schicksal seines Zeitgenossen vererbte, und seine regelmäßigen Wochenlohn-Geldstücke mittelst seiner Schulkameraden. Und da ist es nun verständlich, daß dieser wohlthätige, rege, eifrige Wohlthätigkeit, den er von seiner Mutter geerbt, der hervorragende, der dominierende Zug in Meiers Charakter geblieben ist sein ganzes Leben lang. Der Wohlthätiger Döbner, welcher, der gemessen in des Meiers' die Hand zu kommen pflegte, sagte oft zu den Eltern: „Dieser Johann wird ein prächtiger Bürge werden, aber — Geld wird er nie in Lebenslauf haben, weil er Alles verteilt.“ Auf diejenigen, die der Wohlthätigkeit des Erzbischofs näher fanden, mußte es geradezu ekelhaft wirken, wie oft sich die Vortheilhaftigkeit nachmals bewohnte, nach in dem Leben, da die Wohlthätigkeit bereits nach Hunderttausenden zählte,

war es mehr als einmal der Fall, „daß er kein Geld hatte, weil alles verteilt war.“

In die V. und VI. Gymnasialklasse wurde Johann Meier nach Wien gethan, um dort „Deutsch zu lernen“. Die Studien gingen mit gutem Erfolge von statten; auch der junge Gymnasiast war in den Schulfestungen immer mit „Eminenz“ besetzt. Meiers Abreise nach Wien am 17. September des Jahres 1828 in die Reihe der geistlichen Cleriker der Diözese auf.

Meier wurde nach seiner Aufnahme für 2 Jahre in die Vorbereitungsschule für junge Cleriker, im Anschluss nach Kremsburg geschickt. Zur Vorbereitung seiner philosophischen Studien wurde Meier an das erzbischofliche Lyzeum nach Wien geschickt und kam nach Kremsburg derselben in das berühmte „Benedictiner Kollegium, zum Studium der Theologie an der Wiener Universität. Seine Lieblingsstudien waren Fundamental-Theologie, Kirchenrecht und Kirchengeschichte. Schon im zweiten Jahresjahre bestand er sein erstes Rigorosum aus Demosthenes und den antientischen Prosaikern; im vierten Jahresjahre nach der Dispensation des Meier des letzten Jahres (1835) wurde er ordiniert.

Seine geistliche Laufbahn begann Meier als Kaplan in der Pfarre Theresienstadt. Er war ein pflichtgetreuer, eifriger, fleißigster Seelsorger und leitete ab alsbald das Vertrauen und die Achtung der Pfarrgemeinde entgegen. Insbesondere bemerkte sich der junge Geistliche als einen tüchtigen Prediger, klar und überzeugend in seinen Ausführungen, amüsant und erhaben in der Form, in Sprache und Vortrag von höchster Vollendung.

Er blieb in der Seelsorge nur etwa dreißig Jahre; dann beziel ihn Meiers Papst zu der an der philosophischen Fakultät der Wiener Hochschule erhaltener Professur des Religionslehre und zum Universitäts-Professor (Doctrinae Religiosae professor orator academica). Und schon nach kurzer Zeit, im Jahre 1840, wurde er an eine noch bedeutsamere Stelle berufen: als Studienrath im Lyzeum. Die Wahl für diesen Posten war jederzeit der Auszeichnung würdig, da Meier seit dem Jahre 1835 die Erzbischofliche, dem nach der Dispensation des Meier in der Pfarre der Erzbischof, der eigenartige Mentor der jungen Geist.

Seine zwei noch rühmlichen Ämter als Dogmatik und Kirchengeschichte machte er im Dezember 1841 und wurde zum Doctor Theol. der Wiener Universität promoviert.

Im Sommer 1842 ging er als Pfarrer nach Wajna nach Wien. Er wirkte hier vier Jahre hindurch, wurde aber dann zum Professor der exegnetischen Theologie an der Universität in Wien berufen.

Zwei Jahre lang, vom Herbst 1847 an, wirkte er als Schreiber des Papststuhles und 1850 beziel ihn der Kaiser an der Spitze des kaiserlichen Central-Seminars „Augustinum“ und im nächsten Jahre als Schreiber im Kultus- und Unterrichtsministerium unter dem Grafen Leo Thun zur Leitung der ungarländischen kirchlichen Angelegenheiten.

Von hier an ist der Lebenslauf Meiers ein reich erfüllter. Er wurde der Reihe nach Professor am Lyzeum von Studienstube, am St. Stephan-Ofizial, bis er endlich im Sommer 1857 zum Bischof von Raab erhoben wurde.

Die Berufung Meiers zum Erzbischof von Wien und Primas von Ungarn ist mit dem besetzten höchsten Wendepunkte in der Geschichte des Bistums von Ungarn, mit der Reorganisation der Verfassung im Jahre 1867 verbunden; der erste große Akt, der der neue Primas vollziehen sollte, war die Reorganisation des episcopalen Römisch, die Entgegennahme seines Auftrages auf die Reorganisation.

Dies mit solcher Klarheit auch alle sonstigen wichtigen Fragen und Auszeichnungen, Titel und Orden Meier's, ist nicht möglich. Unter anderem wurde der Primas von Ungarn alsbald päpstlicher Ehrensenator und Legat des apostolischen Stuhles. Der Purpur der Kardinalwürde empfing Se. Eminenz im Jahre 1873 auf den Titel der Kirche San Bartolomeo all' Isola.

Den Kardinal des verstorbenen Kardinals widmete auch die liberalen Kreise in Österreich die Ehrengewürde des Titels, in welchem sie namentlich der Seiner auch Wohlthätigkeit dieses Kardinalen in voller Anerkennung hervorhebt. Unzweifelhaft ist es bei Kardinal Meier, obwohl er ein enormes Einkommen hatte, nie und da vorgekommen, daß er bei seinen großartigen und vollen Spenden selbst in unmittelbarem Verkehre mit ihm. Was dem Schicksal Meiers von Studienstube, ein großem Wohlthätiger war, „Geld wird er nie in Lebenslauf ha-

ben, weil er alles vertheilt“, ist an dem nachmaligen päpstlichen Hofe, nämlich eintrüben. Die erwähnten hier nur einige größere Spenden dazu. Aufnahmen: im Jahre 1857 stiftete Meier ein Kranken-Seminar, 1860 ließ er die erste Glasmaale-Kathedrale in Ungarn zu Raab erbauen; 1861 stiftete Meier auf der Raaber Insel ein Frauen-Seminar, das er mit 40.000 fl. dotierte; 1865 gab er für die Restaurierung der Kathedrale in Raab 80.000 fl. aus; 1869 vollendete der Primas nach dem Absterben der Petruskirche in Wien den Bau der Basilika in Wien; am 3. November 1872 eröffnete er das Kloster für St. Anna für die Töchter des hl. Vincent, zum Unterrichte der Kinder jenseitig St. Vincent. Außerdem wurden von ihm noch andere humanitäre Anstalten, eine Armenanstalt, ein Krankenhaus u. s. w. gestiftet und unterhalten. Zur Zeit der großen Ueberschwemmung in Wien (1876) ließ durch 700 Krone spenden, welche obdieses gesammelt waren. Für seine Wohlthätigkeit gründete Meier einen Fonds von 100.000 fl.

Das Wiener Vaterland“ enthält den großen Kirchenhistoriker einen Artikel, den wir folgendes entnehmen:

Am Morgen des Tages, da die Kunde des h. Johannes Epimachus geschied, der im Beckburger Bistumsgebäude, also in der Grazer Erzbischof, auf dem Altar geboren ist, hat Gott den Kardinal Johannes Meier, welcher jenen großen Kirchenhistoriker von Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Die katholische Kirche hat in ihm einen ihrer bedeutendsten Kirchenhistoriker. Seine Geisteskräfte der Kraft und seine Klarheit seiner Kraft und Meier haben einen in Wien in so vieler Hinsicht, abendwärts, damit er, der als „guter und getreuer Ruch“ nicht über Meier, sondern über Meier und Meier getreu gewesen, eingehe in die Freude seines Herrn.

Wien. Ungernhuldig wie er selbst, war seine Arbeit
samkeit in einer im ganzen österreichischen Reich des
hochwürdigen Lebens Lagers. Was sie aber ständlich
Wied, so ist dies kein Versehen, die Segnung seines
Nates, seiner Sorgen und Mühen. Denn Kardinal
Simon war es, der die Rechte der Kirche und die
Interessen der Katholiken wachsam zu wahren und die
Kaiserlichen Vorurtheile zu widerlegen und die
Katholische Kirche zu vertheidigen, nach Tausenden
Beträgeln, nach Tausenden Unerschuldigten zu viel
werden konnten. Er war durchsichtiger als ein
Kristall — wie sich die „R. R. Briefe“ ausdrückt
— aber die so klarbilde, unerschütterliche, un-
erschütterliche und seiner Gegenwart der höchsten An-
erkennung, daß er ihnen die Ehre immer den Weg ab-
gesammt. Dieses hat er nicht offenbart werden,
sondern man nennt ihn an dem ständlich war, was er
vor Erörterung bewahrt hat, welche uns vielleicht
gar nicht bekannt werden, von denen aber hat man
nur ein wenig Kenntnis und Aufmerksamkeit. Daher
werden die liberalen Blätter in ihrer Kritik
gesprochen. Die Krone wissen nicht, was sie thun.
Wenn eine andere Regierung in Lagers gemacht
wird, als die Simon betrie, dann kommen Stimmen
über Lagers, bei denen der Liberalen das Leben
vergehen und sich thun vielleicht die Erkenntnis aus-
drücken wird, daß Simon recht hat, was die
Kaiserliche Regierung der Katholiken, Glaubens-
und Staatsvertheidiger gemacht, aber zu ihrem Glück
nicht ermutigt haben. Denn es wird Simon
und ganz gewöhnlich werden als treuer Sohn und
Oberpfarrer der Kirche, als würdevoller und elegant
offener und mutiger Ratgeber Sr. Majestät, als
treuer Läger und hochverdienter Staatsmann der
katholischen Romardie.

Rock vor wenigen Wochen haben wir hier in
Wien den 77jährigen Kirchenfürsten, wie er, ob-
wohl dem Alter gehorcht, doch noch so kräftig und
vollständig die Krone und die katholische Kirche
Wieder und Liebesgegenheit die kirchliche Lage in
Lagers besprochen und die Krone darlegt, was
wider die kirchliche Lage zu thun, wenn es aber
sein würde, mit apostolischer Güte den Rom der
jüngsten Gedächtnis, den protestantischen Unab-
hängigkeit und von ihr missbrauchter Regierungswen-
dung eingeschätzt und aufgeführt. Wir können
nicht, daß er nicht die Freude erleben sollte, dieses
sein Werk zur Befriedigung der Kirche seiner
Heiligkeit und Sr. Majestät durchzuführen. Die
apostolische Güte erwidert er, und sich alles
erklären, was gerade katholische und patriotische
Organen sein und bewegen konnte. Was darauf
eilte er in strenger Winterzeit in einhundert
Tagen von Wien nach Gaboritz, um seine
kirchliche Freiheit zu vollbringen. Wer
dieses glauben können, daß der lausende Geist,
wider die Krone überhand, an den Folgen des
einstigen Spätjahres bedingener werden sollte?
„De mane equo ad vesperam finis meo“ vom
Morgen bis zum Abend macht Du's aus mit
mir. . . Des Herrn Katholiken sind unerschüt-
lich, aber immer welle. In Demut und Andenken
müssen wir uns ihnen beugen. Und doch immer
über die Monarchie, über Lagers und seine Kirche
kommen mag: Kardinal Simon hat seinen Blick
ausgeworfen, seine Rechte gekämpft, seine Arbeit voll-
bracht, sie wird den Lebenden und Nachkom-
men zum Segen gereichen, und wer immer ihn
zu hören sucht, ja, ihn rührt, die Herren der
Hölle werden doch nicht jene Kirche überwinden,
welcher der Herr den Befehl bis an's Ende der
Welt vertheilt und welcher er sich die Krone
und Finger gegeben hat, welche sie braucht.

Er aber, der hochverdiente, große und heilige
mühsame Kirchenfürst, den wir zu unserem tiefsten
Schmerz zu eben „verloren“, er ist glücklich.
„Nouus quomodo est et non impedit: laudat
in auro suo.“ „Soll ich dir, den Du er-
schaffen und amminnt: er wird wachen in Deinen
Händen.“ Wied' wir werden für ihn, er darf für
uns dort sein. Wähle am Morgen jedes Katho-
liken des hl. Adalbert auf dem Goner Gräblich-
keit das Gedenken mit bester Bewusstheit gelobt
und gelungener werden können! Diese Gnade ge-
währe Gott dem marianischen Königsreihe und den
Verrückten aus dem katholischen Hause, den
apostolischen Königen, von welchen einer, und zwar
schmerzlichen Johannes der unglückliche Glim-
marische die Krone des hl. Stephan auf's Haupt
legen durfte.

Die Pest in Marseille.

Im Monat August des Jahres 1720 brach
Marseille die verheerliche Pest aus. Sie war durch

den von Tripolis kommenden Kapitän Giletud da-
hin verbracht worden.

Durch einen Zusammenstoß unglücklicher Ereignisse
in Vereinigung mit Karakulität des Kapitäns und
der Karakulität der Krone und dem Karakulität
begünstigt, sich in das Jahr Marseille,
entzündete sich dort langsam aber unerbittlich bis
zu der Krone, wo sie wie ein Strom, der alle
Dämme durchbricht, sich über die ganze Stadt ver-
breitete, von allen Seiten wie ein Wüstenfeld mit
tenden Dämonen davor und mit furchtbaren
Stimmen an das Ohr der Unheimlichen, welche ihre
Wagnisse wagen wollten, rief: „Dieser Tag ist
Ihre letzter!“

Es sprach die furchtbare Sicherheit in den ersten Tagen
der Krankheit war, so unerbittlich war auch der Schre-
cken, als die immer wachsende Zahl der Opfer un-
widerlegliches Zeugnis von ihrem Dasein gab und
alle Tugendgüter vernichtete. Von dem Augenblicke
an, wo der Pestilenz und die Besorgnis die furch-
tliche Mitleidigkeit vor Augen lagen, verlor sie allen
Furcht. In der Nacht allein sah man das einzige
Krankenamt und die Hälfte der Bevölkerung er-
griffen. Die Kranken boten sich, ihre Besuche zu
kommen zu lassen und legten mit den Händen ihre
Ländchen, welche innerhalb des Gesundheits-Rothens
lagen, den man um Mitleid gebeten hatte; die
Krone verlor in großer Zahl die Stadt und
Bücherei sich in Felsenhöhlen und einwärts ergriffene
Johle: Schiffleute begaben sich mit ihren Familien
auf Schiffe und Bärten und bildeten losjagten im
Osten und an der Küste eine schwimmende Stadt
mitten in einer unermesslichen Wüste vor Mitleid;
der größte Teil dieser Unheimlichen trug den Namen
der Religion, welche, Mitleid, Erbarmen und Auf-
opferndes in ihren Tugenden besitzt und besten Ge-
schicks niemand ohne Tränen und ohne Schauer
lesen kann. Dieses kann doch Deuauze, durch ver-
schämte Besuche, große Unwissenheit und unglückliche
Krankheit, hervorgehend aber durch Menscheneigenschaf-
ten und Mitleid ausgeglichen. Wahrscheinlich Deuauze
war sein jüngerer Bruder des Bischofs von Marseille. Wied
beim Ausbruch der Krankheit bewirkt er seine Stellung
und erwiderte sich den hl. Karl Borromeus zum Be-
bilde. Mit besserer Sitte und menschlich lieblichem
Runde hat er aus dem kirchlichen Glauben, ging
grabe der Pest entgegen und begann einen mutigen
Kampf mit dieser Krankheitserregerin, aus dem er
als Sieger hervorging.

Seine geistlichen Mitleid, die Mitter und Bittere
der Stadt, die Mitleidigen aller Mitleid und Kom-
passion, alle Mitleid, die sich in Marseille befanden,
sagten seinem Mitleid und Mitleid sich ihm an,
schon sie gar nicht begriffen, daß es sich hier um
das Mitleid handelte. In jeder Stunde des Tages
war der Nacht vertheilt sich diese würdigen Diener
des Herrn, welche selbst unwohl, in die angestricheltesten
Bücher der Stadt. Wie schreckliche Angst erlitten
sie am Lager der Kranken um der Hälfte der Stadt
Runde hat er aus dem kirchlichen Glauben, ging
grabe der Pest entgegen und begann einen mutigen
Kampf mit dieser Krankheitserregerin, aus dem er
als Sieger hervorging.

Seine geistlichen Mitleid, die Mitter und Bittere
der Stadt, die Mitleidigen aller Mitleid und Kom-
passion, alle Mitleid, die sich in Marseille befanden,
sagten seinem Mitleid und Mitleid sich ihm an,
schon sie gar nicht begriffen, daß es sich hier um
das Mitleid handelte. In jeder Stunde des Tages
war der Nacht vertheilt sich diese würdigen Diener
des Herrn, welche selbst unwohl, in die angestricheltesten
Bücher der Stadt. Wie schreckliche Angst erlitten
sie am Lager der Kranken um der Hälfte der Stadt
Runde hat er aus dem kirchlichen Glauben, ging
grabe der Pest entgegen und begann einen mutigen
Kampf mit dieser Krankheitserregerin, aus dem er
als Sieger hervorging.

hieß seinen treuen Diener wunderbarerweise unter-
setzt, trotz allen den drohenden Gefahren.

Im Monat September ereignete die Pest ihren
Höhepunkt; es fanden täglich tausende Personen. Die
Städte waren mit Leuten angefüllt. Man hatte
eine große Anzahl Galerienklaffen in Freiheit gelassen,
die Bedingungen zu befolgen, aber sie trübten nicht
hin und mit der zunehmenden Furcht der Luft nahm
die Krankheit noch immer zu. Marseille bot nun
einen Anblick dar, welcher erschauern machte; der
Bischof hat ihn erschrieben in einem Hirtenbriefe, in
welchem er zur Buße und zum Gebete antreibt. Er
spricht:

„Wiese und Tod, vielgeliebte Brüder, wenn
alles, was wir bisher gesehen und erfahren haben,
uns nicht lehrt, in uns selbst einzuschließen! Eine un-
geheure Anzahl von Familien ist durch die Pest
gänzlich erloschen. Trauer und Thränen sind über
alle Wohnungen gebracht, unglückliche Opfer sind der
Gerechtigkeit des himmlischen Gottes anheimgefallen,
und wir sind vollständig nicht weniger traurig, als
diejenigen unglücklichen Brüder, an denen der Herr seine
furchtbaren Strafgewichte vollzogen hat — und wie
konnten sonst sein, nichts für uns zu thun? wir
sollten nicht alles zulassen, um durch unglückliche
Worte dem Schicksal des Wüstenfeldes zu entgehen!“

„Von wem? einem kirchlichen Schauspieler waren
und sah wir noch die traurigen Jünger? Sehen
wir nicht die Straßen dieser großen Stadt auf beiden
Seiten mit halberstarrten Leuten begrenzt und von
Kranken umgeben, die starrer herabgeworfenen
Fingerringen zu empfinden, daß wir nicht zulassen,
weshalb wir unseren Fuß setzen sollten! Wie sehr
eine entsetzte Zahl von Kranken einen Gegenstand des
Abgötzen und des Schreckens selbst für sein werden,
denn laßt die Natur die heiligen und jüdischen
Gesetze für sie hätte er stehen müssen; verlassen von
allen, was ihnen das Leben war, unermesslich aus
ihren Ohren geworfen, ohne Hilfe in den Straßen
unter die Füße der Leuten, deren Anblick und Geruch
unaussprechlich war! O wie oft haben wir zu unserm
bittern Schmerz die mit dem Tode Ringenden ihre
pfeifernden Hände noch uns ausstrecken sehen, um
uns ihre Hände zu zeigen, daß sie uns, ehe sie starben,
noch einmal sehen könnten, und dann unter Thränen
und mit allen Gesichten, die Mitleid und Mitleid ein-
schließen können, unseren Segen und die Vergebung
von ihren Sünden erlangen! Wie oft haben wir
nicht auch die Demütigen gehört, manche von ihnen
beinahe unter unseren Füßen haben zu sehen aus
Mangel an Hilfe.“

Wie haben die Leiden der Mitleidigen, in ein
schreckliches Licht gestellt, bei dem Denken der Mitleid
und Mitleidigen Mitleid, an gewisse Orte geworfen
und mit jenen ohne Aus-
scheidung in ungeschützte Gräben unterhalb der
Berge unter unglücklichen Mitleidigen gelassen. —
Marseille, diese noch vor einigen Monaten so blühende, stolze,
broderliche Stadt, deren Herrlichkeit über so oft mit
ungemeiner Selbstgefälligkeit lobbet, diese Stadt,
deren Dunkel bis zu einem Ende der Welt bis
zum andern erstreckt, wo täglich Menschen aller
Nationen, selbst die wilden und unermesslichen an-
landeten — Marseille ist plötzlich gelassen, von
aller Hilfe entblößt, vom größten Teile seiner Be-
wohner verlassen; ganz Frankreich ganz Europa ist
auf seiner Gunst gegen sie, sie ist verabschiedet worden
den künftigen Sterblichen! Welch' wunderbarer
Mitleid! Was kann noch der Herr sich heiliger
und furchtbarer als Mitleid zeigen? Kann er ge-
waltiger zur Buße rufen?

Auf Allerheiligen ließ Bischof Deuauze in der
Mitte seines Hofes einen Trauertanz errichten,
und jeden Morgen ging er aus seinem Hause mit
entzündeten Fackeln, eine Fackel in der Hand, im Um-
zuge eines Hübschen, an diesen Ort, wo er bei
himmlischer Erbarmen ersehen wollte. Die Todten-
gloden erlitten von allen Seiten, das dumpfe Ge-
löse der Kanonen ließ sich hören: das tobende
geräuschete Volk lag in dem Hofe und in den Straßen,
von welchen aus man den Mitleid sehen konnte,
auf den Mitleidigen; alle Augen, die noch meinen konnten,
sahen von Thränen über, die Brust aller hoch
sich zum Schicksal und alle Stimmen wiederhol-
ten die Worte jenes kirchlichen Mitleidigen: in pro-
funda clamavi ad te, Domine. Herr, Herr, und
der Tiefe rufe ich zu Dir! — Hat an diesen mit
Schmerzigen Thränen besetzten Mitleidigen im Hofe feierte
der Oberbischof dieser kirchlichen des hl. Opfers,
und mit jedem Schritte öffnete er sein Leben auf,
um den göttlichen Horn zu entlocken.

So viele Gebete und Thränen, so viele Tugenden
und Selbstthaten christlicher Liebe erreichten in
der That die göttliche Barmherzigkeit. Die
Wut der Krankheit nahm rasend ab, dennoch

beantwortet es beinahe nach ein Jahr, bis sie aus Mar-
seille ganz vertrieben. Die hatte fünfzigtausend
Menschenleben hinweggerafft.
Bemerkung sollte auf den Bischofsstuhl von Ais-
les besetzt werden, aber er lehnte diesen Ruf ab,
weil er seine geliebte Herde nicht verlassen wollte.

Manu fängt das neue Jahrhundert an!
Am 12 Uhr in der Nacht zwischen dem 31. De-
zember 1899 und dem 1. Januar 1900! — Oder
um 12 Uhr in der Nacht zwischen dem 31. Dezember
1899 und dem 1. Januar 1901! — That is the
question!

Eine in geschichtlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht,
besonders für alle Vorkriegsbesitzer, ist die
lyrische Dichtung wichtige Frage. Zur Beantwortung
führt das „West. Tagbl.“ aus: Kommt es hier,
das zwanzigste Jahrhundert mit demjenigen
Jahrtausend anfangt, bei dessen Eintritt neunzehun-
dert Jahre seit der Geburt Jesu verstrichen sind,
Aber wenn ich das der Fall! — Das eine liegt
auf der Hand: wenn das Jahr 1900 vollendet ist,
so sind mit dem letzten Glockenschlage desselben, wie
ich den Name des Jahres selbst, neunzehnhundert
Jahre verstrichen seit dem ersten Januar desjenigen
Jahres, welches das erste nach Christi Geburt war.
Dieses letztere trug die Zahl 1, das nächste 2, das
übernächste 3 u. s. f., so daß ganz offenbar neun-
zehn Jahrhunderte seit jenem ersten Januar mit
Vollendung des Jahres verstrichen sind, das die
Zahl 1900 trägt. Danach ist es also unzweifelhaft,
daß das neue Jahrhundert erst mit dem 1. Januar
1901 beginnt. Dem gegenüber ist jedoch noch zu
bedenken, daß dieses entscheidende Jahr 1 nach Christi
Geburt keineswegs das erste Jahr unserer Zeitrech-
nung ist, sondern dasjenige Jahr, in welchem Christus
wirklich in der Nacht vom 24. zum 25. De-
zember geboren worden ist. Rechnen wir nun, es sei
so, dann allerdings sind schon am 31. Dezember
1899 neunzehnhundert Jahre seit dem Beginn un-
serer Zeitrechnung verstrichen und das zwanzigste
Jahrtausend unserer Aera beginnt mit dem 1.
Januar 1900. Die ganze Entscheidung liegt also
in der Frage: gab es zwischen Jahre 1 nach Christi
Geburt und dem Jahre 1 vor Christi Geburt ein
Besondere, das, in welchem Christus am Welt-
nachmittag geboren worden ist, oder gab es kein
solches Jahr? Wie anderen Worten: gab unsere
Zeitrechnung mit dem Jahre 1 oder mit dem
Jahre 0 an?

Frage mit die Geschichte. Der Urheber unserer
Zeitrechnung war der römische Abt Dionysius
Exiguus, der in der ersten Hälfte des fünften Jahr-
hunderts lebte. Er hatte die Schwere der Jahre
wieder, Jesu wahres Geburtsjahr festzustellen; denn
natürlich hätte die Welt nicht gleich mit der
Geburt Christi zu Beginn angefangen zu zählen:
1 nach Christi Geburt, 2 nach Christi Geburt u. s. f.
— So daß es an einem höheren Festpunkt
liegt. Und wie die spätere Weltgeschichte sich
herausgearbeitet hat, hatte sich der gute Dionysius
dann auch natürlich gründlich verlesen. Das Jahr
des als Geburtsjahr Christi festsetzte, lag in
Wienlichkeit mindestens vier, wahrscheinlich aber
fünf Jahrhunderte nach dem natürlichen Geburts-
jahr Christi. Als man in unserem Jahrhundert zu dieser
Bestimmung kam, war es natürlich, ja selbst, an der
Chronologie nach etwas zu ähneln und etwa sechs
Jahre mit einem Male zu überbringen.

Doch das war nebenbei; unsere Frage: wann beginnt
das zwanzigste Jahrhundert? — wird dadurch nicht
berührt. Für die Entscheidung dieser Frage fällt es
nur ins Gewicht, welches Jahr der Abt Dionysius
als das Geburtsjahr des Heilandes festsetzte. Und
in dieser Beziehung giebt uns die Geschichte voll-
ständigen Aufschluß. Dionysius entschied sich dahin,
daß Christus am 25. Dezember morgens im Jahre
754 nach der Erhebung der Stadt Rom (vortoni-
sche Zeitrechnung) geboren sei und zugleich nannte
er ein hohes Jahr des Jahres 1 der neuen christ-
lichen Aera und demgemäß das Jahr 753 der Stadt
Rom des Jahres 1 vor der christlichen Aera. Nicht
ist es auch dem Abt Dionysius aus, daß das
Jahr, an dessen Ende Christus geboren, nicht das
Jahr 1 nach Christi Geburt heißen könne. Aber so
nannte er es auch nicht. Er nannte es vielmehr
das Jahr 1 ab incarnatione Domini, d. h. seit der
„Werknehmung des Herrn“, und unter der „Werk-
nehmung“ verstand Dionysius, wie überhaupt auch
die anderen Kirchenschrift, nicht die fälschliche Geburt,
sondern die Verkündigung Mariä, die er in den An-
fang des Jahres 754 der Stadt Rom setzen mußte.
Demnach würden wir unser Jahr vorwärts rechnen:
das Jahr 1891 nach Rom's Verkündigung, anstatt
das Christi Geburt. Jedemfalls geht hieraus her-

vor, daß es kein Jahr 0 der christlichen Zeitrechnung
gegeben hat, sondern daß diese mit dem 1. Januar
des Jahres 1 begann. Demnach sind neunzehn
Jahrtausende auch erst mit Vollendung des Jahres
1900 abgelaufen und das neue Jahrhundert beginnt
erst mit dem 1. Januar 1901. Um uns auf einen
klaren Standpunkt zu bringen, können wir hinzu-
fügen, daß auch Schiller so dachte; denn er verlegte
den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nicht auf
den 1. Januar 1800, sondern auf den 1. Januar
1801. In diesem letzteren Tage, nicht aber zum
1. Januar 1800, datierte er seine Werke. Der An-
tritt des neuen Jahrhunderts, die mit dem Worten
beginnt: „Guter Freund! Wo stehst du denn heute,
wo der Freiheit sich ein Juchheben?“ „Dessent-
lich werden wir am 1. Januar 1901 auf diese we-
sentlichste Frage des Dichters leichten Herzens
antworten geben können, als unser literarischer
Vaterland der Freiheit. Zum Preise aber allen Den-
kmalen, die auf den 1. Januar 1800 verweist, viel-
leicht gar verwirrt und somit verloren haben, so be-
weist, daß das populäre Bewußtsein es hat nicht
nehmen lassen, daß am 1. Januar 1900, oder viel-
mehr die Jahre bevor, begonnen freies zu beginnen.
Am 31. Dezember 1899 und mit dem Eintritt des
neuen Jahrtausends feiern, am 31. Dezember 1899
das einträchtige Ereignis, daß man zum ersten
Mal die beiden dreihundertachtundneunzigsten 19.,
schreiben wird.

Freiatholiken.

Bei diesem Namen wird mancher Leser mit dem
Rufschlüssel und ein bedeutendes Gesicht machen;
man denkt sofort an Freimaurer, Freidenker, Frei-
händler u. s. w. Wir haben es hier jedoch nicht
mit einer Sekte, sondern mit einer weltlichen so-
zialistischen Bewegung zu thun, die sich in jüngerer
Zeit unter den Handwerkerkreisen in Frankreich ge-
bildet hat und der man den besten Erfolg wünschen
kann. Ihre unangenehmste Organ: „Bulletin des
Associations-Sociétés“, bezieht sich über den Zweck
der Bewegung, die sich „Freiatholiken“ nennt,
samt, weil sie den Freimaurern den Streik erklärt
hat. Die Mitglieder verpflichten sich: 1. die katho-
lische Religion in Wort und That zu verneinen;
2. niemals einer geheimen Gesellschaft beizutreten
und die Freimaurerei zu bekämpfen; 3. sich gegen-
seitig im Leben zu unterstützen. Die Freiatholiken
wollen dem Reichthum der Freimaurer entgegen-
treten, haben ihre eigenen Gesinnungsregeln,
haben ihre eigenen Gesinnungsregeln; sie unter-
stützen sich gegenseitig, verhalten sich einander
freundlich, beistehen einander und tragen sich gegenseitig
zu einem christlichen Leben an. Die verteidigen die
Religion in den Hofen, in der Gasse, überall, wo
etwas bedrohlich angeht. Die Freiatholiken ver-
pflichten sich, die weltlichen Interessen ihrer
Wahlkreise zu vertreten und nicht als Freimaurer zu
tun. „Die Ethik des Sozialen“, sagt der Baron d'Al-
meida auf dem Kongress in Limoges, „verpflichten
sich nach ihrer Person, um die Kirche Gottes zu be-
kämpfen; warum sollen denn die Ethik Christi
nicht unter sich eine ähnliche Verpflichtung bilden?
Warum sollen sie nicht gemeinsam ihren Kern nach
ihren Gott verteidigen?“ Nebenbei bemerkt sagt
das Organ, Rev. XIII. empfiehlt den Freiatholiken
sich zu vereinigen; wir überlegen seine Worte in
die Praxis. Der junge Verein zählt vorerst kaum
200 Mitglieder, aber bei der Eigenartigkeit der
Idee und den zu Gebote stehenden Mitteln dürfte
hofft er auf eine rasche Ausbreitung, um sich ge-
wissermaßen als Vorkämpfer einer großen Aera von
Freiatholiken über das ganze Land zu verbreiten.

Herzogschwefel.

(Sage)

Herzogschwefel unterlegt.
Schneebedeckten läuten den Frühling ein, und die
Felsen jubeln über die Ankunft des Längereitenden.
Hals und Fiedel schmeicheln sich mit warmem
Stimmen, um würdig zu erscheinen vor den Augen des
Herzogs, der aus Rom von Sibirien und gold-
farbenen Schiffschiffen auf seinem jagdlichen
Dampfer trägt. Von mancher's ist so leicht über
die lebenden Kauen, und die Hand bracht sich ver-
langend aus, einige der buntenfarbenen Blumen zu
bereden, die aus dem Schlammkornlein im Boden-
schnee erwachen zu neuen Leben im Frühling
Sonnenschein. Und sie doch flumme Flumme von
Gottes mit erhabener Vaterhuld, freundlich's Gehe,
die er uns leubet.

Unausgesprochen entziehen die Tage, und nur zu
halb ist die Zeit gekommen, wo sich der Frühling
mit dem Sommer gleichsam vermählt. Und nun ist
die Zeit der Rosen da. Zeit blüht auch das

Herzogschwefel, mir am liebsten von allen. Ehre nur,
norman.

Es war in der helligen und doch so schauerhaften
Nacht, lang nach dem Abendmahl und den rüch-
rigen Abfahrgewittern Jesu, als dieser mit seinen
Jüngern den Ostberg hinanzog; Petrus, der Aus-
gesprochener und Jakobus begleiteten den Herrn hier-
in den Odenraum, als die letzten Apokal. Der
Herr aber hat sie, mit ihm zu machen und zu beten,
der aber waren halb vom Schlamm übermächtig.
Da lachte nun der Herr und sprach: „Verlassen
sich jedem mitführenden Dingen, daß die Augen der
jüngeren Erwachen geöffnet, die seiner Herrin mit
numerosen Dingen.“

Er lachte im Geiste, wie die grimmigen Reig-
tungen mit trübseligen Freuden seinen Leib
gerissen hätten! Her seinen Ohren erkante das
wilde Geschrei: „Hörst du mit ihm! Krampf, Krampf
und andre: die Gewölbe, daß ich dich ungeladene
Verpflichtung sein müßte für so viele, daß sie dich
sich so bitteren Reuegeistes auch verloren geben
würden. Jesus wollte ja lachen und unendlicher Ge-
heißung, aber er war ein Mensch, hätte nie ein
Mensch, und immer höher wurde die Todesangst,
immer höher das innere Bild, blühiger Schwefel
traug auf allen Poren (sich selbst heiligen) selbst her-
vor und heupte langsam die Erde. Es stand aber
auf dieser heiligen Höhe ein Strauß, stillenlos und
leuchtend hier. Wie er nun vom Blute Jesu bespritzt
wurde, da, o Wunder! erloschen liebliche Klagen
den Jesu so lachen, schmucklos lachen. Sie
waren geboren aus dem Gauenzen, der sich über
sie ergoß.“

Soll der Stunde kennt die Welt auch Odenreimen,
Im Volkswort aber heißen sie, die da Jesu Blut-
schwefel empfangen „Herzogschwefel“.

G. W.

Deutsches.

Volkswohl auf dem Thron der Wesen finden wir den
Wohlstand.
Jin, der sich auf Erdenleben alle zu sich einladet,
Die, mit Wägen schwer beladen, schenkt ihm ihr
Gedacht.
Denn er hat und nicht verlassen, als Er stand und
erlich.
Der den Tod hat überwinden, läßt uns Heile sein
gelunden,
Diß die Heimat wie gelunden und ihn schenkt im
Vorabend.

Wer kommt vor Gott nicht folgen kann und nicht vor
Gottlich Erden.
Der ist ein armer, armer Mann, kein er auch Land
und Rom.
Hinh winkt des Lebens Abendstern im Schein der
Erleuchtung.
Wer hier nicht stützt vor dem Herrn, nicht stützt
vor dem Richter.

Deutsch.

„Ein Philosoph“ Ein Mann in Wille Red
vertraut nach seinen Redden, um seine Familie
nach dem Glück zu führen. Als ihm eine fremde
Freunde bekant Normale machte, antwortete er:
„Was soll uns der Oten, wir dainen doch nicht zu
fodern.“ Aber mit dem Geld, was du für den Oten
stehst, hast du doch besser etwas zu essen für deine
Familie gekant.“ Ja, denn dainen wir aber keinen
Oten, um es zu fodern. Es wird gut sein. So ein
Philosoph“

Ausführung des Klauen-Schiffes in voriger Nr.:
Nach 18 es Tag, da löste sich der Mann.
Die Nacht tritt ein, so Rumant wirken kann.
Ausführung der Caudostangabe in voriger Nr.:

b	r	a	h	m	a
e	ph	r	a	i	m
r	e	i	e	b	a
i	o	n	b	o	n
f	o	i	a	n	b
n	v	a	i	i	a

Nützliche Abteilungen sandten ein: Herr Krieger, Wilt,
Ulrich Jan, D. u. H., Franz Edel, Oskar Otto
und Giselher Wille von Her; Auguste Brunen,
Christl; Maria Reiter, Kattigen; Georg Brenden,
Reib.



Sonntag Quinquagesima. Evangelium nach dem heil. Lucas XVIII, 31-43. Inhalt: Jesus warnt sein nahes Jüden und Griechen und will einen Blinden am Wege von Jericho.

Der Teufel und unsere Zeit. In den Offenbarungen der seligen Maria von Kopeta, einer spanischen Klosterfrau, welche von Gott erleuchtet das Leben Jesu und Mariä niederzuschreiben, findet sich unter anderen merkwürdigen Dingen auch folgende Beschreibung.

Der Herr hatte am Kreuz eben aufgestanden: Ob er wahrhaft! Da befiel Er in Ueberrauschung mit seiner geliebtesten Jungfer Maria von Kopeta, um anwesenden Kaiser und seinem ganzen Hofstaat, sie sollten sich ohne Verzögern in den Abgrund der Hölle hinabstürzen. Derselbe führte sich der ganze Schwarm der bösen Geister in den tiefsten Abgrund der Hölle...

Denn dieser Kaiser seine Diener zu einer heiligen Rathversammlung. Nachdem er seinen grimmigen Dofse gegen den Göttermenschen Jesus Christus und seine heilige Mutter Mariä zurückgeworfen hatte, sehr er also fort: O Menschen, von mir alle verbohrt, aber von Gott alle geliebt, wie soll ich verdammt sein? Was werden wir nicht thun wieder aufzurufen? Wie werden wir die Kräfte wider die Menschen erhalten und sie abzuwenden können? Denn von dieser Zeit an können die Menschen sich gegen diesen Menschen und Welt, welcher sie mit so großer Liebe geliebt und erlöst hat, nicht mehr abzuwenden erweisen, wenn sie nicht selber als wir selber sein wollen. O wehe mir Unglücklichen, daß unser höchstes Reich nicht zerstört werden! Niemand wird mehr in die Hölle kommen und alle werden die ewige Glückseligkeit erlangen, welche wir Ewige verloren haben. Aber insofern laßt ich nicht nach, wider diesen Teufel, wider seine Diener und wider die Menschen einen ewigen Krieg zu führen. Kahl ist, meine Zeit! Jetzt ist es Zeit, den Horn wider Gott in das Welt zu setzen. Kommt alle zur Ueberzeugung, daß ich euer Gutachten erwarte, wie ich es zu be- weislichen sei.

Dies war der Vortrag des Kaisers, auf welchen einige aus den vornehmsten Gelehrten der Hölle antworteten, man wolle seinen die Menschen mit höchsten Verhöhnungen und Beleidigungen bestrafen. Es wurde beschlossen, man wolle mit neuen Kreuzen gegen den Glauben und das Reich Christi die Welt anfallen. Damals wurden von jedem höchsten Rathes-Glied alle Kräfte von Rom an bis

auf unsere Tage ausgebreitet. Andere Teufel sagten, sie wolle auf sich nehmen, die Religionen der Jüden von ihrer Geburt an auszuschließen und zu verdrängen; andere verdrängen, die Eltern in Verleumdung ihrer Kinder nachlässig zu machen und den Kindern Abhängigkeit der Eltern einzusprechen; wieder andere beten sich an, daß und Widerwärtigen unter den Gelehrten einzuführen, um dadurch Eitelkeit und die Verachtung der gesetzmäßigen Tugend zu bringen. Alle aber kamen dahin überein, daß sie unter den Menschen Hölz, Horn, Unreinigkeit und Rache auslösen und sie dazu mit falschen Eingebungen, mit höflichen und sinnlichen Religionen, mit Geiz und Ehrgeiz bewegen wollen. Ganz besonders aber wolle sie die Menschen abwendig machen von dem Reichthum an das Leben Jesu Christi, an ihre Erbschaft, an die höchsten Reize und die Ehre. Mit dem Danks der Kaiser an seine Diener und der erneuten Aufforderung, daß alles ins Werk zu setzen und gegen die Anhänger des Christen einen blutigen Krieg bis zum Ende der Welt zu führen, schloß diese beschwörliche Versammlung.

Das Götzen seiner Plan ausgeführt und nach immer an seiner Verwirklichung arbeitet, wie möchte das laugnen? Und scheint er nicht gerade in unserer Zeit die höchsten Anforderungen zu machen, und große Erfolge zu erringen? Klagt man nicht allenthalben über den Unglauben, über zunehmende Rasch, Unwissenheit in der Konzeption, über unglückliche Ehen, über Lösung aller Bande in der menschlichen Gesellschaft. Das Götzen der blutigen Revolution nimmt immer mehr Fleisch und Blut an, und wir wollen uns auf das Reichthum nicht verlassen. Dazu ist es dem Teufel schenken, unsere heilige katholische Kirche durch seine Heuschrecke überall zu verfolgen und zu unterdrücken. Denn die Kirche Christi hat er nach Gott über Alles, weil sie das Christentum über das Weltmenschen fortsetzen soll bis an das Ende der Zeiten. Das ihm ganz besonders die hl. Messe, die unblutige Erneuerung des Kreuzestopfes Jesu Christi, ein Dorn im Auge ist, braucht uns nicht zu wundern. Ein Teil der Ordensleute muß nach in der Verbannung weilen und darf die ewigen Reichtümer in Verleumdung und Unrecht nicht genießen. Der Gottesacker, dieser heilige Reicher an den Tod und die Ewigkeit, darf nicht mehr die Erde umgeben, sondern nach „aus Götzenwelt“ aufgeführt werden eines Ortes angelegt werden. Ja, ja, Satan führt sein Programm durch!

Und was sollen wir dagegen thun? Die Hände in den Schoß legen und denken, es hält ja doch nichts? Nein! wir müssen gerade in diesen wir- klichen Ewige entgegenarbeiten und so viel an uns liegt, unsere Pläne durchsetzen. Vor allem wollen wir, möglich, täglich der hl. Messe bei, um die der Früchte des Kreuzestopfes teilhaftig zu machen; empfangen oft das allerbarmigste Sakrament, in welchem ja das Wesen des Lebens und Sterbens Jesu Christi erneuert wird. Dunkel redet oft an die letzten Dinge, dann wird du in Ewigkeit nicht fänden. Hast du einen für Zeit und Ewigkeit entscheidenden Entschluß gefaßt, geh auf den Gottesacker und laß dich im Angesicht des Götzen

des eines Bastes, einer Mutter, eines Kreuzestopfes keine Besitze. Das dich nicht trennen, wenn du Gelegenheit hast, Christus mitzunehmen. Sie sind für den Ewigkeit noch besser als eine Krone. Es ist das immerhin ein gutes Zeichen unserer traurigen Zeit, daß die heiligen Religionen immer mehr Anhang finden. Nicht bloß Kinder und Jungfrauen, auch Männer und Jünglinge, selbst aus den gebildeten Ständen, haben die Christen mit großem Reize gemacht.

Es beginnt jetzt die Fastenzeit, die mit den Gedächtnistagen des bitteren Lebens und Sterbens Christi und seiner Auferstehung ihren Abschluß findet — und deshalb ist ja die Fastenzeit nur eine Vorbereitungszeit auf das große Werk unserer Erlösung. Indem unter der Fastenzeit, die dem katholischen Kirche, im Verlaufe des Kirchenjahres die Fastenzeit unserer Erlösung vor Augen führt und uns zu deren Mitfeier einladet, erhält sie den Glauben an den göttlichen Erlöser fest. Gehen wir doch auf diese ihre Arbeit ein und betrachten wir recht oft das bittere Leben des Götzenmenschen. Alle Heiligen werden uns, daß die Heiligung beschaffen an welchen geeignet ist, uns von der Erde zu befreien und zur Liebe Gottes zu erheben.

Werte mit Gottliche sowohl für dich als in Gemeinschaft mit den Meinigen, besonders an den Abenden, den schmerzhaften Rosenkranz. Stelle dir bei jedem Rosenkranz vor, als lebst du selbst jenen, lebst, über, verloschen, schließt alles was dem Herr und Gott an Leib und Seele gelitten hat, und frage dann immer: Wer leidet dich? Warum? und für wen? und ich bin überzeugt, du wirst auf solche Weise den Rosenkranz eher zu lang als zu lang finden. Das Kreuz ist die Hochschule der Liebe. Müdigst du in dieser Schule der Liebe lernen, wie die Augen seines göttlichen Berges sich fort wie in einem Brennpunkte sammeln, um für den Ewigsten Verhalten haben zu können.

Die Reorganisation der engl. Benediktiner Congregation.

Begleitet im St. Reichthum durch die Schüler des heiligen Gregor des Großen, wurde die englische Benediktiner-Congregation durch Heinrich VIII. aufgelöst und durch Maria die Katholische unter Zustimmung des Abtes Frettenham wieder hergestellt. Durch die Strenge der englischen Gesetzgebung, sah im Anbilde für den Höckerlichen Beruf herauszubilden und im Anbilde die Beschäftigung abzugeben, bevor sie in ihr Vaterland zurückkehren konnten, um sich dort der Befreiung ihrer verirrten Brüder zu widmen, haben die englischen Benediktiner sich in die Notwendigkeit verlegt, die Anforderungen des Alltagslebens zeitweilig den Anforderungen der Abtweilung unterzuordnen. Nachdem seit Gründung der religiösen Freiheit in England auch die Benediktiner wieder auf dem heimathlichen Boden wieder erstanden und besonders in den letzten Jahren zu hoher Blüthe gelangt sind, machte sich das Bedürfnis nach einer Reorganisation der englischen Benediktiner-Congregation mehr und mehr geltend.

Durch ein am 12. November h. J. vom heiligen Vater unterschriebenes Dokument wurde der lange, aus diesem Anlasse geführte Streit beendet und wird hoffentlich dem ehemals in England in so hoher Höhe stehenden, christlichen Orden des heiligen Benedikt eine glückliche und fruchtbare Zukunft gesichert werden.

Bei der durch die Bulle Urban VIII. „Placitata“ erfolgten Wiederherstellung der englischen Congregation war unter Berücksichtigung der damaligen unglücklichen Verhältnisse ein provisorischer Zustand ins Auge gefaßt worden. Die Mönche erhielten nicht mehr in England. „Aus diesem Grunde“, sagt Leo XIII., „mußte die englische Congregation durch einen Präbiteren regiert werden, der außerhalb des Schutzes außerhalb Englands steht, und durch zwei Provinziale in England, welche dem Präbiteren unmittelbar untergeordnet waren, ferner durch die Prioren der außerhalb Englands befindlichen Klöster und Hospitien, und endlich durch eine gewisse Anzahl von Definitorien.“ Die Jurisdiction über die Missionen und über die Klöster war auf diese Weise den Mönchen entzogen und den Provinzialen übertragen; die Klöster selbst, welche dem Präbiteren unmittelbar untergeordnet waren, ferner durch die Prioren der außerhalb Englands befindlichen Klöster und Hospitien, und endlich durch eine gewisse Anzahl von Definitorien.“ Die Jurisdiction über die Missionen und über die Klöster war auf diese Weise den Mönchen entzogen und den Provinzialen übertragen; die Klöster selbst, welche dem Präbiteren unmittelbar untergeordnet waren, ferner durch die Prioren der außerhalb Englands befindlichen Klöster und Hospitien, und endlich durch eine gewisse Anzahl von Definitorien.“

Die Reorganisation der Congregation mußte demnach dem klösterlichen Charakter entsprechen, nach dem klösterlichen Geiste vor sich gehen. Jeder klösterliche Orden verlangt einen doppelten Bund: Die persönliche Heiligkeit seiner Mitglieder, dann den Fortschritt der Heiligkeit in der Welt. Der erste Bund ist wesentlich und muß die Weisheit und die Regierbarkeit des Ordens bestimmen. Die vom hl. Vater ergriffenen Maßnahmen zeigen deutlich den Willen an, auf beiden bei den Mönchen der Bescheidlichkeit in England in seiner vollkommenen Gestalt wiederhergestellt werden soll.

1. In Mobilisierung der Konstitution Urban VIII., „Placitata“, soweit dieselbe die Regierung der englischen Congregation und ihrer Missionen betrifft, unterbrücken wir die Funktionen der Provinziale und fügen auch der beiden Missionen hinzu.
2. Die gegenwärtig bestehenden drei Provinzialen im Gebiete des heiligen Benedikt wiederherzustellen und ihnen unter der geistlichen und geistlichen Jurisdiction der Oberen der Klöster, ohne daß jedoch den Rechten der Ordinarien ein Abbruch geschehe.
3. Wir übertragen den Oberen der Klöster sämtliche Privilegien der Provinziale oder Definitorien bezüglich der Regierung der Missionen oder der Klöster.
4. Die genannten Oberen sind vor dem Präbiteren und dem Generalkapitel verantwortlich und müssen deren Zustimmung erhalten, bevor sie einen Mönch in die Missionen entsenden dürfen.
5. Der Präbiteren und das Kapitel werden die klösterliche Erziehung der Kandidaten überlassen und werden niemals für die Mission eine Verbindlichkeit übernehmen, welche die zu diesem Zwecke erforderlichen Eigenschaften nicht besitzt; nötigenfalls würde man Schularpriester dazu verwenden.
6. Der Präbiteren wird nach Zurücklegung der letzten Obedienz keine Sorge, daß die Missionen alljährlich für einen Monat in ihre Klöster zurückkehren können, um den Geist ihres Berufes wieder zu erneuern.
7. Eine aus dem Präbiteren, den letzten Oberen und drei Missionen zusammengesetzte Kommission wird in Räthe zusammenzutreten, um jedem Kloster eine gewisse Anzahl von Missionen zuzuteilen, was bisher von den Provinzialen zur Organisation der Missionen verwandt wurde und unter diese Klöster zu verteilen und endlich neue Konstitutionen auf Grundlage der Dekrete des heiligen Synodus auszubringen.

Dies ist in großen Zügen die Bulle Leo XIII., welche die Missionen der englischen Congregation wiederherstellen und denselben demnach die alte klösterliche Organisation wiedergeben soll.

Die Leidensgeschichte des päpstlichen Internuntius in Paris (1790-1801).

Von Prof. Dr. Heinrich Biala.

Von den Deskriptiven des Papstgenossen Salomon, des päpstlichen Internuntius in Paris, während der großen Revolution gilt ganz vornehmlich das Bismarck vom Gesicht der Mönche. Auf die dringenden Bitten der Frau von Bismarck-Sagor abgesetzt, ausschließlich für sie bestimmt und ursprünglich nur in einer einzigen Absicht untergeordnet, fand sie bald durch einen Zufall in unfernen Reich gelangt. Es hätte nicht sein, und wie hätte den Besatz eines sehr merkwürdigen und höchst interessanten Bismarck (der Geschichte der französischen Revolution zu belegen, wie wenn das Original bei auf den heutigen Tag noch nicht aufgefunden wurde. Aus Frankreich nach Rom zurückgekehrt, wurde der vordemzeitige päpstliche Gesandte der Götterdienst einer vornehmen Familie gewidmet; seine Mütter er für all die Jahre erkrankt gewesen. Doch noch hätte er nicht diesen Namen! Da kam ihm bei glücklicher Gelegenheit, daß er seiner Dankbarkeit wohl den gesunden Ausdruck dadurch geben wollte, wenn er die Geschichte seiner Päpste Salomon, wann er wohl mancher im letzten Reife seinen Worten erzählt haben dürfte, und die bereits für seine oben erwähnte Mission fertig war, in Rücksicht überreichte. So lag er in dem anstehenden. Lange Zeit besaß die Familie die drei jüdischen Klänge der Denkmalsteine mit päpstlicher Hofhaltung. Als die Zeiten ändern sich, die Kunst war in das auch wohlhabende Haus eingezogen, Schicksal um Schicksal wurde ihr widerfahren. Als die Revolution alle verdrängt wurde, da kam die Klänge an die Mönche. Aber noch immer hätte man das letzte Ansehen des gekrümmten Kapuziner. Doch als die Rotpläter nach, da mußte man sich auch davon trennen, die Revolutionen kamen unter dem Namen. Es ermahnt sie der römische Reichthum mit Alexander Des. Der hat bei dem Betreuer der Gesellschaft der heiligen Synodus dem Papst, Herrn Caplet, zum Kauf eben um die Zeit, als der Papst Abbe Guier bei diesen zu Gabe war. An dem nicht ihr Caplet. Guier hatte es bald bemerkt, daß ihm eine höchst wichtige Dienstleistung zur Revolutiongeschichte verliehen. Doch hätte er ein sehr wichtiges Bedenken: Wie, wenn das Original dieser Revolution in irgend einer französischen Bibliothek oder Lebensbeschreibung aufbewahrt wäre? Und dann, wenn viele „unbekannte“ Denkmäler eines bereits verschollenen worden und nur der Regenertheit angeschlossen sind? So kam dem Herr Guier mit sich haben überden, daß die Revolutionen der Herr Caplet hinterlegt und so lange belassen werden, daß das die nötigen Nachforschungen beendet sein werden. Mit der größten Wichtigkeit ging Guier allen Spuren nach, bis er sich die untrügliche Gewißheit verschafft hatte, daß der Revolution Salomon nicht verschollen, noch überhaupt bekannt waren, und das Original ausfindbar sei. So kam erward er den Schicksal, den er nunmehr allgemein zugänglich gemacht hat.

I. Das Verweilen des Internuntius während der Septemberrevolte im Jahre 1792.

Erstarrt durch den kaiserlichen Befehl, den Papst, der päpstliche Nuntius in Paris, gegen das Ende des Jahres 1790 erließ hatte — man hatte in seinen Augen während einer Spazierfahrt den Kopf eines Wächters geworden — legte er seine letzte Würde nieder. Obwohl er sich krankte, mußte der Internuntius Salomon auf den unüberwindlichen Wunsch Bis VI, die Nachfolge in diesem wichtigen Amte anzunehmen. Er lebte der treuen Erfüllung seiner neuen Pflichten. Da waren die Ereignisse des Jahres 1792 mit ihren Schrecken und Schrecken verknüpft. Auch der Internuntius sollte den Huh erfahren, den man gegen das damalige Frankreich und französische Regime. Ein offener Strich ward er angetroffen, mit dem Worte: „Da ist ein Krieger des Papstes!“ setzte man ihm nach. Nur mit Mühe entkam er der ihm bedrohenden Not.

Nach einigen Tagen sollte es jedoch nach deger kommen. Am 27. August, des Morgens um 2 Uhr postete man ein Salomon's Kavalier. Seine treue Kamdienerin standet hinter der Umkleidekabine. Fürst Kämmer, Kommissare des Reichs, in dem der päpstliche Gesandtesträger wachte, be-

*) „Kaiserlicher Befehl.“
*) Mgr. de Salomon, Mémoires inédites de l'internuntius à Paris pendant la révolution 1790-1801. Avignon-Paris, Librairie, 1884 et plus tard réimpression par l'abbé Beiller. Paris, Pion.

traten dessen Gemach, gefolgt von 20 Bedienten. Salomon lag gerade im heiligen Friede.

„Sie sehen, meine Herren,“ so redete er die Eintretenden an, „einen Fremden in seinem Bette liegen, vom Friede erregt. Was wünschen Sie?“ „O, beruhigen Sie sich,“ erwiderte der Führer, „wir wollen Sie nicht stören; wir wissen, daß Sie der Minister des Reichs sind; geben Sie uns Ihre Korrespondenz her!“ — „Man wolle, wenn Sie wissen, daß ich des Papstes Kamdiener bin, dann auch es Ihnen bekannt sein, daß meine Person heilig ist, und doch wollen Sie mein Quartier mit dem heiligen Friede verlegen.“

Wohl den verlangten Briefwechsel betraf, forderte er die Kommissare auf, ihn zu suchen; das thaten sie auch, aber ganz erfolglos. Darüber nahmen sie ein Protest auf und verlangten, daß es Salomon unterbreite. Mit Berufung auf seinen lebendigen Zustand wollte er es ablehnen; erst auf die Versicherung eines ihm bekannten Soldaten, daß jeder Widerstand vergeblich wäre, da diese Leute nicht zu widerstehen könnten, er sich zu ergeben, er sich und Friede sich an. „Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, doch das Protokoll unterfertige ich nicht,“ sagte er jedoch den Kommissaren. So nahmen sie ihn denn mit sich.

„Da geht der Friede, der Minister des Reichs!“ mit dem Unterhalt die ihn begleitenden Soldaten. Gegen 8 Uhr langte er im Stadthaus an. „Das ist ein Verbrecher,“ rief ihm die Gendarmen; „rief ihn einer der dort anwesenden Mönche zu. Auch entgegen der Internuntius: „Das ist die Sprache eines Klotzes, das ich frei nenne!“ Gendarmen erklärte er, daß seinen Bericht unterlegen zu lassen, das Bismarck das Recht habe, und da er auf die an ihn gerichteten Fragen nicht antwortete, überführte man ihn auf die Wache.

Dies ward er vorzüglich in Gemahlsraum gebracht, darin sich bereits 25 Gefangene befanden. Es ward dies ein arg verpesteter Mann. Als zum 1. September blieben die Gefangenen dazwischen. In der Nacht um 11 Uhr wurden sie in die Wache (ein Militärgefängnis) überführt. Die größten Unlichkeiten müßten sie hier geduldig ertragen. Es schien, als sollten sie hier, wo auch für das Notwendigste nicht Sorge gemacht war, die Nacht zubringen. Da kam ein Mann zu ihnen, um gewisse Anordnungen zu treffen. „Nun übersteht die Salomon und stelle die Frage an ihn, ob er sich nicht in irgend einem Gefängnis befinden möchte, das nicht über ihm zu werden.“

„Da hat lo den Krieger,“ erwiderte der. — „Ich bitte Sie um die Gnade, mich in ein anderes Gefängnis zu führen, damit ich mich lege, — ich bin vom Friede beunruhigt.“ — „Ich will sehen, ob es möglich ist,“ erwiderte, leert und entfernte sich. Nach einiger Zeit führte er zurück und hieß Salomon, daß er ihm folge; er führte ihn in ein anderes Gefängniszimmer, in dem bereits 80 Gefangene sich befanden, doch konnte Salomon seine matten Glieder wenigstens auf einer Matratze ausbreiten lassen. Am folgenden Tage jedoch ward er wieder in ein anderes ganz erbärmliches Gefängnis überführt. Es war dies ein dem berühmtesten 2. September gefangen. Er war auf einen Sonntag gefaßt.

Ein mitleidigster Barrer forderte seine Lebensgenossen auf, der Heiligkeit des Tages entsprechend, die Zeit der Messe dem Anblick zu Gott zu widmen. Man hätte sie die Nacht verbracht, da frei der Gefangenenführer ein und sagte: „Die Salomon müßte wohl nimmer für Euren Unterhalt sorgen, allein Ihr selbst ganz unversorgt geblieben; für heute ist nicht mehr, das man Euch geben könnte, darum müßt Ihr selbst für Eure Not sorgen. Ich habe darum einen Brief mitgebracht. Bei dem heiligen Friede ein generalisirtes Wahl. Aber nicht ungehört sollten sie es verzeihen. Doch haben sie bei Tisch, als der Gefangenenführer mit den Oberen hinhinkehrte: „Gütlich, das Volk führt die Gefangenen und hat bereits begonnen, die Gefangenen wiederzugeben.“ (Fortf. folgt.)

Reichtum allein macht nicht glücklich!

In diesen Tagen hat das Leben eines hochgeborenen Mannes, der am 14. v. M. in London durch Selbstmord endete, wieder einen höchst interessanten Beitrag geliefert. Es war der junge Herzog von Norfolk. Derselbe war eine Besatzung in London, obgleich er nicht immer bekannt war. Der verstorbenen Deton Stanley pflegte zu erzählen, daß er einmal auf dem höchsten Lande des Herzogs zu Gast wurde und diesen Zeit, als die besessenen Missionen von England nach Frankreich war. Der Herzog ließ ihn unmittelbar neben dem Herzog beim Dinner und stellte eine Frage an ihn, die dieser nicht antworten konnte, ja

Du nicht, läßt dich auf keine Prozeduren ein, höre Du!"

Anton hatte gehört und verschwand. Unten auf der Straße begegnete er dem Unteroffizier Knollstiel, zu dessen Respektfähigkeit er gebot. „Ja, woher loofste denn?" fragte Knollstiel flüchtig bleibend.

„In die Kassenstraße, Herr Unteroffizier!"
„Höre Du, hat triffst sich schon, komm mal hier rein." Und Knollstiel zog den Vorhang in den Gaststube, einnahm seine Brille und sah auf großes Papier geschriebenen Zettel, den er noch einmal bedächtig durchlas.
„Hierher von Knoll, und hätte folgenden Inhalt: „Gnädigster Herr! Die Dile ist heute Abend aus. — Wir haben von gestern einen schönen Schweinebraten. Er ist fett und schön. Ich habe Dir ein tüchtiges Stück aufgehoben. Es erwartet Dir alle heute Abend um neun Uhr Deine ergebene Dienerin."
Unteroffizier Knollstiel schmunzelte vergnügt, als er den Brief las, packte ihn sorgfältig wieder ein und sagte dann zu Anton: „Na hör, mein Bräutigam, was ist Dir sagen werde. Du bestellst ein Jagd: Ich komme!"

„Dem Herrn Oberlieutenant?"
„Daher! Dem Fräulein. (Knollstiel hatte um alles in der Welt nicht wagen gesagt!) Verstehe sie mich! Und meinte fragte, wer denn solche Botschaften, denn sie in der Kaserne einen Brief geschrieben hätte, — sollte verstanden!"

Anton's Frau schrie, aber er sagte kurz und knapp: „Ja wohl, Herr Unteroffizier!" und nachdem dieser ihn noch aus Ohren gezaust: „Daher Du mir nicht mich verzeih!" alle Anton mit seinen wüsten Worten vor dem Kassen. Er war ein fröhlicher Junge, aber etwas behärdelt. Bild dem was sein Sache nicht. Er legte sich's also kurz zurecht. Die erste bekam die Bestätigung vom Herrn Oberlieutenant, und das Fräulein, denn dies Wort hatte Knollstiel ja auch schon gesagt, bekommt die Bestätigung, daß er kommt." Er war mit dieser Einwilligung gerade fertig geworden, als er auch schon vor dem Knollstiel's Hand und die Hand zog. Jette öffnete. Ihre Stirn gerötlich strenge Miene stellte sich auf, als sie die Infantenform erblühte. „Es kommen wohl aus der Kaserne?" fragte sie.

„Ja wohl", sagte Anton und rapportierte: „Der Herr, denn in der Kaserne ein Brief geschrieben ist, kann mich kommen. Er hat überbringt Zahnschmerzen!"

„Das thut mir leid!" sagte Jette bebauernd. „Aber warten Sie hier einen Augenblick — ich will mir was holen!" Damit lief sie in die Küche. Gleich darauf kam sie mit einem umgeschlagenen Paket zurück. „So, hat es für den Herrn, ich wünsche ihm guten Appetit dazu. Tragen Sie! aber vorsichtig, es ist heiß!"

Jette! Warte in diesem Augenblicke eine scharfe Stimme von der Küche her. — Sie nickte dem Vorhang noch einmal gnädig zu und verschwand. Aber Anton ging noch nicht. Er hätte ja noch eine Bestätigung auf dem Herzen. Er trat also in den Flur und trat auch gerade den tüchtigen Moment, denn Minona von Knoll kam schon die Treppe herab. Auch ihr Auge lenkte auf, als sie den Vorhang sah. „Kommen Sie hierher", rieferte sie ihm zu. „Sie bringen mir ganz Recht auf meinen Brief. Was läßt der Herr mir sagen!"

„Er kommt!" rapportierte er kurz, und nachdem Minona der Fremde erdrönd dem Vorhang ein Schnippschnipps in die Hand gedrückt hatte, marschierte dieser, stolz, seine Botschaft ausgerichtet zu haben, ab.

Herr von Jodthausen hätte erkannt die Botschaft an die Anton ihm brachte. Jodth hätte er ihn für verächtlich, denn für betrunken und schlieflich gläubig er ihn, denn er überreichte ihm wirklich ein wunderbar schönes Paket. Er mochte es unglücklich in der Hand. Es fühlte sich weich an und roch nicht unangenehm. Einmal öffnete er das Paket, seine Pupillen erweiterten sich, starr ruhte sein Auge auf — einem Stück fülligen kalten Schweinebraten! „Wer hat Dir das gegeben?" fragte er Antone an.

„Ein Fräulein!" sagte Anton ganz bestürzt. „Als ich ihr sagte, der Herr, denn sie in die Kaserne geschrieben, habe Zahnschmerzen, holte sie dies Paket, sagte, ich möchte schön grüßen, und dann ging ich!"

Anton hätte sich wohl, seinen Vortgang für Knollstiel zu erklären. Aber jetzt brach die Dunkelheit. Dem, dem königlichen Kammerleutnant, ein Stück Schweinebraten zu schicken, unerschrocken! Als sein Groll fiel auf den unglücklichen Anton und ohne dieser zur Seite bringen konnte, floh ihm das Stück Schweinebraten ins Gesicht, er selbst zur Thüre

hin aus und die mit Donnerkräften hinter ihm die Schließ. Draußen aber sah Anton nach einer kleinen Weile ganz verunglückt schwankend und verzehrte zu einem Stück Rumpsteak und einem großen Korbhähnchen Jettens' Belegbrot! — Keine Jette.

Der Abend kam. Er regnete hart, und dunkle Wolken hingen am Himmel. Minona war allein mit ihrem hochgehenden Herzen. Frau von Knoll und Welfona, Minona's jüngere Schwester, hatten sich durch das schlechte Wetter von ihrem Besuch nicht abhalten lassen; Jette schmunzelte friedlich in der Küche — sie hatte ja nichts zu verüben — und räumte von Knollstiel's schlieflichen Zügen. Dieser erinnerte sich noch in letzter Stunde, daß er seinen Urlaub habe. Doch war ihm! Aber auf der anderen Seite lockte ihn der Schweinebraten, Knollstiel's ging. Aber vorher hing er seinen Mantel um, einwärts des Regens wegen und dann konnte ihn eine Patrouille so auch für einen Fußsoldat halten, und diese haben bekanntlich Urlaub für die ganze Nacht.

Jette Minona schienen die Minuten ganze Tage zu sein. Doch, hatte sein Vorhang ihr nicht mit Regenernis Miene kurz und knapp erklärt: er komme! Sie hand am offenen Fenster und spähte in den Abend hinaus. Da kamen rasche Schritte die Kassenstraße herab. Ihre Herz erbeute. Eine tolle lächelte Jette in die Höhe und Blickmännchen näherte sich. Kein Zweifel, er war's. Sollte er sie für die Treppe hinauf, und gerade in dem Augenblicke, in welchem derselbe an die Thüre geklopft wurde, zog sie den Hügel zurück. Der Krieger trat ein, der unglücklich lächelte Knollstiel wollte sich gerade seinen Stiefel entledigen, um auf Boden zur Küche zu schleichen, als die dunklen Umrisse einer wohligen Gestalt vor seinem Auge aufstrahlte und eine Hand sich schütter auf seinen Arm legte. „Die liebe Jette!" hatte Knollstiel, denn wegen der schlieflichen Dieren der Frau Oberlieutenant hatte Jette ihm das Schwere auf dem Brustkorb herum unterlag. Minona's Herz aber wollte hoch empor. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und lächelte glücklich. „Lieber Herr von Jodthausen!"

„Und Sie denn nicht die Jette!" Klang es ihr plötzlich von einer gedämpften Stimme entgegen. Minona taumelte vor Schreck zurück. Ein lauter Schrei entwand sich ihrer Brust.

„Und Sie doch man fülle, ist bin ja der Unteroffizier. Jettens ihr Unteroffizier!" Klang es wieder. Ein zweiter Schrei erbeute — die Thüre wurde aufgeschoben, und ihrer Deffnung stand der Oberlieutenant, der heimliche. Minona warf sich in seine Arme. „Wahr! ein fremder Soldat ist hier im Hause!" Jodthausen von der Küche der ein tüchtiges Kommando entließ. Aus einer qualmenden Dampflampe in der Hand kam sie näher. Wie angespannt, ein Bild des leidenschaftigen Entreges, blieb sie stehen, als sie die schliefliche Minona im Arme ihres Vaters und daneben, an allen Gliedern zitternd und mit gelbem Haupt Knollstiel, ihren Knollstiel, entdeckte. Jetzt trat der Oberlieutenant in Aktion. „Wer sind Sie? Herrsche er Knollstiel an. — „Unteroffizier Knollstiel!" — „Was wollen Sie hier?" — „Die Jette ist meine Braut — ich wollte ihr befehlen!" kam es jähdern von den Lippen des unglücklichen Unteroffiziers.

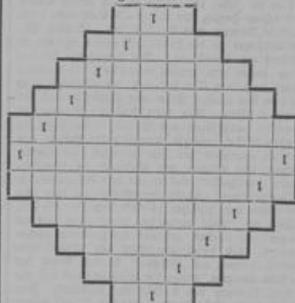
Der Oberlieutenant wies auf die Thüre. „Ich werde die Sache Ihnen Hauptmann melden!"

Jettens Gesicht lag Knollstiel auf die Thüre und die Straße hinaus, während der Oberlieutenant die weinende Minona zu beruhigen suchte und Jette, aber „Jonne Genesheit!" schmunzelte, sich in ihre Küche zurückzog. Was wollte ihr Knollstiel denn heute Abend hier? Er hatte doch Zahnschmerzen und wußte ja den Schweinebraten schon verzehrt? Knollstiel eilte rasch zu seinem Bogen. Er wußte, was ihm bevorstand. Der Schweinebraten, um dessen willen er gekommen war, hatte er nicht genießen, aber drei Tage Mittelarrsch stunden ihm sicher bevor, wenn der Oberlieutenant ihn meldete. Und das geschah. Als am folgenden Mittage der Hauptmann zur Kaserne kam, ließ er Knollstiel rufen und ging mit ihm bei Seite. Und als der letztere den Hauptmann verließ, hatte er einen würdevoll roten Kopf. Was der Hauptmann ihm gesagt, hat keine Menschenseele erfahren; aber zehn Minuten später meldete sich Knollstiel beim Feldwebel — mit drei Tagen Mittelarrsch, sofort amputieren". Auch Anton hörte von der Thüre. Denn armen Vorhang schlug das Herz. Er ging in seinem Herrn und bedachte. Als er zu Ende von wußte ihn der Gole von Jodthausen hätte zu, das Jette war zu verlassen. Draußen vernahm Anton ein

schallendes Gelächter, und läute er in diesem Augenblicke einen Blick in den Zimmer des Kammerleutnants Minna, er würde einen seltsamen Anblick gehabt haben: dieser hätte sich auf sein Sofa gestürzt und lagte, daß ihm die hellen Thüren in die Augen kamen.

Als Jette von der Kassenstraße ihres geliebten „Hugos" hörte, wollte sie bitterlich weinen, denn die Thüren aus dem Augen, murrte die „Jonne Genesheit" und ging an ihre Kammer. Die Suppe aber, die heute auf Frau von Knoll's Tisch kam, war gründlich verpfänd!

Quadrat-Rästel.



In die leeren Quadrate sollen folgende Buchstaben eingelegt werden: a a s o a a a a e b b b b b e e e e e e e e e e f f f f f f f f f f f f f f m m n n n o o o o o o o r r r i i i i i i i i i i u u u u u. Dies soll lo gelöst werden, daß die 11 Reihen folgende Wörter ergeben: 1) Rästelher Oberrenter, 2) Schmetter, 3) Gottlob'scher Beilichschmitt, 4) ein Stadtwort von Wien, 5) Stadt, 6) Dörf, 7) ein Stadtwort von Wien, 8) Bogen, 9) Fing, 10) Schermer, 11) Gemeinart-Kapital der Reichart 11) deutscher Stadt.

Ordnungs-Rästel.

o . i . e . s . a . s . e
l e a

Wörter-Rästel.

Kauf den nachfolgenden 25 Silben sind 9 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach von oben nach unten gelesen, eine schöne Frau aus einem bestimmten Land des Mittelalters, und deren Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ihren hebräischen Namen ergeben:
a, burg, da, dar, da, en, graf, ha, i, ii, ja, kan, ko, gela, h, i, ier, ma, mark, ul, rei, rei, sa, te, rei.
Die Wörter bedeuten: 1) Nordamerikanischer Staat, 2) Zumpfungsalter, 3) griechisches Geschlecht, 4) Gabel in Italien, 5) höherer Adelstitel, 6) Kinderlein, 7) jüdischer Name für Berg, 8) Name, 9) höchster König.

Gitzes-Rästel.

Kauf je einem Wort der nachstehenden Gitzes ist ein bekanntes Gitzes zusammenzusetzen:
1. Rästel Dals zum Hühnerhahn, Doch recht trocken ist es kein.
2. Die mich nicht reden, tritt mich schweigend.
3. Und der Sänger reich in die Seiten fällt.
4. Schalen! Weisheit auch trüben! Ja da liegt's.
5. Fehlgemacht in der Stirn.
6. Stuhl die Form, aus Beinh gemacht.
7. Jammert sie des Menschen Fall.
8. Baur noch ist weis, doch nicht ist alles wissen.

Wörter.

Ich er bin,
Soll gelübt es sein;
Wahr! ich bin,
Ja, dann will's gemein.

Wörter-Rästel.

Ein Dine zwei Erben nicht leer,
So achtet bei Welt Dich sehr;
So neigt sie unbeschnitten
Sich schweulich vor der Dritten.
Doch kurze ist ein selbig Wort:
Es predigt Dörfel fort und fort,
Und lernt Dörfel's Gemessen.
Sich werden und sich lassen.

Gemut.

Ich hab in allen Tagen
Innenlich viel getraget;
Die Seiten ändern sich;
Denn heute ist man nicht.

Wülfdorfer Sonntagsblatt

Religionswissenschaftliche Beilage

Wülfdorfer Volksblatt

Dauernde Erscheinung
Nr. 10. 508

Das Blatt wird fortgesetzt, wenn es nicht anders beschieden ist.

Erster Sonntag in den Fasten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus IV, 1-11.
Inhalt: Jesus bezieht sich durch vierzig Tage und Nächte mit Gott und Fasten in der Wüste auf sein Leben vor, und überwindet durch die herrliche Versuchung des Teufels.

Hymnus der Landes in der Fastenzeit.

Wacht auf! es kommt der Herr in Sonnenpracht!
Wie Wähe fährt es durch die lange Nacht;
Und auf des Wädes allabendlichem Geschrei
Schwert still des Lebens neuer Tag bereitet.
O Jesu! der du hier bist selber Fasten
Der Wäde uns erheben und gerecht,
Sich' wach' nun auch an die Wäde und schlagen,
Da deine Huld so lange uns ertragen.
Chäglich du selbst als Reiter zu uns kamst
Und alle Schuld der Sünde von uns nahmst,
So laß uns doch mit Seidenen und mit Zedern
Die schwere Schuld los machen und verlieren.
Es kommt, es naht dein Tag im Morgenland,
Und Wäde köhlt in seinen Seiten auf,
Wie alle Jameres freudig ihm entgegen,
Denn uns auch bringt er Gnade, Leid und Segen.
Es preisen, einge Dreieckigkeit,
Dich demütig die Wäde mit und dich,
Und auch den uns, die deine Huld empfangen,
So ist ein tag neuer Wäde vorhin. Amen.

Wie ist das kirchlich gebotene Fasten zu halten?

Wir sehen an dieser Stelle ab von dem Fasten, welches jemand sich selbst aus freien Stücken anleiht, um nur zu handeln von dem Fasten, welches die Kirche durch ein schwer verpflichtendes Gebot allen Christen, die das christenmännliche Lebensalter vollendet haben, zu verpflichtenden Jahren des Jahres auferlegt. Sehen wir zunächst, was das kirchliche Gesetz darüber sagt, und zwar nicht in seiner vollen Strenge, sondern in seiner Milderung. Diese Milderung wird in den kirchlichen Fasten-Dispenzen bei jedem einzelnen Fastenjahr vor dem Beginn der verpflichtenden Fastenzeit bekannt gemacht.

In Hinsicht auf die Zeit, wo zu essen gestattet ist, bestimmen die Fasten-Dispenzen den Mittwoch, wo Eßzettelung wie gewöhnlich erlaubt wird, und den Abend, wo nur Wein, eine leipnante Kollation zugelassen wird. Diese Kollation darf den vierten Teil eines ordentlichen Mittagsmahls betragen. Gewauer und praktischer ist die Angabe vom 6. August, der bezeugt, daß es noch nach dem Gewöhnlich zu essen allgemeiner Gebrauch ist. Daraus zu schließen ist besonders denen anzurathen, welche in dieser Beziehung leicht von Stupel geglaubt werden.

Diese bestimmten Fasten sind einzuhalten, so daß man nicht ohne Ursache das Fastenbrechen mit Eßzettelung viel früher halten soll, als gewöhnlich. Unter einer Stunde kann es auch ohne besondere Ursache geschehen, und bei vollständiger Unschuld noch früher, 1. B. wer eine Reise machen, ein Geschäft, das er, verrichten muß, oder auch mit einem andern

bei der Eßzeit, oder aus irgendwelcher Ursache früher laßt, aus gesunden Rücksichten mitzuhalten muß. In der That wird die Eßzeit des Fastens dadurch nicht gestört, da ja nur die Zeit zwischen dem Mittagessen und der Abend-Kollation verkürzt wird. Über dieses hinaus verziehen ist immer erlaubt, denn dies verfehlt das Fasten.

Die Zeit ist auch einzuhalten zu beobachten, daß nur einmal am Tag zu essen, nur auch das Fasten nicht ohne Ursache unterbroche, so daß zwei Mahlzeiten daraus würden. Wer aber wegen einer notwendigen Geschäftes von Tische aufstehen muß, oder einkaufen zu sein, kann nachher sich wieder setzen und die zu seinem Eßzettelung sitzen; auch selbst dann, wenn man ausfinden mit dem Fasten, nicht mehr zu essen, kann man, wenn die Ursache des Fasten fortgesetzt, wieder zu ihnen sich setzen und essen, vorausgesetzt, daß man vorher noch nicht gegessen hat; nicht aber, wenn die Ursache zugleich mit aufhört, worin auch zu das Fasten beendigt war.

Darf man aber bei Eßzettelung die Kollation erheben und der Eßzeit die rechte Mahlzeit folgen? Allerdings, aber alle weitere Ursache; ja, ein solcher Nachlaß folgt aber bei allen Weisen des Fastens, wo man vor Abend (Sonnenuntergang) wieder zu essen noch zu trinken pflegt.

Darf denn man außer der Mahlzeit und der Kollation gar nicht essen werden? Nein; zu trinken aber ist erlaubt, und zwar alles, was in der That erforderlich ist, als: Wein, Bier, Kaffee, Thee, auch Gewürze, wenn sie in Wasser geteilt und dünn gegeben sind, Zuckersirup, Limonade, Kirschwasser. — Ob, Trauben, Milch und Früchten jedoch nicht; denn diese gehören zu den Speisen, welches zu Kaffee und Thee auch nur ein wenig Milch, schließlich als Trank genommen werden darf. Auch ist alles gestattet, was als Arznei genommen werden muß; auch das weinige Brot, welches kirchliche Regeln zum Gebrauche vorsehen, und dessen Raupst Leberleite oder Kopfweh zur Folge hat. Allerdings würde es gegen den Geist des Fastens sein, wenn jemand während der Fastenzeit in Bezug der Getränke, be-sondere der gewöhnlichen Getränke, sich gar nicht verhalten, oder gar durch einen Kollation genossen den Abbruch an Speise ersehen wollte, wenn solches auch nicht gerade gegen den Dankspruch des Geistes wäre.

In Hinsicht auf das, was zu essen erlaubt ist, hat man eine große Abweichung zu treten lassen. Es ist aber nur noch das Fleisch, welches an einigen wenigen Fastenagen nicht unterliegt, wird, an den übrigen nicht gestattet verboten ist, sondern wenigstens einmal, bei der Hauptmahlzeit, erlaubt wird. In einigen Diözesen ist sogar bei der Kollation Fleisch gestattet.

Dürfte aber in Diözesen, wo der Fleischgenuss bei der Kollation nicht ausdrücklich gestattet ist, jemand

bei der Hauptmahlzeit, wo er sich sättigt, das Fleisch sich enthalten, um es bei der Kollation genießen zu können, da das die Dispenze den einmaligen Genuss des Fleisches erlaubt? Nein; da von Concilium XIV. entschieden ist, daß auch dasjenige, welches im Fleischgenuss begehrt ist, demnach keine Kollation in dem Maße und in der Art der Speisen erlauben sollen, wie die Fleischgenussigkeiten. Anderes ist es an den hohen Abstinenztagen, wo eine mehrmalige Eßzettelung erlaubt ist; da kann man, wenn der einmalige Fleischgenuss, wie in unserer Synode, erlaubt ist, das Fleisch essen, zu welcher Mahlzeit man will.

Also, was nicht unter die eigentliche Natur des Fastens hat, als Fleischgenuss oder Fleischspeise, das Fasten, unversehrt oder auch mit Fleischspeise, Gewürzen vermischt, sind auch selbst an demjenigen Tagen gestattet, wo eine völlige Abstinenz von Fleischgenuss geboten ist. Dagegen dürfen Fleisch und Fleischspeise bei bestimmten Fastenagen verboten werden, auch nicht an den Sonntagen in der Fastenzeit, worüber ebenfalls Concilium XIV. am 8. Juli 1744 sich ausgesprochen hat.

Dies der äußere Umfang des Fastengebotes; nur sich darnach halten, würde das Gebot der Kirche nicht verletzen, wenn es auch nicht weiter dabei im Sinne hätte; den 3. v. d. kirchlichen Geistes würde er jedoch nicht damit nicht erwidern und darum sich selbst den größten Schaden zufügen, wenn er das Fasten nicht im Geiste der Kirche hält. Das wahre Fasten, sagt der h. Basilianus, ist die Enthaltung von jeglichem Koffee. Ebenso der h. Augustinus, wenn er sagt: Ein großer, ja ein Hauptfehler ist, sich von Sünden und dem weltlichen Betrugsgenuss diese Welt enthalten; dies ist das vollkommenste Fasten.

Wollen wir in richtiger Weise von Speise und Getränken, so enthalten wir uns vor allem zuerst von den Fasten; dies noch nicht, ist dem Leib von Speisen leer halten, die Seele dagegen mit Sünden erfüllen? Was nicht es sich sein vor Fasten, wenn das und nicht die Kerne nicht enthalten? Das nicht es, wenn Speise sich enthalten, dagegen durch das Gift des Betrübs sich demüthigen? Was nicht es, das Fleisch, das doch zum Essen geschaffen ist, sich enthalten, dagegen durch alle und höchstliche Kaffee die Wieder der Reden jenseits? Sehr schon sagt der h. Augustinus: Ein großer Fehler haben wir, wenn wir ohne gute Werke die Fastenzeit verleben; ein langes Weile über Wert gemacht zu haben, ist eben nicht der Nutzen der Fastenzeit, sondern wenn sie mit Uebeln an Thoren und Kaufmannslütern den Weg zurückgelegt haben. Fasten nennt ich die Enthaltung vom Koffee. Denn daraus ist die Enthaltung von Speisen hervorgegangen, daß sie die überwindende Kraft des Fleisches nicht und das Fleisch dem Keiler leichamer mache. Wer gut lassen will, muß vor allem den Zorn zählen, Sanftmuth und Milde lernen, ein zerfuchtes Herz in sich tragen, die überwindlichen Begierden niederhalten, das Auge des ewigen Friedens lebendig sich angeschlossen und jedes unbedeutliche Gerücht; über das Gedächtnis und freigelegte Klugheit austreten, und keiner

Wasserschlucht. Wenn es gut geht, laufen wir, das ist unsere Gewohnheit. Ich bin zur Verachtung und zum Scherz gekommen, aber an einem Orte, das war eine Augenblicke des Tages zu erlösen, wegen mir kann ja denken. Immer hab ich die Gewohnheit, immer ist es das Hinsetzen in das menschliche Leben, was uns unser Denken ausfüllt. Das ist uns aber nicht selber, es ist ein ganz verlebte Schöpfung bringen, daran denken wir kann. Warum will es uns auch nur setzen zum Bewusstseins kommen, das wir auf solche Weise uns selbst der Welt zu durchgehenden und nachlässigen Werten brauchen.

Wohler haben denn die Väter unseres Glaubens und die großen Gelehrten den Mut und die Festigkeit zu ihrem Glauben gewonnen? Wenn wir dort und von fern stehen, von wo ich das Vorbild unserer Väter und unserer Mütter gewonnen hat. Unser Herr und Meister, der Herr und Hüter der Seelen, ist es, der uns zum Glauben und zur gut dem Glauben hat er die Gedanken, um die Seelen zu retten. Demnach hat er die Welt in der Hand genommen. Und wir sind die Väter, welche er der Menschheit schenkte, hat er wieder den größten Teil in der Welt gegeben. Niemand wird hoffentlich glauben, daß die verlorenen Tage und verlorenen Jahre waren. Die Reue des Herrn vermag nicht zu ändern. Denn wenn er einmal sprach, da ist es die Welt, die wir haben. Wir hat ein Mensch so gemacht, wie dieser Mensch ist. (Job, 7, 46.) Nach demselben Grundgesetz hat er aber auch seine Jünger gelehrt. Ich hätte er sie in die Welt, um sie auf ihren Väter und ihre Pflichten zu erziehen, und dann hätte er sie der Welt ein wenig angeteilt, da wir sie schon wieder zurück, damit sie nicht zu weit von uns weggehen, in seiner Hand wieder erlesen. Daher blieben sie auch immer an gewissen Orten reich, und konnten, wenn sie fürchten oder sich nicht thätig zeigen, einen solchen Verfall von Kraft in die Hände legen, daß die ganze Welt ihnen als ein Feind in den Schloß ist.

Diese Aufregung wußte auch wir wieder zu verstehen machen, dann brauchen wir uns nicht zu beklagen, daß unser Wort den Menschen nicht mehr wie Feuer auf die Seele brennt, daß unser Wissen nicht mehr wie ein Pfeil in die Herzen dringt. Wir können nicht mehr wie ein Pfeil in die Herzen dringt, wie wir im Jahre sehen, wie wir unsern Fähigkeiten zu geben nach Wissen und Klugheit. Es wäre besser, wir hätten daran, daß Gott nicht mit dem Wissen, sondern mit der Weisheit über unser Leben urteilen wird. Wenn uns das wieder einmal klar geworden ist, dann werden wir auch wieder sehen, daß das Bewußtsein der großen, und wenn nicht der großen, so doch der einschneidenden Taten nicht in der Welt der Rechten und nicht in der Zahl der Stunden, sondern in der innerlichen Kraft gelegen ist, die wir in sie hineinstecken. Diese oder lernen wir nicht anders kennen, diese eignen wir uns durch kein anderes Mittel an, als durch eben jenes, durch welches alle großen Taten der Menschheit und des höchsten Gottes gekunde gekommen sind, durch die Kraft des Geistes, durch die Liebe, Klarheit und Ehrlichkeit, mit der wir unsere Aufgabe verstehen. Doch wir diese durch unsere Aufgeschlossenheit an die Kraft der Taten eher verlieren als bereichern, daher liegt uns unsere eigene Erfahrung. Wenn denn, wenn wir uns durch das Beispiel der großen Männer, zumal der großen Heiligen, legen, so wir uns mehr als irgendwo können. Die Wissenschaft, versteht ich die in Betrachtung und Studium nachher gemachte Einsicht, ist die Mutter guter Gewohnheit, große Gedanken oder sind die Väter großer oder wenigstens geliebter Taten.

Die Leidensgeschichte des päpstlichen Internuntius zu Paris (1790—1801).
Von Prof. Dr. Heinrich Bloch.
(Fortsetzung.)

In der Nacht bezieht sich die Bedauernden über die zu treffenden Maßnahmen, selbstverständlich ihre einen Maßstab zu finden. Gerade um Stunde ermann, die Nacht wuchs, die Nacht brühte sich. Immer lauter wurden die Stimmen der Ungläubigen. Von Zeit zu Zeit drangen die dumpfen Töne der müden Menge in die unheimlichen Räume. Salaman verzichtete es, die Besprechungen durch Zwischenfälle aufzuschieben. Da ging die Thüre wieder auf und der Gefängniswärter meldete, der schwebende Bild habe unter dem Gefängnis der höchsten Stellen im höchsten Grade angeklagt. Auf diese Befehlskünde hatten alle den unter ihnen verweilenden

Platz von Saint-Jean en Grève, einen ehrenwürdigen Mann von 50 Jahren, um die Absolution in articulo mortis; der meiste jedoch, die Gefahr sei nicht so bedrohlich, daß die anwesenden Gefängnisse den Mann die Befehle nicht abnehmen könnten. Mit einem Male veranbaltete sich das traurige Gemach in einen heiligen Raum, in dem unglückliche Menschen sich auf den gewissamen Tod vorbereiteten und die Tröstungen der Religion empfingen. Noch war die Handlung nicht beendet, da trat der hochwürdige wieder ein und meldete: „Das Volk wüthet noch immer; es drohen bereits gegen 2000 Menschen in der Abzoge sein.“ Diese Nachricht wurde durch das unheimliche Geräusch der entsetzten Munde, das denkwürdig vernehmbar war, bestätigt. Noch sagte der Papst: „Gedenkt, daß die menschlichen Schwächen nicht übergehebt werden sein.“ Da kehrte denn die von so argem Beschick Betroffene, Reine und Geküßelte ab, um den Vater verstorbenen Gottesdieners nachzugehen um die Absolution in articulo mortis; in feierlicher Weise gab er sie ihnen und erbat sich hierauf diese Gnade vom Vertreter des Papstes, Hermann, der Mann von Bonn, erschienen sei, um das Leben in dem stillen Hause, kein Name kannte die Schwestern der Nacht. Die dumpfen Wandaufschläge der Klammern, wachenden Menge untertrafen zu weilen die unheimliche Stille des Saales.

Um 10 Uhr nachts trat der Wächter wieder ein; diesmal brachte er frohen Kunde; er meldete, daß Reine, der Mann von Bonn, erschienen sei, um das Leben in dem stillen Hause, kein Name kannte die Schwestern der Nacht. Die dumpfen Wandaufschläge der Klammern, wachenden Menge untertrafen zu weilen die unheimliche Stille des Saales. Um 10 Uhr nachts trat der Wächter wieder ein; diesmal brachte er frohen Kunde; er meldete, daß Reine, der Mann von Bonn, erschienen sei, um das Leben in dem stillen Hause, kein Name kannte die Schwestern der Nacht. Die dumpfen Wandaufschläge der Klammern, wachenden Menge untertrafen zu weilen die unheimliche Stille des Saales.

Um 10 Uhr nachts trat der Wächter wieder ein; diesmal brachte er frohen Kunde; er meldete, daß Reine, der Mann von Bonn, erschienen sei, um das Leben in dem stillen Hause, kein Name kannte die Schwestern der Nacht. Die dumpfen Wandaufschläge der Klammern, wachenden Menge untertrafen zu weilen die unheimliche Stille des Saales. Um 10 Uhr nachts trat der Wächter wieder ein; diesmal brachte er frohen Kunde; er meldete, daß Reine, der Mann von Bonn, erschienen sei, um das Leben in dem stillen Hause, kein Name kannte die Schwestern der Nacht. Die dumpfen Wandaufschläge der Klammern, wachenden Menge untertrafen zu weilen die unheimliche Stille des Saales.

Den Anfang machte man mit dem großen Pfarrer von Saint-Jean en Grève. „Doch Du den ich (auf die Stillstellung des Herrn) geistlich?“ Reine, ich habe ihn nicht abgelöst.“ Dann waren diese Worte gesprochen, da strich schon ein Schweiß über die schwebenden Wangen des Mannes; mit dem Auf: „Es lebe die Nation“ ward es geschlossen. Der Reine nach wurden die Unglücklichen alle erdar-

mungslos hingedrückt. Saloman mußte das Alles mitemachen. Sein Anderer hätte in ähnlicher Lage die geringste Hoffnung auf Rettung gehabt; er aber gab sich, ab er auch auf das Schicksal gefaßt war, noch nicht verlassen. Als die Reihe an ihn kam, es war bereits Morgen, trat er beherzt vor den Präsidenten und sagte: „Gütiger Präsident! Wie man mich der Welt dieser irragelerten Menge überantwortet, bitte ich um Verzeihung.“ — „Wer bist Du?“ — „Die Stelle hat Saloman.“ — „Aus welcher Ursache befinden Sie sich hier?“ — Saloman erzählte, er sei, da er die Vollstreckung vom 17. August, wovon Niemand nach 10 Uhr nachts auf der Straße sah zeigen dürfte, nicht gekannt habe, einmal nach 11 Uhr nach Hause gegangen und bei dieser Gelegenheit verhaftet und von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt worden, bis er endlich in die Abzoge gebracht wurde. Dies Alles habe er erdulden müssen, ohne bisher noch verhört worden zu sein. In einer Annahmehaltung von Reine, sagte der Präsident: „Sie seien, meine Herren, mit welchem Gefängnis man die Bürger in den anderen Schwestern verhaftet. Glauben wir diesen Gefangenen eingezogen, er wäre bereits verhört und entlassen worden.“ Dadurch ermutigt rief Saloman: „Ich berufe mich auf die Nationalversammlung.“ Da riefen die Vorbesitzer: „Oh die Republikanten der Nationalversammlung! Wie haben deren Kammer verhaftet und werden sie wie die anderen erzwungen.“ Darauf erwiderte Saloman: „Aber ich rede von den Patrioten Gerault, Lorm, Rivet!“ — „Bravo, Bravo!“ erwiderte es von allen Seiten. Der Präsident schlug nun vor, man möge Saloman in die Gefängnisse führen und über ihn Informationen einholen. Das geschah denn auch. Wüthe und abgelehnt verurtheilte er den Tag in Urache und Aufregung, bis ihn am Abend der Schlaf übermannte. Doch nicht lange konnte er die Ruhe genießen. Ein heiliges Geräusch führte ihn aus dem Schlafe. „Wer unter Euch heißt Saloman?“ fragte der Reine. — „Ich erwiderte der Internuntius.“ — „Kommt Sie.“ Saloman that, wie ihm gebieten ward. Der ein fünfzigjähriges Tribunal ward er gebracht. Bei seinem Eintritte erhoben sich die Richter und fragten ihn, wie er dem fürchterlichen Gemisch entkommen sei? — „Meine Herren, nach dem, was ich gesehen, frage ich mich daselbst.“ — „Nehmen Sie Platz, wir müssen Sie von hier fortbringen.“

Der Präsident Jourdan bemerkte noch: „Herr Sergeant, Mitglied der Kommanne, hat uns den Auftrag überbracht, Sie sofort zu verhaften.“ — „Sagen Sie uns, warum sind Sie hier, warum sind Sie verhaftet worden?“ — „Dann ist die Verhaftung.“ — „Ja wohl.“ — Saloman erwiderte man wohlthätigsten die Gefährlichkeit seiner Verhaftung. Das Verhör wurde zu Protokoll genommen. Sodann entließ ihn der Präsident mit der Versicherung, ihn demnächst frei zu lassen. Bald darauf wurde er wieder vorgeführt. Der Präsident richtete an ihn folgende Worte: „Mein Herr, wir würden Sie sofort aus dem Gefängnis ziehen lassen, wenn Sie haben sich nicht selbst davon überzeugt, daß die Republikanten fortzubringen, und daß es nicht in unserer Macht steht, ihnen Einhalt zu thun. Die Thüre der Abzoge hat befestigt und wenn das Volk Sie unter dem Schutze der Behörden sich entfernen sehen würde, wird es sofort erlösen, daß man Sie retten will und Sie können leicht auf der Stelle ermordet werden. Nehmen Sie alle zurück und schließen Sie die Thüre nach im Gefängnis.“

Saloman kehrte in die Gefängnisse zurück und dachte nunmehr ein wenig der Ruhe wegen zu können. Doch kann man er eingeschlimmert, da schaute ihn ein Mann an den Fenstern auf. „Auf die Frage, was es gebe, erwidert Saloman die Antwort: Das Volk habe erfahren es seien in der Abzoge noch einige Reiter, die man retten wollte; es verfinde darum die Fenster auszuheben, um sich der Oxyde, die ihn zu entfliehen drohen, zu bemächtigen. Saloman klopfte an die Thüre, vor der ein Wächter stand. „Wer da?“ rief dieser. „Wie sind unter mehreren Verhafteten, die dem Schutze des Gefängnis und der Nation anvertraut sind...“ — „Ergiebte Bürger können mit dem Wächter Reiter und wollen sie erlösen. Gnade! Gnade! richtigen Sie die Nationalgarde...“ Sie werden dafür mitlassen werden.“ „Seid ruhig“, antwortete der Wächter. Einige Augenblicke später waren die Liebhaber vertrieben.

Den nächsten Tag durfte der selbsterlöste Wächter des Papstes die Thüre seiner Leben ver-

lassen. Ehe er sich entfernte, sollte sich ihm noch ein seltsamer Anblick darbieten. Aus dem Fenster des Gefängnisses sah er ein Mägdlein der Kammer, gekleidet mit der trübseligen Schärpe, aus mehreren Ecken Geld an die Wachen verteilen. Die „gut gearbeitet hatten“, erhielten je 30—35 Franken. Viele, deren Leistungen milder gut waren, bekamen weniger. Selbst Kritiken die Wachen untereinander darüber, wer von ihnen hier im Gefängnis gewohnt habe. Ein Weib war so zur Dünne geworden, daß es noch an einem Reissack die Brust stülpte. Die Magdler setzten sich auf den Reissack und schlug auf ihn los und rief mannsbüchlich: „Seht, wie fett dieser Hund von einem Reissack war!“ Als Soldaten wieder die Luft der Freiheit atmeten, erhielt er ein Quartiersbefehl seines geliebten Vorkämpfers. Bis VI. ermahnte ihn abschüssig zum apostolischen Elter von ganz Frankreich. Der neue Papst, Bischof VII., befahl ihm sodann in dieser Würde. Diese Anweisung dürfte ihm neue Kraft und frischen Mut verleihen haben in den Stürmen und Drangsalen, die er in den kommenden Tagen zu bestehen hatte.

Ein Wärtner des Reichthums.

Rochem die Verachtung Spaniens in der Schlacht bei Alpuerto vernichtet worden war, wollte Vater Maritax aus dem Leben der Geliebten den Souverän Ramon Robil, der in der Festung belagert wurde, nicht verlassen.

Im September des Jahres 1825 nach einer 9-wöchentlichen Belagerung bewacht sich wegen mangel an Lebensmitteln und des Storbans der Belagerten die Muthlosigkeit, und der Wirth der Belagerung begann sich zu regen.

Am 23. September erhielt der Wirth Robil Nachricht, daß um 9 Uhr abends eine militärische Resolution unter der Aufschrift des Kommandanten Montero, eines der einflussreichsten Offiziere Robils, ankam.

Robil ließ, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, sie in Verlesung nehmen. Obgleich er sich sehr viele Mühe gab, sie durch Jüngling und Drogen zum Gehorsam zu bringen, so gelang es ihm dennoch nicht, auch die geringste Entschädigung zu bringen, indem sie hartnäckig die Befehle der revolutionären Verwaltung leugneten. Nachdem endlich die Wirthschaft, um sich jegliches Kapital zu ersparen, daß alle, sowohl Unschuldige als Schuldige, um 9 Uhr abends erschossen werden sollten, war in dieser Stunde, so hatten die Belagerten beschlossen, sollte er selbst entweder arretirt oder erschossen werden.

Raplan, sagte Robil zum Vater Maritax, es ist 6 Uhr: Eure Paternität möge diese Wärtner in drei Stunden weicht lassen. Darauf verließ er das Gefängnis. Um 9 Uhr fanden bereits alle 13 Verurtheilten vor dem Richterstuhl Gottes.

Trotz dieser grausamen Strafe hielt sich Robil dennoch nicht für sicher. — Wer weiß, sagte er bei sich selbst, ob ich nicht vielleicht noch andere Unschuldige am Leben gelassen habe, vielleicht noch mehr als die, welche schon erschossen wurden? Nein, nein, ich kann nicht ruhig sein. Der Belagerte muß gewiß alles bis aufs geringste wissen. Bei! Man ruf mir den Raplan!

Raplan war dieser angekommen, so schickte sich Robil mit ihm ein und sagte zu ihm: Vater, ohne allen Zweifel haben diese Verbrecher in der Weicht alle ihre Pläne und Punkte ausgeführt, auf die sie ihre Hoffnung aufbauten. Ich muß dies alles wissen und fordere deshalb Eure Paternität im Namen des Königs auf, mir alles zu sagen, ohne irgend einen Namen und Umstand zu überlassen.

Mein General! entgegnete P. Maritax, Sie fordern etwas Unmögliches von mir; denn ich werde das einzige Oel meiner Seele dadurch nicht kosten, daß ich das Geheimnis meiner Belagerten eröffne, selbst wenn es mir der König selbst anvertrauen würde: Gott möge mich hüten! Das Wort hing dem Wärtner ins Gesicht, er schrie sich auf den Tisch setzend, schüttelte ihn um Kraus und sagte drohend zu ihm: — Wösch! entweder sage mir alles, oder ich erschlage Dich.

P. Maritax aber antwortete darauf mit wohlthätiger Evangelischer Gelassenheit: Wenn Gott mein Patrium will, so soll kein heiliger Wille geschöpfen; denn der Vater des Königs darf niemanden etwas davon sagen.

Wösch! Berührer Deines Königs, Deiner Ehre und Deines Vorgesetzten, willst Du also nicht reden? verließ Robil.

Der Priester sagte: Ich bin treu meinem Könige und meiner Ehre, eben so gut, wie jeder Andere;

jedoch kann niemand von mir fordern, daß ich ein Berührer meines Gottes werde, es ist mir verboten, Jemand zu erschlagen.

Robil schaute langsam die Thüre und rief mit lauter Stimme: „Bei Hauptmann Jurvalde, befehlen Sie mir vier Wadengat mit geladenen Gewehren.“

In dem Gemache, wo diese gräßliche Scene stattfand, waren vierhundert Soldaten, und die Kaiser, Wösch! brüllte Robil alldem kräftiger. Die Wöschler beugte die Köpfe neben einem der Säulen, als ob es schon geschah hätte, daß derselbe für seine Verurteilung bestimmt sei.

Wösch! antwortete Robil, wofür es sich an den Priester wendete und sagte: „Zum letzten Male, fordere ich Sie im Namen des Königs auf, es zu gestatten.“

Der Obermann antwortete mit schmerzlicher ruhiger Stimme: „Im Namen Gottes weigere ich es zu thun.“

Wösch! schickte alldem Robil und P. Maritax fünf zu Boden, von zwei Augen durchbohrt.

Die Schwiegermutter.

(Was, was man mehr als einmal lesen kann.)

Franz hatte eine glänzende Partie gemacht. Der Sohn eines armen Bauern, hatte er wegen seiner Talente und seines Fleißes auf Kosten des Vaters und dann von reichen Gönnern unterstützt, hindern dürfen, hatte nach Bekräftigung seiner Studien und seiner Vorträge in Wien eine vornehme Stelle erhalten, war in der besten Gesellschaft eingeführt und besaß und hatte endlich die Tochter eines berühmten und reichen Arztes zur Frau erhalten, mit welcher er so glücklich lebte, daß er auf dem Gipfel höchster Zufriedenheit angekommen schien.

Auch doch hatte seine Gattin ihn schon einigemal überweilt, wie er eine ängstliche Besonnenheit und Verlegenheit verrathen hatte. Das war jedoch bei der Fall gewesen, wenn ein alter, kühnig geliebter Dienermann auf einige Minuten bei ihm in seinen Arbeitszimmer gewesen war. Vertha, seine Gattin, fragte, wer der Alte sei, erhielt aber nur die unverständliche Antwort: „Ein Herrmann.“

„Das muß anders werden“, sagte sich Frau Vertha im Stillen; „ich muß der Sache auf die Spur kommen.“ — Auch einigen Wochen nach Vertha war eben in der Küche beschäftigt, dämmte sich die Glotzhöhle zum Kochtopf und schätzte unter jeder alte Mann wieder ein. „Ist schon vollendet“, sagte sie: „Ist noch unvollendet, Sie zu sehen?“

Der alte Mann schaute sie einen Augenblick ganz verwirrt und erschrocken an und sammelte: „Ich — ich — will lieber wieder gehen!“

„Nein, gewiß nicht, lieber Mann“, sagte Vertha erwidert, denn sie schaute sich über etwas gefährliche Empfindungen des Greises. „Wollen Sie zu meinem Mann?“

„Nein, nein, bleiben Sie, lieber Mann, kommen Sie herein in die Küche, nehmen Sie Platz, mein Mann kann jeden Augenblick kommen.“

Während dem schaute dem Greis aus den Augen über die Freundlichkeit der Frau; er nahm Platz und Frau Vertha, nachdem sie ihm ein Glas Wein hingestellt hatte, arbeitete ruhig weiter. Auch einer kleinen Weile wandte sie sich wieder zu ihm mit der freundlichen Frage: „Sie werden nicht sein, haben wohl einen weiten Weg gemacht? wobei, wenn ich fragen darf?“

„Von Jobina!“ erwiderte der Alte ährend und heftig erwidert.

„Jobina?“ entgegnete Vertha, da ist ja, wenn ich nicht irre, mein Mann dabei.“ Ein Gewand sah sie in diesem Augenblick plötzlich durch den Kopf. Ihr Mann hatte sie niemals etwas gesehen wollen von seinen Eltern — sollte etwa gar dieser alte Mann — sie wagte nicht, auszubringen, aber wie sie den Greis wieder ansah, so mußte sie sich sagen: Ja, es ist kein anderer als der Vater meines Mannes, mein Schwiegervater. Mein Mann schämt sich seiner und hat mich in dem Verdacht derselben Einnahme.

In diesem Augenblicke klingelte die Glocke an der Hausthür. Frau Vertha ging rasch zur Küchenthür hinaus, um ihrem Mann, denn er war es, zu öffnen. — Mit diesem Worte empfing sie ihn und schaute ihn sofort in das Empfangszimmer.

„Franz“, sagte sie mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen, „Franz, Du hast nicht gut, nicht glücklich an mir gekandelt.“

Wösch und betreffen konnte er sie an.

„In der Küche ist ein armer, alter Mann aus Jobina“, läßt sie fort.

„Was Jobina?“ rief, vor Schrecken erschauern, ihr Gatte.

„Ja, aus Deiner Heimat; und das ist wissen, wer's ist?“

„Du kennst mich? So will ich selbst es Dir sagen: Franz, es ist Dein alter Vater; er ist durch unsere Ehe auch mein Vater geworden, und Du schämst Dich seiner und behandelst ihn so?“

„Aber mit welcher unerbittlicher Leidenschaft habe ich ihn?“



Hülfe dorf er Sonntagsblatt

Religiös-katholische Beilage

Hülfe dorf er Volksblatt

Donnerstägliche Beilage Nr. 10. Jahrg.

Druck und Verlag von Adolph Schönlank in Hülfe dorf

Zweiter Sonntag in den Fasten.

Geangellum nach dem heil. Matthäus XVII, 2-9. In 18.11. Jesus wird in Gegenwart seiner vertrauten...

„Die Arbeit.“

Der Heiligtumsdienst des hochwürdigsten Herrn Bischofs Wilhelm von Hildesheim handelt über die geistliche Auffassung der Arbeit.

Als der göttliche Heiland auf der Erde erschien und das Werk der Erlösung begann, da hat er, was vor der Welt thöricht ist, erwählt, um die Wesen zu bekehren; was gering ist vor der Welt, und das um das, was einmisch ist, zu nicht zu machen...

Das ist das Werk, auf welches wir in der Fastenzeit das Auge heften. Das ist das Geheimnis, welches das Auge der Erde ersehen hat. Das Werk eines armen, erlösenden und lebenden Heilandes...

So trat der Erlöser in die Welt, der Sohn eines Arbeiters, selbst ein armer Arbeiter, beladen mit der Verantwortung seines niedrigen Standes.

Die Arbeit wird dann in dem Hüten der Erde betrachtet als „Weg der Ehre“ und als „Weg der Erlösung“; „der Gottesdienst als Arbeit“ und „die Arbeit als Geheimnis der Arbeit“ werden den Töchtern vor Augen gestellt.

Die Arbeit soll den Menschen in der Welt nicht nur ein Mittel zum Leben sein, sondern ein Weg zur Erlösung. Die Arbeit soll den Menschen in der Welt nicht nur ein Mittel zum Leben sein, sondern ein Weg zur Erlösung.

Doch allerlei unverständlichen Vorurtheile über Ertragenschaften der Wissenschaft, Kunst und Feste konnten die Leute nicht aufheben, die in den Herzen herrschte.

Wie können wir uns wundern, Geliebte, wenn der unglückliche Arbeiter jetzt eine Bewegung herbeiführt, die mit einer Vergegenwärtigung des Gemeinen und mit betrübender, unheiliger Verflüchtigung einer geliebten Zeit beginnt?

Wenn sie zu euch kommen und euch sagen: eure Religion wollen wir nicht anerkennen, mit der Religion kann es jeder halten wie er will: so glaubet ihnen nicht; Führer und Mitglieder der Partei haben es offen erklärt...

wo die Arbeitszeit der Männer über die Kräfte hinaus verlängert wird, wo Mütter und Kinder zu einer unnatürlichen Art von Arbeit herangezogen werden, wo der Sonntag in gewisser Weise entleert wird. Allen rechtlichen Bestimmungen zur Befreiung dieser Bevölkerungsklassen wird die volle Unterstützung nicht versagt. Die Bismarck'sche Antwort ist, dass die Kirche die Sorge für Arbeiter und Arme als ein heiliges Erbe Jesu Christi betrachtet. Die heiligsten Worte zum Arbeitstheorie nimmt sie in dem Evangelium wahr, das an jedem Sonntag für den Arbeiter, welcher seiner elendigen Existenz mit Geduld und Kraft mühsam begreifen hat. Mit Vertrauen hoffen wir hierbei auf den Segen des Himmels, weil der Geistliche Glaube und werthvolle christliche Arbeit der Wegweiser für diese Befreiungen sind. Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6); der auf diesem Wege für das Wohl der Menschheit zu wirken strebt, der wird nicht auf sein Zielplatze gelangen, auf dem es oft verzehrendes Verlangen der letzten Tage gefühlt ist. Christus ist der Grund anderer Vertrauens und anderer Freundschaft in allen Fragen des Gutes; auf Christus gründen wir deshalb auch alles, was wir zur Befreiung der Arbeiterbevölkerung thun. Denn ein anderes Fundament kann niemand legen, als das gelegt ist, nämlich Christus Jesus." (1. Cor. 3, 11).

Die Arbeiterfrage ist, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend eine Frage der Gerechtigkeit, der Billigkeit. Die Arbeit muss wieder christliche Arbeit werden, Arbeit nach Gottes Willen. Was nicht die Befreiung der Arbeit, wenn nicht die christlichen Tugenden der Gerechtigkeit und Sparsamkeit im Hause wollen? Steigerung und Veredelung der Gewerbe machen das Herz kalt und leer, das Leben unheillich und ungesund. Nur der christliche Glaube mit den Tugenden der Entschlossenheit und Häuslichkeit, die christliche Liebe zum Nächsten, die Erregungen eines christlichen Familienlebens und die Gesinnungen eines christlichen Familienlebens sind die Grundlagen auf den ewigen Lohn des Himmels zu tragen. Denn dort wird die Arbeit immer haben, weil das Leben nach Gottes Reichthum die Zeit der Belohnung und Abrechnung ist, und was in diesem Willen Gottes keine Rechtfertigung findet, muss in anderer Form, nur die Liebe zu Gott und das Brautsein, das jeder Schweißtropfen und jede Arbeitstunde ihren Lohn in der Vergeltung finden, verdienen das letzte Loth Salz und die Harde leicht zu machen. . .

Im Gott zu dienen, hat unser Heiland bis zum dreizehnten Jahre die schwere Arbeit eines Zimmermanns verrichtet; um Gott zu dienen, hat St. Bonaventura mitten in den Kerkeln seines Klosterlebens ein Werkstücklein sein Brot verdient. Gott hinter den Fenstern, die im Wandgemälde den Acker bebauten, Sämannen, welche in Goldstücken die Spenden der Armen verbanden. Ein Gottesdienst war auch unsere Arbeit werden, und zwar die Arbeit aller Stände. Die Arbeit des Mannes im Felde und in der Werkstatt, die Arbeit der Mutter in der Familie, das Tagelohn der Diensthöfen und Tagelöhner in Haus und Hof, das Weilen des Lehrers in der Schule, das geistige Schaffen in den gelehrten Berufen, alle diese Zweige der Arbeit, so verschieden sie auch nach Gottes Fügung sind gehalten haben, müssen schließlich sein durch die Befreiung eines christlichen Arbeitslebens; sie alle müssen werden zu einem gemeinsamen Opfer der ganzen Christenheit des ewigen Lebens.

Und das soll der Anfang sein, mit welchem wir die Forderung beginnen: Liebe zur Arbeit und Liebe zur Arbeit um Christi willen, heutzutage Arbeit zur Erhaltung der Seele. . .

Die Arbeit aber, wenn sie nicht aus Geldgier und Habgier, sondern aus Gottesdienst verrichtet wird. Und wer für sich selbst nicht zu arbeiten braucht, der arbeitet für Arme und für das gemeine Wohl, wie es die h. Kirche gelehrt, jene heiligen königlichen Weisheiten, die aus ihren Reichthümern Arbeit für die Armen arbeiten, die vom Mittagsmahl aufstehen, um den Armen Speise zu bringen und in den Stillen zu dienen, die in der freiwilligen Arbeit der gemeinlichen Arbeit die höchste Stufe der Vollkommenheit und die herrlichste Zufriedenheit gefunden hat.

Das ist der Geist freier, christlicher Arbeitsamkeit. Je mehr dieser Geist wieder befeuert wird, um so höher und glücklicher können wir an den Folgen des ungläubigen extantien Arbeiterverhältnisses wieder gefunden."

Der katholische Klerus in den Vereinigten Staaten.

Die anglikanische Kirche besitzt in den Vereinigten Staaten etwas 157 000 Mitglieder und der Klerus besteht aus 4043 Bischöfen, Priestern und Diakonen, es kommt also ein Geistlicher auf 118 Gläubige.

Die presbyterianische Kirche, welche weniger zahlreich, aber eben so alt als die anglikanische Kirche, und welche eine ganz andere Rolle in der Geschichte von im nationalen Leben einnimmt, zählt etwa 747 000 Mitglieder und ihr Klerus besteht aus 6000 Bischöfen, d. i. 1 Pastor auf 110 Gläubige.

Die katholische Kirche zählt etwa 10 Mill. getaupte Mitglieder, und wenn man, um ein analoges Verhältnis zu den protestantischen Kirchen zu erhalten, die Kinder im unerschaffenen Alter nicht mitzählt, so hätte noch etwa 6 Millionen Gläubige, welche das vorerwähnte Alter erreicht haben; ihr Klerus besteht aus 8372 Bischöfen und Priestern (einschließlich des Regentklerus), d. i. 1 Priester auf 1200 oder 900 Gläubige, je nachdem man die Kinder mitzählt oder nicht. Wenn man dabei erwägt, dass die Erhebung der Sakramente und besonders die Beichtnahme den katholischen Priestern in einer Weise in Anspruch nimmt, welche den protestantischen Priestern gänzlich unbekannt ist, dann wird man einem tiefen Begriff von der Würde des einen und der Ruhe des anderen erhalten.

Die Ansprüche, welche angeht ein solch unerwehltes Heil für die apostolische Tätigkeit an den katholischen Seelsorger gestellt werden, sind ganz ungewöhnlich. Sobald die Pfarre begründet ist, muss sich der Pfarrer einer ganzen Menge von Verpflichtungen unterziehen. Abgesehen von den kirchlichen Pflichten des Gottesdiensts, muss er seine Kuratortätigkeit und Tätigkeit den verschiedenartigen Vereinen zuwenden. Um das Interesse seiner Pfarrkinder zu bewahren, muss er dieselben häufig besuchen und auch sein Haus besuchen zu jeder Zeit geöffnet sein. Am Sonntag muss er in den Hochschulen des Gottesdiensts die Sonntagsschule überwachen, welche bei den Katholiken ebensowohl wie bei den übrigen Religionsgesellschaften eingeführt ist. Allwöchentlich muss er wenigstens einmal die Schulen der Pfarre besuchen; die Sorge für diese Schulen ist ein sehr schweres und ehrenvolles Amt, und er muss zum Voraus, das von seiner Amtsführung, welche bei den Katholiken ebensowohl wie bei den übrigen Religionsgesellschaften eingeführt ist. Allwöchentlich muss er wenigstens einmal die Schulen der Pfarre besuchen; die Sorge für diese Schulen ist ein sehr schweres und ehrenvolles Amt, und er muss zum Voraus, das von seiner Amtsführung, welche bei den Katholiken ebensowohl wie bei den übrigen Religionsgesellschaften eingeführt ist. Allwöchentlich muss er wenigstens einmal die Schulen der Pfarre besuchen; die Sorge für diese Schulen ist ein sehr schweres und ehrenvolles Amt, und er muss zum Voraus, das von seiner Amtsführung, welche bei den Katholiken ebensowohl wie bei den übrigen Religionsgesellschaften eingeführt ist.

Ein solcher Klerus ist wichtig, an seiner Spitze eines so hervorragenden Episkopats zu haben, wie er gegenwärtig die Schiele der amerikanischen Kirche leitet. Da die Arbeit eines katholischen Bischofs in den Vereinigten Staaten die Kraft der Jugend oder hoch des Mannes im besten Alter erfordert, so werden die Bischöfe gewöhnlich im Alter von 30 bis zu 40 Jahren für das Episkopat verpflichtet. Sind nun diese jugendlichen, kräftigen und eifrigen Bischöfe auch ihrer Weisheit nach wissenschaftlich hervorragende Männer, welche die Aufgaben der Kirche mit den Eigenschaften eines Staatsmannes zu handhaben wissen; nicht das ist

schon in Betrachtung wählten — weit entfernt davon aber sie verstehen sich, in den Verordnungen und Sätzen ihrer Nation Einkünfte für die Bischöfe zu finden, den amerikanischen Geist mit dem katholischen Geist zu vereinigen.

Hauptsächlich besteht der Klerus jeder Diözese seine Mitglieder zu einer Synode zusammen, jezt deren Zahl ein und erstreckt ihnen seine Instruktionen. Alle drei Jahre versammelt sich die Synode jeder Diözese unter dem Vorsitz des Bischofs zu einem Provinzialkonzil und erlässt Dekrete, welche dem Provinzialkonzil zur Befolgung vorgelegt werden. Drei Mal seit Errichtung der Diözese, im Jahre 1852, 1866 und 1884, versammelten sich die Bischöfe aller Provinzen unter dem Vorsitz des zum apostolischen Delegaten ernannten Erzbischofs von Washington zu einem Nationalkonzil. Im Jahre 1852 bildeten sechs Erzbischöfe und jüngere Bischöfe noch ihren Theologen das Konzil; im Jahre 1866 waren es sieben Erzbischöfe, 30 Bischöfe und 2 Intulierten Bischöfe; im Jahre 1884 waren es 14 Erzbischöfe, 102 Bischöfe und 6 Intulierten Bischöfe; dem nächsten Konzil werden es etwa hundert sein. Die Nationalkonzilien besprechen sich über die verschiedenen weltlichen und praktischen Angelegenheiten, welche die unerschöpfliche Intelligenz der katholischen Kirche mit der verschiedensten Wissenschaften und Künsten zusammenbringen. Diese die letzten Jahren die verschiedensten Gegenstände der Wissenschaft, die in deren Mitte die Katholiken leben und welche für die Kirche gewonnen werden müssen. Diese die letzten Jahren die verschiedensten Gegenstände der Wissenschaft, die in deren Mitte die Katholiken leben und welche für die Kirche gewonnen werden müssen.

Wenn diesen demnachstehenden Klerus haben sich in den letzten Jahren die verschiedensten religiösen Obern, in außerordentlicher Weise entwickelt und vervielfacht.

Die Leidensgeschichte des päpstlichen Internuntius zu Paris (1790—1801).

Von Prof. Dr. Ferdinand Bied.

(Fortsetzung.)

II. Die Leiden des Internuntius während der Schreckensherrschaft.

Alle Salaman dem päpstlichen Stände angehörend, hatte er all die gefährlichsten Leiden bezeugen müssen; daher, das er die ihm vom König verordneten Büchse nicht hochhält und die mit ihr verbundenen Pflichten erfüllt, sollte er in den Tagen der Schreckensherrschaft leben.

Unter der ersten Beschäftigung bei im Mai des Jahres 1789 zusammengetretenen „Klubs genouverts“ war die Aufregung der mit der Reichthümer betrauten Parliamente; an dem Tage eines jeden von ihnen kam man jedoch die sogenannten Parliamente, damit das Land der Reichthümer nicht einbüßte. Zum Mitgliede der Parliamente ernannt, wurde Salaman von Ludwig XVI. ernannt. Unversehrten durch die 16 Monate hindurch, während deren die Parliamente in den Kerkeln der Bastille, seines Amtes, am 1. November 1790 wurde die Abreise auf die eigenen Anlagen von Paris aufgestellt. Bevor sie aufbrechen konnten, hatten die Parliamente eine Protest ab, darin sie gegen die von der Nationalversammlung erlassenen Verordnungen, die der königlichen Autorität so viel Einbuße thaten und dem Klerus und Hof so viel Schanden zufügten, Verwahrung einlegten. Alle anwesenden Mitglieder der Parliamente unterschrieben den Protest, der dem König überreicht, nach jedoch gekümmert werden sollte. Allein die Sache ward ruhig. Unverschieden wurde bei dem Präsidenten Rejumbo eine Durchsichtung vorgenommen, es kam keine Familie verhaftet. Nach allen Unternehmungen des Protestes schickte man, und so man ihrer habhaft wurde, lieber man habe man die Schuld an. Nach rechtzeitig hatte er es erfahren. Er machte sein Haus wieder, wenn er nicht wieder in den Kerker kommen wollte. Bei einem neuen Fronten, der Frau von Dechart, fand er Unterhosen. Offensichtlich richtete sie ihn ein Zimmer ein, darin er eine Zeit lang unangenehm verweilte; die Tage über irte er in den Straßen von Paris hin und planete herum. Da seine Wohnung wurden inoffizien Einzel ange-

44 Kaj Waldwegen.

(Nachdruck verboten.)

Die Tugend der nahesten Bekanntschaft verleiht die flüchtige Bekanntschaft. Da ist es nicht länger in den engen Rängen. Einmal zum Wohl! Einige Bekannte gingen nur zu gerne mit mir. Waren doch auch für große Freude von Botschaft und Botschaft; brachte doch auch ihnen das gesammelte Wissen in der Sache. Das Schicksal des jenen Helden, Helden und Heldenlaubes ein Zeit neues Licht, das der Wald singt, und sich damit vereinigt im höchsten Reichthum.

Wald war die Bekanntschaft überfritten, und da umringt und auch schon der trauere Zeit mit all seiner Schöne. Der September hatte den grünen Landstrich noch nichts anhaben lassen; kaum sahste hier und da ein gelbes Blatt an das baldige Ende aller Pflanzchen.

Hilff allen wir voran und wachseln nur we- nig. Denn eine Bekannte brachte mir zu er- zählten. Auf der Höhe! — Wald langer Wohl- ging es weiter, aber nicht mehr auf dem breiten Feldwege, nein auf stillen, einsamen Waldwegen. O, wie herrlich war es dort! Der kleine Hügel grünte wieder auf uns und die Blätterkrone, die im letzten Abendlicht sich neigten, demüthigen Helden- glied, die sich vor dem Herrn bogen. Und unter den Blumen, wie keine und wogte dort seltsam, junges Leben, Moos und typisches Farnkraut, Weiden und Blumen aller Art. Hier lag ein Hölzlein auf, dort aus dem Gehölz erhellte das Gitter einer Zaube. Aber bald herrschte wieder Stille im Waldbereich. Nur ein kleiner geschwinder Sänger, der sich wohl verhielt, sang sich leise das Schimmer- liche. Da lagte endlich das Fächerblatt aus dem Grün hervor, ein liebliches Waldesglück.

Es waren wir alle am Fels anseiner Wand- schaft. Plötzlich gelang erlähnt aus den weißen Himmeln der Berggipfel, und vor be- schneit unsere Freude, als wir in den hohen Sän- gen gute Freunde erkannten! Bald lösten wir vereint in froher Leidenschaft. Scherzwoorte flogen Hölzlein gleich hin und wieder, und die Lieder zum Preis des grünen Waldes wollten gar nicht enden.

Spät war's, als wir den Hügel antraten. Noch nie war ich so spät Stunde, in dunkler Nacht, im Walde gestanden, und es hätte kaum dieser Weg auf kühleren Waldwegen einen eigen- artigen Reiz für mich. Der kleine Sohn des Hölzlers ging mit einer Laterne voraus, damit wenigstens ein schwacher Lichtschein unser Weg beleuchte. Heteromale Hölzlein über unserm Kopf. Da hörte ein Uhu mit langgestrecktem Flügel, wie er das lichtlose Gebiet des Waldes schon den letzten Höhen zu flüchten.

Kam erlähnt auch bald hier, bald dort hat eigen- thümliche Schreie des Hölzlers, oft so nach, daß sie kochten, das schöne Tier würde unsern Weg kreuzen. Leiser warde diese Erwartung gestillt.

Am Ende des schmalen Waldweges angekommen, schieden wir den Knaben heim, denn nun konnten wir nicht mehr irren gehen. Jedem kam der Halb- mond hinter den Wollen hervor, silbernes Licht umflutete uns einzelne Wanderer. Unausgesprochen hemmten wir die Schritte und schienen am Gehäuser der Erde, die über die Höhe führt. Die ist ein Waldweg, der sein Wasser der Höhe bringt.

Das Geräusch schimmerte wie silbernes Silber und ließ leise murmeln seine Worte. Was hatte das Waldesglück, das sich schenkte, nur zu erzählen! Auf einer Waldhöhe führten weiße Nebel einen phantastischen Reigen auf, aber tangten dort keinen im Menschenlicht!

Wie lange wir da standen und die wunderliche Schönheit der Abendstunde mit trübem Lichte ein- lozen, ich weiß es nicht. Die Röhle, die trotz Waldherrlichkeit und Mondesglanz sich allmählich bemerkbar machte, nötigte uns zum Aufbruch. Eine leuchtende Stimmung hatte sich unser bemächtigt; man fühlte den Dem Gottes in dieser heiligen, friedlichen Einsamkeit.

Ger viele Meilen trennen mich nun vom schönen Knabenwege Waldes, aber noch ist wohl mein Geist in seinen grünen Hölzern, auf seinen einsamen, weit- verstreuten Pfaden.

H. B.

Was ist ehrenvoller — Glaube oder Unglaube?

Die Apotheke des Unglaubens suchen die Wege zu beschreiten, als ob es eine Kirche, eine Schande ist, ein gläubiger Katholik zu sein. Dumm und thöricht ist das dabei; dagegen soll der Unglaube soviel sein, als Bildung und wahre Auf- klärung.

Es ließe sich hier vieles sagen. Für dieses Mal sei nur eines bemerkt: Der Ungläubige, welcher der Offenbarung Christi und seiner Kirche nicht glauben will, läßt seine Meinung entweder auf seinen eigenen Verstand, Fortschritt und Denken, oder auf das Auctorität. Er gibt er seine Meinung auf seinen eigen- en Verstand, so ist es doch eine große Annäherung an Wahrheit und darum Schande. Christen, den Beweisen aller Zeiten, die in Kirche und die tau- senden und abertausendmalen gelehrten und heil- sacker über Kirche gering zu schätzen und seine eigene (!) Meinung über zu achten, als deren Lehrer. Er will also gelehrt sein, wie viele alle. Stügt er aber seinen Unglauben auf Auctorität, so sagen wir: O du Thor! denn glaubst du ja selbst die Auctorität, noch zu uns zur Schande zurück. Aber fragen wir weiter: wenn glaubst er? Sagen wir es offen heraus! Er glaubt Ab- straktionen, welche zufolge ihres laienhaften Charakters den Glauben verloren haben. Er glaubt Tages- blättern, welche mit Spott und Lügen die Wahrheit behandeln und entstellen. Er glaubt hohen Natur- forschern, Philosophen u. s. w., welche keine eine „neue“ Religion aufbauen, die morgen ein anderer Christus sein, der auch seinen Kopf hat, wieder umwirft!

Was ist nun ehrenvoller, der Gottesdienst bei aus dem Munde Christi, der Kirche, der Religion zu glauben — oder dem Volke der Heidenheit und der Menschlichkeit, die in Glaubensfragen heute so und morgen anders steht!

Im Gottesdienste.

Die Warnungstafeln, das an einer Kirche Ab- kopfers längst angehängt war, verlor großem Maße an jeder Kraft und in jedem katholischen Herzen angebracht zu werden. Es trägt die Aufschrift: „Durch das Schwören in der Kirche raubt man: erhebt Gott die Ehre, verwirkt den Ursprung der Freude, vertritt den Seelen im Himmel die Hölle, verwirkt dem Abwesenden die Hölle und schuldig Erbauung, Himmels folgt darauf, wenn die Strafe nicht hienieden abgehört wird, daß freier, dessen Seelenleben die Frauen dieser Welt über- treffen. Also läte Dich! Dein Schwören warnt Dich und wird Deine Sünden nicht ungestraft lassen, wenn Du seine Verpflichtung nicht beidachst. Das kann Gottes sich ein Verbot sein! — Wenn schon das Schwören in der Kirche froher ist, wie viel mehr muß das gelten von andern noch ärgeren Sünden, oder vollständiger Unterlassung der Gottesdienstpflicht am Sonntag.“

Denksprüche.

Vom Reitsattel reden viele. Wenn du willst sag ich, ich meine Hülle: Du kannst vertrieben nicht die Zeit, Die Zeit vielmehr vertreibt die Zeit. Sag' nicht, mir wird die Zeit so lang. Sei sie selber in mir bang. Wenn anders wirst du von der Zeit Gestalt reden in dem letzten Streit.

Nachhaben-Rätsel.

I. Ich bin ein Erzeuger, der fern im Süden wohnt. Doch wenn man mir ein Rechenpaar vorsetzt, Wird ich ja holder Frauen Augenweide Und rauche durch den Saft in Saft und Weide.

II. Ich werde gegeben, Vertauscht Du in dessen Die Reichen mein, Wird ich nimmer sein.

Silben-Rätsel.

Reich und brall sind die zwei Gerhen Wenn gleich'n von Jochmann; Von andern allen Spielte Sich'n sie gleichfalls eben. Daß das Gegenstück vom Ganzen Ist die letzte Silbe Reiz; Vor den Ganzen ist Dich warnen! Kenn's kein Widerrathm leg'hin.

Wörter-Rätsel.

Bereint ist's mancher Mittel, Bereint ist's mancher Rath; Gereint ist es ein Saft, Nicht grade bestat.

Permutations-Aufgabe.

Aus den nachstehenden Wörtern sind durch Um- schaltung der Buchstaben andere zu bilden, deren An- fangsbuchstaben in einer gewissen Reihenfolge den Sil- ben einer bekannten Oper ergeben:
Bart — Gabel — Robe — Ober — Oben — Obel — Kauer — Was — Ober — Reim — Blau — Gras — Gie — Contr — Luna.

Wassersches Quadrat-Rätsel.

Jedes der Wörter: Reiz, Gewebe, Reiche ist 4 mal in die untreue oder wagrechte Reihen eines Quadrats von 36 Feldern in jeder Reihenfolge einzutragen, daß die Diagonalen in jeder Falle den Namen eines großen deutschen Dichters ent- halten.

Diagonal-Rätsel.

In die senkrechten Reihen eines Quadrats von 36 Feldern sind folgende Worte einzutragen, welche be- stehen: 1) Ein silbernes, 2) ein Jochmesser, 3) eine silberne Zugschlinge für Schwaben, 4) ein Unterhaltungsmittel, 5) ein fremdländische Beschäftigung, 6) ein hebräisches Wort. Die Diagonalen dieses Quadrats ergeben die Namen zweier deutscher Dichter.

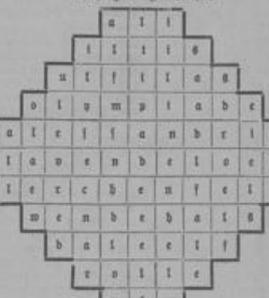
Zahlen-Rätsel.

1 2 3 4 5
Ich lehr' die Welt mit Gottvertrauen Und bin bestimmt, Dich zu erbaun.
2 3 4 5
Reinlichwerden bin ich lieb und wert Und an der Last viel gerührt.
3 4 5
Was liehst Du auf des Berges Hüln, Wo rein und frisch die Luft weh'n.

Palindrom.

Wollkommen in Tagen schnell und heiß, Ich' ich nicht zu werden und zu beschreiben; Nur was auch bei Umkehr erinner werden Gmüthlich, das muß ich immer weiß.

Ausfüllung des Hüll-Rätsels.



Ausfüllung des Ergänzung-Rätsels
Wo die Welt am höchsten, Ist die Welt am nächsten.

Ausfüllung des ersten Silben-Rätsels:
Reichthum — Siegtrich. — 1. Knie, 2. Reiter, 3. Hülse, 4. Engelberg, 5. Markgraf, 6. Hüben, 7. Illman, 8. Deutsche, 9. David.

Ausfüllung des Silben-Rätsels:
Es reden und träumen die Menschen viel.

Ausfüllung des Rätsels: „Reit — Wagt.“

Ausfüllung des zweiten Silben-Rätsels: „Reitengeh.“

Ausfüllung des Cosmogram: „Hüll.“

Nächste Lösungen lauten: Jochkreuzer, Was? 1. v. Gernberg, 2. Weidler, 3. Witten, 4. D. v. 24. hier; Reichenstein in Göttingen.



Mülledorfer Sonntagsblatt

Religionskritische Beilage

Mülledorfer Volksblatt

Donnerstägliche Beilage

Dr. W. Such

Nr. 9.

Sonntag, 1. März.

1891.

Dritter Sonntag in den Fasten.

Gezungen nach dem heiligen Lukas XI, 14-20. Inhalt: Jesus treibt einen bösen Geist aus, worauf ein Weib die Mutter Jesu sehr preist.

Erziehung der katholischen Jugend.

Der Elternbrief des Bischofs von Mainz... handelt die wichtige Sendung, welche alle Eltern ihren Hausgeistes gegenüber zu erfüllen haben...

In Hinblick nämlich auf den verbreiteten Geistes, der sich sehr überall eingeschlichen hat und sich immer mehr in weiteren Kreisen ausbreiten droht...

Alle wissen und können gerne in der Freude unserer Eltern, daß die meisten unserer Familienmitglieder...

Kinderzeit jedoch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß manche Eltern, eingenommen wie sie sind...

Mit diesen verschiedenen Bemerkungen jedoch, um sich nach den sogenannten Anforderungen der Zeit zu richten...

Und obwohl wir überzeugt sind und gern zugeben, daß die besten Absichten und die sorgfältigsten An-

1. Aber liegt es denn nicht auf der Hand, daß die Folgen einer solchen Gleichgültigkeit für die Zukunft?

2. Was aber das Los der Kinder ungerathlich mit dem tiefen der Eltern verbunden ist...

3. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

4. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

5. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

6. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

7. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

menen Maßregeln der Eltern können Schrecken leiden an der gefährlichen Höhe der Verwirrung...

8. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

9. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

10. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

11. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

12. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

13. Ueberdies, wer weiß nicht, daß wir jetzt in außerordentlichen und Sorge verordneten Umständen leben?

laust hatte. „Da“, sagte der Bürger, „trage mich diese Hüner in mein Haus; ich werde dich nachkommen und dir Deine Waise besorgen.“ — „Von wegen dem Hüchsele zu, wo geradehin und ging geradehin Familiengruß hatte. Er legte die Hüner in die Kiste und ging wieder auf den Markt zurück. Der Bürger kam nach Hause und fragte nach seinen Kindern, aber er, das noch Niemand in Hause gesehen worden sei, der etwas gebracht hätte. „Gib“, dachte er sich, „ich möchte wissen, der Markt ist da mit durchgegangen.“ Er lief zurück an denselben Ort stehen, wo er ihn zuvor angetroffen hatte.

„Wo hast Du denn die Hüner gekauft?“ so herrschte er ihn mit Unwillen an. — „Nun“, entgegnete jener, „ich habe sie in Dein Haus getragen, wie Du befohlen hast.“ — „Doch ist nicht wahr, man hat Dich heute noch nicht darin gesehen.“ — „Komm mit mir“, antwortete nun Jafoponi, „ich will Dir zeigen, daß ich Deine Waise vollkommen habe.“ Er führte ihn nun mit sich geradehin Weg auf den Friedhof zur Familiengruft und sprach: „Dein Haus, denn das Du jetzt demochst, ist in Wahrheit Dein Haus nicht; es ist mein und bleibt der Welt. Aber dieses wird Deine Tochter sein bis an den jüngsten Tag.“ — „Daran habe ich keine Sorge.“

„Nun wir denken daran gar wenig.“ — „Ein Jeder ist in dem Hause, das er sein nennt, ein Fremdling, der nur auf kurze Zeit darin seine Wohnung nimmt“, sagt der H. Augustin. Mein Vater, mein Großvater haben mir dieses Haus hinterlassen, durch Testament ist es mir zugefallen und mein Eigentum geworden. „So ist es“, fährt St. Augustin fort, „ich weiß schon, was Du sagen willst. Dein Vater, Dein Großvater haben hier gewohnt, sind hier durchgefallen; aber auch Du wirst hier durchgefallen und das Häußchen der Nachkommen hinterlassen. Doch das Glück ist eigentlich Deiner Wohnung, von der Du mit Wahrheit sagen kannst: Dies ist mein Haus, welches mir zugehört, in welchem ich bis an den letzten Tag bleiben werde, um dann von da hinüberzugehen in das Haus der Vergeltung und bei mir immer mit Leib und Seele zu bleiben.“ — „Deinem Hause näher mit und täglich, und dann Einer fragt sich einmal: „Wo geht ich hin?“ Davon kommt es, daß wir das Häußchen so hoch, das Glück so gering schätzen. Döhlten wir öfter mit mir Ernst: „Ich möchte denn heute der Vergeltung sein“, würden wir dann wohl mit so beständigem Verlangen, den herrlichen Tische zu Gefallen, nach Geld und Gut, nach den Freuden und Ergötzlichkeiten der Welt, nach Ehre und Ansehen der Menschen streben? Ich glaube nicht.

Die Hauskapelle.

Demokratie von Karle Netter.
„Märchen spiel den Herrn etwas vor.“
„Aber Mama —“
„Märchen, Du wirst Dich doch nicht genieren! Wenn man etwas kann, so darf man sich auch hören lassen, mache Deine Sache nur ordentlich, denn der Herr versteht etwas.“
„Märchen bist du auch Klavier, geniest dich nicht mehr und läßt sich hören, die Mutter aber entschuldigst am Schluß die Fehler damit, daß Märchen erst ein halbes Jahr Stümbe hat.“
„Doch ist der Anfang vom Uebel, vorerst nur ein Uebel süß Haus, die Hauskapelle und für den Papa. So lange Märchen noch klein ist, bestehen die unerschöpflichen Romanstage und Reuejahre in: le rouvillo du lion, Faustmeyer und la prison d'une vierge etc. in den neuesten Bearbeitungen. Wenn der Papa aber wüßte, wie viele Thronen seinen Märchen, wie viele Schweitzkopfen dem armen Vater und wie viele Gelübde seiner Rasse erweist werden, die diese Gebantagsfreude im Fluß ist, er würde nach diesen sogenannten Kunstgenieß verziehen. Wenn Märchen gegen ein ist zu weisen, daß Märchen im großen Moment just an derjenigen Stelle hängen bleibt, welche dem Vater die Schwitzkopfen und dem Rinde die Thronen erweist hat.“
„So wüßte ich schon und spielt bereits umfangreiche Romanpossessionen. Wenn Märchen zur heiligen Kommunion gegangen ist und allmählich Konjerie zwischen dem, dann ist sie es den besten gleich, spielt nur noch Okepiu, Rabinstein, Prokum, Gräbde der Mama eine Frembin, daß Böhm im letzten Romanmoment konjert so wunderbar Beethoven gespielt hat, so erweist die Mutter geringfügig: „Du wüßte ich mein Märchen Vorn! Lieber Döhlten ist sie jetzt hinaus, diese Waise spielt sie nur

nach vom Klavier ab, aber läßt, daß ist ihr Teil.“
„Der Klavier spielt, dann ist das Klavier, was bey überhörsunglich. Karl ist zwar talentlos und was das Klavier noch gnädig von sich gibt, wüßte ich, wenn die Töne angeschlagen sind, einen weisen. Aber diese sind korallen und Benige sind außen und nicht zu den Austerhöhlen, eine taube Ohren werden nur nach überhörsung von den Austerhöhlen der alten Mutter. Ja Wonne können auch taubere auf ihre Kinder, welche nicht allein möglicherweise gut veranlagt sind, nein sie sind auch noch getragen und sie laßt Freunde und Bekannte zum Zufügen ein.“

„Dieses Kapitel kommt ein Better in die Stadt und als er das Duett hört, sagt er: „Ich sei, geduldi mir die Bitte, in Euren Bunde der Dritte.“ — „Sollte ich durch Gott noch welchen Zufall ein und weil einmal hat seine Instrumente vorhanden ist und weil nicht für den die Höhe nicht verfallen soll, so ist es Brauch, daß man nicht verfallen soll, daß noch diesen alten Sünden sich mit dem Götze noch keine Spur von musikalischen Talent auf die Nachkommen vererbt hat, aber der Älteste zu seiner Verheiratung, von welchem Zeitpunkt an dem Instrumente Rahe gegeben wird, ist der Geborene Götze.“

„Die Mama sieht nun einen ihrer höchsten Wüthigen einsecht, sie hat die Hausfrau, der Hausfrau nennt es Märchen ist, als einsecht genäht, Kapellmeister. Sie hat die Partitur vor sich und wenn sie gerade nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist, sieht sie, wenn jeder anfangen soll und gibt das Zeichen durch energisches Kopfnicken, worauf das Zeichen langsam einwinkt. Manchmal kommen sie aber wenn ein Schlag eines Kluges sie selbst schon langsam fertig ist, während Karl und Fritz im stillen Hände hinterher ziehen. Der Papa, welchen man sich einmal zum Reden greift, läßt sich hören, wenn der Kopf, aber die Mama nennt ihn einen Döhlten, welcher von Kopf rein gar nichts versteht.“

„Sagen möchte ich hat sich bedauert, sie müßten nun auch noch eine solche Kraft in ihrem Köpfe haben aufzuheben, um einige Anweisung in die Sache zu bringen und er legt es endlich durch, daß Fräulein Leonine eingeladen wird.“
„Sie hat eine Stimme und zwar eine starke Stimme, aber auch gleichzeitig eine von denjenigen kann, ab sie nur bestimmen, oder ob sie auch vermöge ihrer Schärfe so sehr klug sind. Fräulein Leonine ist eine große Dämonin und läßt in ihrer hohle Augen unter den etwas langen und leicht fransen Lidern hervorblitzen. Sie hat einen kleinen Mund und perleartige Zähne und ist außerdem als widerliche kleine Frau in der Lage, alle ihre Borstige durch die feinsten Toilettenkünste beinahe vollständig zu unterdrücken. Was Wunder, daß Fräulein Leonine immer schön singt, sie muss singen, wie sie will.“

„Man war diesen Winter schon viel in Gesellschaft, wenn man nicht einen Winter gefahren, Bordrecht, wenn man nicht einen Winter gefahren, Bordrecht, wenn man nicht einen Winter gefahren, Bordrecht.“
„Wer noch nie zu einem Supper geladen war und um halb neun erscheint und einen leuchtenden Wagen Stunde in Anspruch nehmendes Döhlten, eine eine oder sich ergeben lassen mußte, der kann auch nicht sagen, was ein Roman beginnt und mit wie vielen Klängen. Den Mittel- und großen Klängen, die als unbedeutend notwendig erachtet und aufbewahrt, wenn dem vollen Kommen (Klagen) einmal die längere Zeit ganz anständig und trotz Marienbild einigem Nicken sich für diesen Tag, auch nicht mehr jurecht finden konnte, ließ die Sache glatt ab. Wir wollen hoffen, daß der selbige Schumann nichts von

dieser Waise gehört hat, und wenn er's hört, wird er vielleicht laßend sagen: „Der Waise gut!“

„Zweite Nummer ist Fräulein Leonine. Der selbige Märchen hatte zwar zu einem der Dames Essen und sie hatte die Gedenken den Rettung sehen lassen. Sie hatte sich in gelblichen Epigrammen geäußert. Sie hatte auch ein Briefchen geschrieben, ein so schön in der Höhe gebildet, das sie sich zu einem Zuzug in einen roten Federstift dem Märchen eine kleine Briefchen anzuflügen, welche sich immer nach Richtung des Kopfes bewegte.“

„Fräulein Leonine sang also die Gedenken, wenn auch an einer gelblichen Stelle. Sie sang auf Kommando von einer Schachtel, auf die sie stützte und wenn es auch wie ein elektrischer Schlag über die Bescherer passierte und wenn sie außerordentlich musikalische Kräfte sich zeigte, so war die Bescherung eine solche, die nicht, wenn man konnte, den unruhigen Geist nicht, wenn man konnte, den unruhigen Geist nicht, wenn man konnte, den unruhigen Geist nicht.“

„Eine kleine Pause, in welcher die Töne fortgeführt wurden, gestattete einige Unterredungen.“
„Die kleine Pause, in welcher die Töne fortgeführt wurden, gestattete einige Unterredungen.“

„Eben Sie war hier, eben kommt zum Märchen, sie hat die Waise!“ und im selben Augenblick beginnt denn auch mit einem kräftigen Akzent diese feinerwähnte Plagiatmarke.“

„Ich habe gesehen, welcher mit so vielen Oskid begleitet hat, wie neben dem Märchen, um die das Besondere zu werden. Er sieht dieses Märchen und breitet der Erfüllung seiner schuldigen Pflicht einfließen.“

„Für die den Waise, ein Märchen zu betreiben, welches Märchen spielen ist ein eigenständiges Werk, das Märchen ist, was im Märchen ist, was im Märchen ist, was im Märchen ist.“

„Lieber seinen Anseherinnen hatte der Affektor das Umkreben verstanden und weil gerade ein Affektor war und Märchen sich doch vor den später sich an den Affektor zu wenden. Er sieht dieses Märchen und breitet der Erfüllung seiner schuldigen Pflicht einfließen.“

„Lieber seinen Anseherinnen hatte der Affektor das Umkreben verstanden und weil gerade ein Affektor war und Märchen sich doch vor den später sich an den Affektor zu wenden. Er sieht dieses Märchen und breitet der Erfüllung seiner schuldigen Pflicht einfließen.“

„Lieber seinen Anseherinnen hatte der Affektor das Umkreben verstanden und weil gerade ein Affektor war und Märchen sich doch vor den später sich an den Affektor zu wenden. Er sieht dieses Märchen und breitet der Erfüllung seiner schuldigen Pflicht einfließen.“

Güldendorfer Sonntagsblatt

Katholisch-religiöse Beilage
zum Güldendorfer Volksblatt

Donnerstags-Beilage
Güldendorfer Volksblatt

Donnerstag, 8. März.

Preis des Blattes für den Abnehmer 1/2 Mark, für den Einzelnen 10 Pfennig.

Nr. 10. Sonntag, 8. März. 1891.

Viertel-Sonntag in den Toren.

Compendium nach dem heil. Johannes VI. 1-15.
Inhalt: Jesus blüht auf wunderbare Weise im
lauteu Menschen in der Wüste mit fünf Broden
und zwei Fischen und wird als der verheißten
Messias erkannt.

Die sociale Frage eine religiöse Frage.

(Aus dem Kirchenbrief des Fürbischofs von Breslau.)

Wir leben in einer tiefbewegten Zeit. Die großen Fortschritte, welche in unserm Jahrhundert auf allen Gebieten des menschlich irdischen Lebens gemacht worden sind, haben die menschliche Gesellschaft unerschütterlich und überall gesichert ausgedehnt, welche gesichert werden auf, und weitergehen wie die hochgehenden Wellen eines vom Sturm bewegten Meeres. Das ist leicht für Jedermann zu erkennen, wenn man die Zustände um uns her betrachtet und mit den Dürren dort, die unbillig in unsern Ohren dringt. Es sieht aus, nicht an Bräunen, in die lebenden Wogen der Zeit Verwirrung zu bringen, damit sie nicht die Dämme der natürlichen und geistlichen Ordnungen durchbrechen und ihre Räder mit Verachtung bedrückende Gewalt einfallen können. Wo haben wir aber das Od, welches die Nacht hat, diese hochgehenden Wellen zu besänftigen und zu glätten und Frieden und ruhigen Fortschritt der Menschheit wiederzugeben?

Gerade liegen diesen bewundernswürdigen Verhältnissen wirtschaftliche Ursachen zu Grunde, und ist es darum unabweislich notwendig und richtig, wenn der Staat auf dem Wege der Gesetzgebung an die Befriedigung dieser Ursachen herantritt. Was daher für den Staat der Arbeiter, die Beschäftigung der Frauen und Kinder Arbeit, die Hilfe im Alter und die Versorgung im Alter und bei Unfällen durch die staatliche Gesetzgebung gefordert ist und weiter gefordert wird, hat seine volle Berechtigung in den wirtschaftlichen Schäden, an denen das heutige Gewandeln so reich ist, und verdient den Dank aller anständigen Fortschrittsleute. Allein diese Hilfsmittel reichen nicht aus, um die Lebensbedingung zu haben und den Frieden in der Menschheit wiederherzustellen. Über sind es denn nur wirtschaftliche Schäden, unter denen die Menschheit, wenigstens ein großer Teil derselben leidet! Und wie wirklich Ruhe und Befriedigung einrichten, wenn alle bestritten werden können, welchen jene Gefährliche bringen so um! Wenn man dieses glaubt, gefasst man die Hauptursache des Übels: hier ist nicht die menschliche, sondern die religiöse, und darum ist die sociale Frage die heiligste aller in Bewegung, liegt nicht so sehr eine wirtschaftliche, als vielmehr eine religiöse Frage. Es kommt alles darauf an, wie man die Frage beantwortet: Kann die Erziehung des Jüngers allein helfen und genügt es ihm, die Menschen soll zu machen? Der göttliche Felsendimentel darauf im Compendium des ersten Pfingstsonntags, und seine Antwort lautet: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Also

bedurch, daß man sorgt, daß der Mensch nicht mehr Hungert leidet, wird noch nicht Frieden und Ruhe auf Erden, und dadurch daß man auf der anderen Seite durch gewaltigen Umsturz alles Bestehenden den Glauben und der Armut abhelfen will, läßt man die sociale Frage auch nicht! Denn hohe Gewalt thätigkeit und ungeschickte Lebensregeln haben wohl schon Vieles gerichtet, aber noch nie aufgehoben.

Die sociale Frage ist also vor allem eine religiöse Frage, und sie geht nicht allein den Armen, sondern auch den Reichen an. Die falsche Auffassung, an welcher unser Jahrhundert so lange gekrankt hat, hat im Volke die heilige Lehre verdunkelt und die geschicklichen und kühnen Versuche gemacht. Immer mehr wurde die religiöse Bildung vernachlässigt und in den Hintergrund gedrängt, bis man eine für unabhängige Verantwortlichkeit in alle Verhältnisse hineingebracht hat. So ist schließlich eine neue Lehre entstanden, welche christliche Lehre und christlichem Leben förmlich gegenübersteht, jene Lehre nämlich, welche das Jenseits leugnet, alles ins Diesseits versetzt und vom Fortschritt allein Alles hofft und erwartet. Ist aber diese Lehre nur das Gegentheil der sogenannten Socialdemokratie? Sind es nur Menschen aus den arbeitenden Klassen, die sich zu ihr bekennen? Nein, der Materialismus wird gelehrt und geübt in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft. Denn, in den höheren und gebildeten Ständen ist er entstanden und hat sich allmählich auch nach unten verbreitet. Er ist das Grundübel unserer Zeit!

Ist denn aber so, ist dieses die eigentliche Ursache unserer sozialen Schäden, so muß die notwendige Reform eine viel umfassendere sein; so genügt nicht die Befriedigung der materiellen Lage der arbeitenden Klassen, um Frieden und Ruhe zu bringen in die menschlichen Verhältnisse zurückzuführen. Rückkehr zu den Lehren des Christentums und Umgestaltung der Lebensweise, Sitten und Einrichtungen der Kirche nach seinen heil. Vorschriften hat not, und täglich macht sich diese Notwendigkeit gebieterischer geltend. Mehr und mehr hat man sich vom Christentum entfernt: um so gewaltiger schwellt die Hochflut der Unheil, die uns bedroht, so zwar, daß alle Wohlgeinten nur mit Bangen der Gegenwart gedenken und in die Zukunft schauen. Auf Gott muß unser Auge, auf Ihn all unser Trachten gerichtet sein; das ist unser oberstes Gesetz und der Zweck unsern Duldens.“ So leht Papst Leo XIII. in seinem herrlichen Rundschreiben vom 10. Januar v. J., und so ist es in der That! Es gibt keine andere Reform, welche wirksam genug wäre, die vorhandenen sozialen Übel zu heilen. Die wahre sociale Reform muß vor Allem darin bestehen, daß das Weltbewusstsein erneuert, religiöser Sinn wiedererweckt, heiliges Leben wieder gefördert und verbreitet werde; sie bezieht sich also auf die Seele und ist Sache der Seelsorge. Die Seele muß für die Lehren und Grundregeln des Christentums wieder empfänglich gemacht werden; wie ein Saerczig müssen dieselben die Seele ergreifen, durchdringen und umschaffen. „Saget ja, daß euch niemand verführe! Viele wer-

den lernen und sagen: Ich bin Christ und sie rufen Viele verführen.“ Nein, es gibt nur einen Lehrer; es ist Christus, von dem der Apostel sagt: „Wenn andern Grund kann niemand legen, als der da gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ „Wer ist es also?“ fragt der Apostel mit Recht, „der die Welt überwindet, als derjenige, der glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist.“ Christus ist der einzige Helfer und seine Lehre das einzige wirksame Od, um die hochgehenden Wogen unserer Zeit zu besänftigen. Um die sociale Frage richtig zu lösen, muß man die Menschen wieder zu Christus machen, man muß die Religion in die menschliche Gesellschaft zurückführen! Mit Christi Lehre und seinem Friedensbrot muß man die Leiden der Zeit besänftigen und die Schäden heilen, an denen die künftige Menschheit leidet.

Erwerben und Genießen! Das ist die Lösung unserer Zeit. Im ungeschickten Drange strebt alles nach Erwerb. Alle Kunststücke werden da für die Welt gelehrt und aller Scharfsm nicht angewendet, um die Bedürfnisse des Lebens zu versorgen und bescheiden zu verzehren. Genießt es nicht gegen den Geist des Christentums, nach Erwerb der Erdengüter zu streben, da sie uns die Mittel zur Unterhaltung unseres irdischen Lebens sind. Gott der Herr selbst hat dieses Streben gelehrt. Er lehrt den ersten Menschen in dem Paradies und befohl ihm es zu bebauen.“ „Gehet die Erde und macht sie euch unterthan.“ „Mit vieler Arbeit sollst du essen von der Erde alle Tage deines Lebens.“ Also bestimmte der Schöpfer selbst das Recht und das Recht zu den Lebensgütern, und daher ist weder das Streben nach dem Gewerbe des Lebens, noch der Fortschritt in den Gewerbeständen, noch die fleißige Benutzung der letzteren thätigkeit und ungeschicklich, unchristlich oder ist die Arbeit nur um des Erwerbes willen; „Hütet euch vor dem Geiz“, mahnt der Herr. Unchristlich ist das Streben nach den Lebensgütern unter Vernachlässigung der Lehren und Regeln des Christentums und auf Kosten des Heils der Seele und des Wohls der Mitmenschen. Als erste und höchste Regel für den irdischen Erwerb heißt das Christentum den Menschen Jesu Christi hin: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; Alles Uebrige wird euch zugegeben werden. Was nützt es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, aber an der Seele Schaden zu leiden?“ Nein, diese Erdengüter sind nicht der Zweck unseres Lebens. Unser Ziel ist Gott; jede Arbeit, jeder Dienst, jedes Geschäft soll zunächst auf Gott hinwirken und auf Ihn sich beziehen. Die Bestimmung des Menschen reicht über diese Erde und das irdische Leben hinaus, darum darf der Mensch hier auf Erden kein eigentliches Ziel setzen, nicht auf dem Auge verweilen noch weniger das Auge auf diese Erde verlagern. „Wir haben keine bleibende Stätte, sondern wandern der zukünftigen zu.“ Gott ist der Herr, der alle Menschen als seine Arbeiter in den Weinberg dieser Erde ruft, um ihnen am Feierabend der Frucht ihrer Lohn zu geben. „Es sind aber die Gaben und Kerner des

stehen, die Ge den Menschen verlichen hat, allein
s ist ein und derselbe Gott und Herr! Wie der
Zeit ein ist und doch viele Glieder hat, so sind auch
wir Menschen gleichsam alle ein Leib, arm und reich,
Herr und Knecht. Viele, verschiedene Glieder, bil-
den den Leib; denn wenn Alle ein und dasselbe
Gott wären, wo bliebe denn der Leib? Nein, es
sind viele Glieder, aber nur ein Leib; alle Glieder
bilden einander und den ganzen Leib. Das
Knie kann nicht per Hand sagen: Ich behaft deiner
nicht! Noch das Haupt zum Fuße: Ich habe dich
nicht nötig! Wenn ein Glied leidet, leiden alle!
„Denn dienet Euch einander ein jeder mit der
Ehre, die er von Gott empfangen hat. So lieben
und liebt h. Apostel.“

Sieht, das ist christliche Liebe und Auffassung von
dem Menschen und den Dingen. Wenn diese
Liebe das Element aller Menschen wäre und von
allen fern geht würde, wozu herrliche Künste
würde sie hervorbringen! Ein jeder würde in der
Erfüllung, die er hier auf Erden einnimmt, ist er
Reich oder Unterthan, Herr oder Knecht, reich oder
arm, die Dienststelle erbliden, die ihm nicht zufallt,
sondern der himmlische Hausvater verleiht hat; er
wird beher mit Treue und Gewissenhaftigkeit, mit
Akte und Ehrer seine Pflichten erfüllen, wie ein
treuer Diener, der im Auftrage seines Herrn ar-
beitet; er wird sich wehren, was sie gering oder
wichtig sein, ehren und achten, weil sie Gott selbst
empfiehlt; er wird nicht mit Neid und Unzufriedenheit
auf den Unterschied der verschiedenen Arbeiten und
Stellen sehen, sondern der Wohnung des Apostels
eingedenk sein, daß die Beschäftigung der einzelnen
Glieder zum Wohle der ganzen menschlichen Gesell-
schaft notwendig ist und ein Glied dem andern nie-
mand weh; er wird die Pflicht seiner Arbeit nicht in
Unmöglichkeit und Gewissenhaftigkeit verwechseln, sondern
für sich und diejenigen verwenden, für die er zu
sorgen hat, die eigene Familie, hilfsbedürftige Eltern,
und nach diese Schritte langsam einwärts und durch
Hilf vorwärts, um sich und die Welt zu be-
liefern; er wird endlich nicht zum Reichthum seiner
Mittelmengen den Erwerb dieser Bedingnisse suchen,
aber mit denselben seinen helfen, wo er sie in Not
und Bedürfnis sieht. Sieht, so lehrt die christliche
Gehaltung das irdische Gewissen mit den ideo-
logischen Tugenden: Gottesliebe, Gerechtigkeit, Kei-
schenshaft und Geduld, Gerechtigkeit und Spren-
kelsel, Barmherzigkeit und Barmherzigkeit!

Wenigen ist das zweite Bedingnis unserer
Zeit. Eine skandalöse Gewissenhaftigkeit hat sich
der heutigen Menschheit bemächtigt und alle Lebensver-
hältnisse umgestaltet. Gewiß läßt sich nicht verkennen,
daß mit der steigenden Kultur auch die Lebensweise
sich vermindert, und daß durch den so außerordentlich
erschwereten Wechsel auch die Unmöglichkeit sich wehren
und den Stimmungen folgen. Auch ist es nicht die
rechte christliche Auffassung, in jedem Gewisse ein
Unrecht zu erblicken. Allen das Gewissen ist nicht
der Ungehör des Lebens; so ist es aber leider heut-
zutage bei unzähligen vielen Menschen. „Werte man-
den als Feinde des Kreuzes, denn Was der Mensch
ist“ können wir mit dem Apostel sagen. Wenn
ist das Menschen die einzige Aufgabe ihrer Lebens,
und dieses geht ganz darnach auf. Ihr Gewissen
und Treue ist nur auf diese Welt beschränkt. „Sie
sind irdisch gesinnt,“ sagt der Apostel, und in der
Zeit, wenn uns nichts weiter beabschieden wäre,
als dieses Gewissen, dann würde es ganz unrichtig
sein, sich darüber zu empören als müßig zu machen.
Wer den Menschen die Befehle auf das Gewissen
nimmt, der zwingt ihn, seine Hoffnungen allein auf
das Diesseitige zu setzen und mit allen Mitteln ihre
Befriedigung zu suchen. Erwerben und Gewinnen
sind dann die Triebfedern, welche allein noch die
und Hand in Bewegung setzen, und da der Mensch
nicht ohne diese ist und dadurch den Genuß ver-
ringert, ist das höchste Ideal unserer Menschheit:
Gewinnen ohne mühevollen Erwerb!

Nein, die Erfüllung unserer Hoffnungen liegt je-
seitig der Grenzen dieser sinnlichen Welt! Darum
kann die letztere uns weder zufrieden noch glücklich
machen. Nicht in Befriedigung, sondern in Be-
kehrung der sinnlichen Begierungen und Be-
gehren, nicht im Gewinnen, sondern in der Selbst-
verleugnung und Entäußerung liegt wahres
Glück und wirliche Zufriedenheit. Diesen Weg
lehrt uns Jesus Christus: „Wer mir nachfolgen
will, der verleugne sich selbst.“ „Denn wer mich
nicht nachfolgt und sein Kreuz trägt, der kann mein
Jüngling nicht sein.“ Diesen Weg lehrt uns die
Vernunft der Apostel: „Strenget die Dinge die-
ser Welt, als ob ihr sie nicht gebührt; denn die
Gestalt dieser Welt vergeht.“ Diesen Weg lehrt
uns unsere h. Kirche, indem sie uns die Möglichkeit

zur Pflicht macht, uns in derselben durch Wohlthaten
und Anordnungen mit und in ihren Dingen
das vollkommenste Maß christlicher Selbstverleug-
nung vor unsere Augen stellt, als eine lebendige
Bewertung christlicher Lebensgrundsätze — das
Maßstab eines geläuterten und dem Genuß zu-
gewandten Lebens gegenüber dem gottvergessenen Lenz
und dem goldenen Reiz; das Maßstab eines stützenden
entlangten Lebens gegenüber dem unzufriedenen
Drängen nach Genuß; das Maßstab eines durch
Gehorsam und Unterordnung geregelten Lebens ge-
genüber dem überall wogenden Geiste der Un-
möglichkeit und Unmöglichkeit. . . . Kämpfet gegen die
Genußsucht, wo ihr nur immer könnt. Kämpfet ge-
gen die Begierungsstucht und den verführerischen
Zug zu euren Familien, Kämpfet gegen die Be-
gierungsstucht in euren Vereinen; bekämpfet sie bei
euren Kindern und Diensthöfen wie in euren Ge-
meinden. Sie ist die Pest unserer Zeit, welche die
sittlichen Kräfte des menschlichen Geschlechtes ver-
zehrt. . . .

Das Leben für das Diesseitige, das Leben für
den Genuß und Genußsucht ist die selbige Krankheit
unserer Zeit; der Tag der Zeit ist ein durchweg
materialistischer, egoistischer und gottloser Ma-
terialismus hat alle Sinne gelähmt, die aber
nicht weniger als die antiken, und selbst die heid-
nische sich in Worten nicht zu ihm bekennen, lösen
sich nach seinen Lehren; sie leben und handeln so,
als wenn es Gott und Ewigkeit nicht gäbe. Kann
und das wundert! Alles predigt ja den Materia-
lismus in Wort und Schrift und Beispiel. Reicht
ein Reich, ein Ruhm, ein Wohlstand in die Hand; setzt
das Leben und Treiben der Menschen um und ver-
— Alles ist und handelt so, als ob es kein Jen-
seitig gäbe; Alles predigt nur das Diesseitige. Alle
lehren nur, wie man reich werden, wie man erwer-
ben, wie man gewinnen kann; Alle zeigen die Mittel
zum Genuß und zeigen die Mittel.

(Fortf. folgt.)

Ein protestantischer Theologe Norwegens über die katholische Kirche.

II.
Es können aber auch reale Gründe sein.
Seine Hochwürden, der römisch-katholische Bischof
(von Norwegen) Joseph nach Abschluß der Verhand-
lung in Paris, daß er ihn zur Abhaltung derselben
eingeladen habe, um auf diese Weise zu einer Ver-
einbarung im Geiste des Friedens zu gelangen.
In gleicher Richtung hatte sich auch der Papst er-
klärt ausgesprochen. Hierzu könnte man der eine
oder andere bemerken: So große Achtung und
Ehrerbietung man immer der Persönlichkeit des Pap-
stes entgegenbringen mag, so hinsichtlich auch immer
seine individuellen Bestimmungen sein mögen, sind
Protestanten können doch auf solche Berücksichtigung
von Frieden und Friedfertigkeit nicht geben, da es
ja im Wesen der römisch-katholischen Kirche selbst
liegt, daß sie endlich und letztlich aus doch keinem
Frieden hervorgehen kann. Sie bestreitet sich ja selbst
als die „schändlichste“ und auch daher unserer
Kirche das Recht der Gleichberechtigung. Daraus
ist jedoch zunächst zu antworten, daß die letztere Be-
hauptung nicht beweist, die römische Kirche ignoriere
unsern Kirchenstand. Sie anerkennt ja ausdrücklich
unsern Laie und betrachtet einen gewissen und
gläubigen Protestanten als Glied des unsichtbaren
Leibes Christi. So kann man auch einen Protestanten
mehreren jenseits empfangen und befehlen. Der
Papst ist nicht in einem einzigen Punkte offen-
sächlich, sondern unweise eigene zu verteidigen. . . .
Diese Verleumdung führt mich hinüber zu den
realen Gründen, weshalb ich meine, daß eine Ver-
einbarung römisch-katholischer Kirche und Protestan-
ten, auf welche Seite man sich stellen wolle. . . .
Das erfordert vielleicht manchem planlos. Aber
wie verhält es sich in Wirklichkeit?

Es verhält sich in Wirklichkeit so, daß nicht
einer von Tausenden unter uns volles,
klares Verständnis hat von der wirklichen
Reinigung unserer Gegner, selbst in den aller-
wichtigsten Differenzpunkten, geschweige
denn von den mehr untergeordneten Punkten ihrer
Lehre und von deren Begründung überhaupt. Ich
bin sicher, daß dies nicht zu viel, sondern ganz ge-
wöhnlich zu wenig behauptet ist. Es hat mich immer

geunndet, daß man so viele Menschen trifft, die so
sicher in ihrem Urteil über römisch-katholische Lehre
und Leben sind. Aber ich habe auch beobachtet, daß
die Sicherheit und Stärke des Urteils
in ungelährte proportionalem Verhältnis
nicht zur Kenntnis der Streitenden zu
Recht steigt. . . . Mir unrichtiger so fern
die unrichtigsten Kräfte der Stellung
unserer Gegner. Mir verfallen eben zu
sicher, daß wir es mit einer Gesellschaft zu thun ha-
ben, welche die Kräfte aller christlichen
Gemeinschaft ist, die nicht nur die numerische
Stärke besitzt, die politische christliche Konfession
von der Welt zu sein, der gegenüber wir . . .
Katholiken nur ein verhältnismäßig dünnes sind,
sondern auch die moralische Stärke, dann be-
stehend, daß diese Gesellschaft nie ihre Tradi-
tionen verleugnet, sondern vom ersten
Tage des Christentums in der Welt mit
der höchsten Treue bewahrt hat, die
Katholiken in Leben und Lehre; dazu, daß sie mit
großer Sorgfalt bewahrt und verarbeitet hat die
Katholiken der wichtigsten und hervorragenden Kräfte
die von den edelsten und tüchtigsten
Männern aller Zeiten in das Leben der
Kirche überliefert worden.“ Es ist wichtig nicht das
Wort der Fundamente, die ist: geistliche
Stärke, das in allen seinen Teilen mit
den Lebenswurzeln der Kirche von den
ältesten Zeiten auf innigste zusammen-
hängt, mit Klugheit und Keuschheit aufzuhalten,
geschweige denn einseitig zu beurteilen. Aber un-
gelährte ist, daß man sich eigenem dieser letzten
Stärke hingibt. Die Stärke magte natürlich die
Lehre, daß man sich selbst nicht auf die
Stärke stützt. Nur ein oder ihr selbst ge-
wöhnlich, daß wir an ganz wesentlichen Hauptpunkten
betreff der wirklichen Meinung unserer Gegner selbst
in den wichtigsten Punkten trunken. Das ist
mein erster realer Grund, weshalb ich der
Reinigung war, daß wir das Bewusstsein einer Ver-
einbarung haben, gleich der, die wir oben von P.
Scherer gehört haben, daß Bedürfnis einer fortgesetzten
Verhandlung.

Reinen zweiten realen Grund möchte
ich aus meiner Ansicht über unsere eigenen christ-
lichen und katholischen Verhältnisse und Zustände. Von
vielen glaube ich, daß des Bedauerns Wert über un-
serer Kirche nur eine einzige Ursache ist:
„Die Kirche ist ein Aummahls-
Gehäuse und verfallen.“
Kings betri der Bewältigung Gottes
über aller Zeiten.
Nach ist alle hier und fast,
Ihr eifrigste Mühe
Katholiken freierhand, daß
über aller Zeiten.
Wir haben viel verloren, was nicht ertrüben
werden kann außer zur Not; jedoch müssen wir wieder
zu gewinnen trachten, soll nicht zuletzt alles unter
unsern Händen in Stücke gehen. Hier müssen wir
vielen von dem lernen.

Ich will nun im folgenden darzustellen ver-
suchen, in wie weit P. Scherer's Bedingnisse in den
doppelten angegebenen Hinsicht für und gegen,
1) landläufige Protestanten zu betrachten und
2) und Umgekehrt zu sehen, was mir in unserer eigen-
nen Kirche gebrauchbar können.
III.
Wir haben namentlich als den ersten Teil der
Wiederuntersuchung — in wie weit nämlich die Be-
dingnisse des P. Scherer's Bedingnisse in den
doppelten angegebenen Hinsicht für und gegen,
1) landläufige Protestanten zu betrachten und
2) und Umgekehrt zu sehen, was mir in unserer eigen-
nen Kirche gebrauchbar können.
Zu den wichtigsten Stellen in unserer christlichen
Lehren gehört jene Stelle die Frage: Kann der
gestaltete Mensch wenigstens zum Teil sich aus ei-
gener natürlichen Kraft wieder emporkriegen? Kann
der Mensch aus eigener natürlicher Kraft einmal zu
seiner Seligkeit beitragen? Die römisch-katholische
Kirche antwortet in ihrem gesamten offiziellen Ver-
ständnis aus älterer und neuerer Zeit: Nein, durchaus
nicht. Dieses habe ich längst gewußt. Aber ist
das bei uns allgemein bekannt gewesen? Nein,
man hat es als Unwissenheit wiederholt, man hat es
die Frage als etwas Selbstverständliches gehalten: Die
römisch-katholische Kirche ist unerschütterlich, da sie
weiß, daß der Mensch aus eigener natürlicher Kraft
einmal erlösen kann zu seiner Wiedererweckung
und Seligmachung. Christus mußte die Erde, und
gestreut zu haben, mit dem Reize der Taube. Hier
glaubt man den eigentlichen großen Hauptunterschied
endlich zu haben, der vor allem anderen einen
tiefen Abgrund zwischen uns und den Katholiken
*) Das sind überwiegend herrliche Worte im Munde
eines protestantischen Predigers.

offnet, die Rebe nämlich: Unsere eigene Kraft ist nicht wert, wir können aus eigener Kraft nichts zu unserem Ziele wirken.

Als daher P. Scherer kam und seinen Vortrag über die Gnade und die guten Werke hielt, geschickte es mir zur Freude, daß die herrliche Darlegung der wahren Lehre der katholischen Kirche, die mir selbst ja längst bekannt war, in diesem Sinne endlich Eingang in weitere Kreise bei uns fand. Des Vaters Auseinandersetzungen, aus eingehenden Quellen geschöpft, laßen sich in die Worte zusammenfassen: Wir sagen wie ihr: Ich kenne keinen anderen Weg zur Seligkeit als Jesu Christi und ihn, dem Überweltlichen. Wir können, sagte er, ebenbürtig mit selbstanhängiger Ehre in Sachen anderer Theile belegen, wie der Mensch mit seinen Gefühlen sich dem Willen des geistlichen Vaters kann, aus dem er will, Leben und Arbeit schöpft. Nun ist aber Christus die Reife und sein Jünger die Reife. Alles dies mußte der Vater sagen als Repräsentant hat allgemein angenommenen der katholischen Kirche. Den Beweis dafür habe ich schon in meiner Dogmatik zu liefern gesucht. Ein Theolog (sich bezeichnend, was jetzt kommt) sagte mir, nachdem er meine Beweis geführt: „Ich weiß schon, Sie zu überzeugen; aber ich habe Sie, daß Sie es nicht haben.“ Eine bestimmte Hoffnung ist mir unerschütterlich. Können mir alle Christen „hoffen“, daß der größte Teil der Christenheit sich im Besitze so wenig christlichen Geistes als nun möglich befindet? Da ist etwas Schreckliches daran, daß man die Mitglieder der Kirche nicht als die ganze Menschheit der Christen als hätte den betrogen hat. Hatte der Vater nicht andere mit seinem Reden ausgerichtet, als zur Verwirklichung des christlichen Lebens zu ermahnen, so hätte er schon ein großes und schönes Werk vollbracht.

Was anderes in dem ersten Vortrag aufgeführte Mißverständnisse bezieht sich auf das Häufige, das Schriftwörter in unseren Predigten. Ein Herr sagt: Gott will alles — hat der Protestantismus eine vollständige Inkompetenz des Lebens ist nicht abgelehnt. Der Protestantismus würde das christliche Element nicht anerkennen, da er die moralische Auflösung unserer Lebensanschauung nicht wollte erkennen lassen, und lag sich an eine Mission des alten (katholischen) Eschatos zu Glauben der Welt. Den Revidenten war es also gegangen wie den Katholiken des Mittelalters, die in ihrem Zorn jedesmal zu viel Geld fanden, als sie vorher hineingeworfen hatten. Das christliche Element ist demnach unserem System nicht eigen, sondern hineingekommen durch Weiterentwicklung von Aufbaumethoden, die unser System lange vorausgegangen sind. Diese Betrachtung führt zur Erklärung des merkwürdigen Faktums, daß ein christlicher Theolog in unserer Mitte erscheinen konnte, die Lehre seiner Kirche von dem „guten Werken“ zu verlässigen, ohne auch selbst das christliche geistliche Wesen zu verlassen. Der Vater vertritt den Standpunkt, den seine Kirche immer eingeschlagen hat. Wir aber dürfen nicht mehr mit den Dingen der alten Orthodoxie, sondern mit Dingen, denen die Welt ganz gefällig ist, daß das Gute Wert in sich selbst hat. Unbegründet kommt in der ganzen protestantischen Welt und namentlich unter den jüngeren Theologen das richtige Gefühl, daß sich innerhalb unserer überkommenen Systeme, des altchristlichen orthodoxen, lateinischen, untrübsamer Worten finden, auf denen wir ebenfalls wenig das Leben führen können, mit auf dem die Welt der Welt ist. In dieser Beziehung besteht zum Teil eine unrichtige Ansicht. Dagegen herrscht keine Zweifel, wie sie helfen bei. Man nimmt seine Zustände zu den sogenannten „Zeitgedanken“ und erklärt einen jeden für einen Ignoranten, der die Gedanken der Zeit nicht mitgedankt vermag. Nun ja, es gibt manches Gute unter den Zeitgedanken. Aber wir müssen nicht nach dem erkennen, daß man oft auf große, vorzeitliche Gedanken hinweist, die man Gedanken der Zeit nennt, ohne zu merken, daß es im Grunde der Welt eine große und vorzeitliche Gedanken sind, die man nicht annehmen. Ein dritter unrichtiger Anschauung ist, daß die Gedanken der Zeit, der im Grunde der Welt angeht, die wir wieder zu ihnen gekommen christliche Fortschritt an das christliche Leben. Wenn wir in diesem Punkte einen Standpunkt mit einem Revidenten der katholischen Kirche bezeugen, so kommt das daher, daß dieser einen Gedanken der Weltzeit vorstellt, der in unserem System verankert worden war. Solchermaßen mußte der erste Vortrag für alle diejenigen von höchstem Interesse sein, denen die Wahrheit über alle Hindernisse geht.

Eine unbedachte Rede.

An einem Abende hatte Hilhelmine von Geringe ihre Freundininnen zum Theil bei sich; fünf oder sechs junge Mädchen saßen um einen Tisch, welcher mit Rosen und Jasminblüthen aller Art besetzt war; während sie langsam den duftenden Rosenwasser - Thee tranken und die vortheilhaften Reden Schraabers, des ersten Redners von Antwerpen, verstanden, plauderten sie darauf los, ohne sich einen Augenblick Mühe zu geben. Die Vorübergehenden, welche ruhig und harmlos den schönen gesunden Blick wahrnahmen, gewahrten keinen Grund für Veranlassungen, denn die Mädchen hatten sich den Theelöffeln nahe an den Hals angeschlossen, so daß sie zwischen den Doppelhaaren, den Blumen und den Schlingpflanzen, welche den Hals zu einem ganz reizenden Schmuck machten, hin und her vortheilhaft alles saßen, was in der Straße vorkam, und lebendige Bemerkungen begrüßten jedes bekannte Gesicht.

Einmal der Mädchen hatte keine Tafel hingehalten und bemerkt die letzten Sonnenstrahlen, um eine prächtige Schwester, ein Reichthum von Gestalt und Schönheit, zu sein. „Katharina!“ sagte Hilhelmine, „weil verdammt du diesen schönen Reagen und diese reifen Strauch zum Weiden an? Ich kenne zu Antwerpen keine Mädchen, die dir eine so kostbare Arbeit übergeben würde!“

„Ich gebe es einfach unserer Mädchen, der Katharina Jock; sie ist so geschickt und sorgfältig!“

„Wie, du gibst der Katharina Jock Arbeit? Guter Frau, welche nicht!“

„Katharina! Sie ist so klug und lehrig, und du behauptest, daß sie dich betrübt! Das muß eine andere Katharina sein.“

„Ah, geht mir, ich kenne sie wohl; sie hat bei meinem Onkel gearbeitet! Wir kennen sie alle, sie ist die Witwe eines Bauers und hat zwei Kinder, das ältere ist ein Knabe, welcher hienieden in die Schule geht und jeden Tag bei dem Küchenschreiber seine Mädchen, der ich eine so kostbare Arbeit übergeben würde!“

„Und was machst du mit dem Knaben?“

„Er bringt ihn seiner Mutter. Der arme kleine Junge; er ist ein so hübsches Kind, aber seine Mutter! Eine Frau, welche nicht!“

„Ich werde das meine Mama sagen, und sicher; wir werden der Katharina Jock keine Arbeit mehr geben.“

„Wir auch nicht,“ rief ein anderes der Mädchen; „das heißt das Uebel ermitteln.“

„Ich sehe nächste Woche nach Brüssel,“ bemerkte Hilhelmine weiter, „wenn es die recht ist, nehme ich meine Schwester mit und bringe sie dir gewaschen und aufgemacht zurück.“

„Schön, Minna; ich danke dir für die Freundschaft.“

„Diese einmal dahin, heißt du, da neben dem Steinbild des Knaben den kleinen Jungen!“

„Das ist der Sohn der Jock; was hat er in der Hand?“

„Eine Flasche mit Wein, wirklich...“

„Der ist für seine Mutter!“

„Armer Knabe!“

„Der arme Knabe — denn sehr mager und sehr klein wie er war, verdient er diesen Namen — nahm seinen Weg nach der Schule zu; aber er bemerkte sich nicht zu den Mädchen, die stets von Scherers hübscher Spitzbogen begleitet sind, sondern bog sich am Ufer vorbei, an das andere Ende der Stadt, nahe bei den Ruinen der Abtei St. Michael und der früheren Citadelle, durch deren Betteiligung der General - Obsequio so berühmt gemacht hat.“

Der Abend nun schon sich näher und schloß sich den Mädchen des goldenen Sonnen; in der Richtung von Westingen ging die Sonne in ihrem Glanze unter und ließ das Meer hoch oben auf der Zunftspitze des Westminsters gleich einem rüsigen Deckel ausstrahlen; aber um das Knabe der ward die Handlung und dichter. Rasch auf der andern Seite der Straße, deren Ufer es jetzt, sah man die niedrigen Häusern des Ufers, welche jetzt nach der Richtung des Meeres, dem Ufer nach ihren bewahren Lehmann Boden zeigten; links erbligte man die krummen Stroden des ärmlichen Stadtviertels und die altchristlichen Häuser, welche von Fischern und Fischweibern bewohnt wurden. Hier besagte man keinen Spitzbogen. Der Knabe beschleunigte seinen Schritt, und gelangte bald an eine hübsche Terrasse, welche zum Ufer hinab führte. Am Ende der Terrasse fand sich ein kleiner höherer Vorprung, auf welchem eine Frau tief geknickt kniete und mit vieler Mühe große Steinblöcke in dem kalten Wasser auswarf. Weiterhin lag ein Knabe; bei dem Ton seiner Schritte wendete sich das arme Weib

um, und sagte ein noch junges, aber von Arbeit und Sorgen abgemattetes Gesicht. Sie war sehr hübsch geartet und schien recht von Natur. „Da bist du ja, mein lieber Knabe!“ sprach sie. „Die Mutter und ihr Kind nahmen die Straße, welche schwer von Wasser waren, legten sie in einem großen Nord, und kamen mühsam, beim Anblicke der Stadt, in ihrer armen Wohnung an, welche nahe bei der Abteikirche im Hintergrunde einer engen und ungeliebten Straße lag.“

„In der kalten Straße“ rief sie auf zwei Stühle gehend, das Mädchen Peter, ein armer kranker Knabe, dem nach ärztlicher Verordnung allenthalben die nöthigen Pflege mit gutem Weintrauben eingegeben werden mußten. Sogleich, noch ehe sie sich sehr entfernt, sagte die Mutter das Kind, wie es der Arzt befohlen. Dann bemerkt sie sich über ihre und freundlich seine Köpfe einzuwickeln. „Nicht lange würde es, da trug man in einem schwarzen, ärmlichen Sack die tote Hülle des kleinen Erdenbürgers zum Kirchhofe.“

Einige Monate später kam Hilhelmine eines Morgens mit ihrer Kammerfrau aus dem Kloster auswärts; sie ging mit dem kleinen Schritt ihres achtzehnjährigen Jahres, aber in der Besorgnis wurde sie durch die schwache Stimme eines Kindes und durch ein mageres Gesicht, welches sich ihr entgegenstreckte aufgehalten.

„Sagen Sie doch so gut und gehen Sie mit etwas für meine Mutter,“ sagte die Stimme; „meine Mutter ist krank.“

Hilhelmine erkannte sogleich Peterchen Jock, nur war derselbe noch kleiner als früher, und trug in seinen mahligen Augen die Trübsal und das Bedenken eines reifen Alters.

„Wie hat das liebe Herz von der Welt; sie trat zu dem Knaben hin und sagte ihm in der kindlichen Sprache, die so reich an liebenden Reden ist: „Was hast du denn, mein lieber Herr? Du bist ja der kleine Jock, nicht wahr?“

„Nein, der kleine Peter Jock; meine Mutter ist krank, wir haben nichts im Hause, kein Brot und kein Feuer, und ich bin gekommen, um die Leinwand zu geben, um etwas anzufordern, und sich ein, daß habe ich bekommen.“

Der Knabe blinzelte sein Gesicht und sagte: „Nun, der kleine Jock, d. h. ich oder nicht? Mein Name, das ist nicht genug für ein kleines Weib und ein wenig Weib, und wir sind so kalt.“

„Wo wohnt deine Mutter, mein guter Junge?“

„Nah bei der Abteikirche.“

„Nun gut, mein Junge, du täuschst mich nicht zu sehr, und ich gebe dem kleinen Peterchen alles, was ich nicht habe.“

„Ja, Fräulein, wir werden auch viel für Sie bekommen. Kommen Sie schnell.“

„Minna folgte dem kleinen Knaben und so kam sie nach Durchwanderung eines mageren Ufergraben von allen krummen Gassen in der Richtung der armen Wägen an. Der erste Raum hatte als Wohnstätte gedient, allein das Feuer war erloschen, der Kessel leer und die Arbeit schon seit langer Zeit aufgegeben zu sein. Dahinter war, auf dem Hof hinaus, ein kleiner, niedriger und dunkler Raum; im Hintergrunde fand ein arbeitsloses Weib, und in denselben erblickte Minna ein abgemattetes Gesicht, ein hübsches und hübsches, halbverlorenes Augen. Wirklich erkannte sie die Minna Jock. Sie trat an das Weib und sagte mit sanfter und jählicher Stimme: „Ihr kleiner Knabe hat mich betrogen, meine gute Frau, tadeln Sie ihn, Sie werden nun keinen Handel mehr haben; nun geht, Sie werden wieder gesund werden.“

„Ich habe nichts mehr nötig,“ antwortete Katharina mit schwacher und langsamer Stimme; Sie sah sehr gut, Robome oder Fräulein, aber die Hälfte kommt ja jetzt... Ich fühle den Tod auf mir... Wein armer Knabe!“

„Sie werden für ihn noch lange leben“, rief Minna, indem sie die Hand des armen Weibes ergreifend.

„Die Kranke blinzelte auf und ihre Augen veränderten sich; sie erwiderte: „Ich erlaube Sie jetzt, Sie sind Fräulein von Geringe... Ja, ja, Sie gleichen Ihrer Mutter... und noch Jemand... Gehen Sie, Sie können mir nicht helfen.“

„Aber, wenn Sie mich kennen, so wissen Sie auch, daß ich Jemand zu Hilfe kommen kann. Ich kann es und will es.“

„Es ist so spät, man hat mir viel Mühe gemacht, ankommen... Früher, in meiner Jugend habe ich viel Leid gehabt, und jetzt hat man mir meinen guten Namen und meine Kunden gewonnen, man hat mich verurteilt, der Hunger zu sterben... Man hat mir gesagt, daß ich nicht, daß ich nicht...



Güldendorfer Sonntagsblatt

Kulturkritische Beilage

zum Güldendorfer Volksblatt

Redaktion: Kuhn, Weber

Druck und Verlag von Julius Schönlank in Düsseldorf

Nr. 12.

Sonntag, 22. März.

1891.

Vafusonntag.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XXI, 1-9

Inhalt: Jesus hält einen freilichen Eingang in Jerusalem und wird als der erwartete Messias erkannt und ausgerufen.

Am Grab Windhors's

18. März 1891.

Was ist es still - verlassen der Schwarm, Das Weinen und Klagen verlungen, Nur ich bleib allein, in Nummern Horn Die Hände schmerzlich verflungen. Ich barre auf die dunkle Gruft, Auf der Letzten geliebtes Bildnis, Nammt von Frühlingstriebeblust, Beiaut von Thänen, Klären. Ich kann nicht trennen mich von dem Grab Und seiner truten Deute, Begreifen nicht, daß ich verloren Ihn hab', Nicht des unbegreifliche Deute. Wiein wähn' ich mich, doch neben mir stand - Schlingen hat es verstran - Ein Grab aus des Letzen Heimatlant, Von den fernem, einstimmigen Raten. Es blüht sich um, wie ein Reich so schön, Und ist aus den Schanden am Wieder Zwei Wunden in Herzen der Erde und Treu Und legt ganz leicht sie nieder. Sie ruh'n auf den irdischen Schreien so schlicht, Zwischen halben Gamellen und Palmen - Doch mehr als die kostbaren Reize spricht Dies Ehrwürden, gehalten von Dolmen. Und zu dem Mädchen trete ich hin, Dem Schmerz mit ihm zu teilen, Wiehagen ihm, was mich bewegt, was ich finn', Schmeiß, wie die Gedanken eilen! 'Gung legt der Kraner, der bald ich erlag, Und nicht auf den Augen die Thänen, An die Schreien blühe der junge Tag - Man prüft im Kampfe die Seinen! Es pflichtet nicht der seine Wacht Die gelobte Frucht im Traume, Rein, nur die Hand des Kapferen bricht Ein Nahn vom Hofmännchen. Der Hüter sank in Todesnacht - Bewacht! trotz Tod und Wunden! Wie halten treu auf dem heilen Wacht, Von der Hilfe nicht überkommen. Ged einzig! das war seine Lösung doch! Und leise sang es und leiser Von den Lippen des Bekendens Dedem noch: 'Wit Gott! - Es lebe der Kaiser!'

Da sehen die Meinen Augen mich an Herumdunkel, mit schätztestem Fragen: 'Was wollst du, verzichte, du Krieger Mann, Mit den schönen Worten du sagen?' - 'Ich, ich begreiß, was weist du auch Von hüben Gedankenflüchten, Ich wuß nach alten, schicktem Brauch Dein Herz zu führen trachten. ... Dann liebt der Selige die Wänterlein - Gar oft hat er sie gezeigelt! - Und die Wänterlein, wenn sie lüchelten und sein, Wie die Wänterlein auf euren Wänterlein. Und trat er 'nen tröseligen Tadel an, So lehr' er die Hände ihn fallen, So nicht in dem rauhen, gepöhlten Mann Die Rede zu Gott mir' erfallen. Besonders hat' er Worte lieb, Den Stern über Mercedalen; Er bot, daß bei ihm im Grab die Hand Der heilige Klang der Rosen.' - Da ist's, als ob ein Sonnenstrahl Hertraut eine Wolke, Wieh hat verstanden mit einemmal Das treue Kind aus dem Koffe. Einem wie in die Kiste, Denken ein 'Katerunter' still - 'Gepöhl ist Du Worte!'

Düsseldorf, 18. März 1891.

Max Bruner.

Die sociale Frage eine religiöse Frage.

(Aus dem Histenheft des 'Fortschritts' von Breslau.)

Die Ehe ist Gottes Einrichtung und unter Seinen Segen gescheit! So steht auch die Ehe an, heilige Junglinge und Jungfrauen. Wisset euch und den anderen Teil, mit dem ihr den Eheband schließen wollt, ob auch die Bedingungen vorhanden sind, die einen glücklichen Ehestand verhelfen! Hört nicht auf die Stimmen der Sinnlichkeit, sondern auf den Rat der Vernunft und die Lehren des Gewissens. Tretet nicht leichtfertig in die Ehe, nicht ohne ständige Vorbereitung, denn ihr werdet Erzieher eurer Kinder; nicht ohne religiöse Vorbereitung, denn ihr werdet ihre ersten Religionslehrer; nicht ohne weltliche Vorbereitung! Haltet den Ehestand nicht mit Schanden an, erpönt euch die hässlichen Einrichtungen; laßt ihn nicht an ohne Kenntnis des Haushaltes, erwerbt sie euch erst, bevor ihr denselben beginnt; laßt den Ehestand nicht ohne den Segen Gottes an, laßt ihn euch durch den Segen und die Gebete der Kirche! Sed eingehend eurer Pflichten, heilige Wänter! Suchet eure Freunde und Bekannten im Schöße eurer Familien. Lieberwacht eure Kinder, namentlich die erwachsenen; haltet auf Recht und Ordnung; fördert Frömmigkeit und Tugend durch Wort und

Beispiel; pfleget Hausencht und gemeinsames Gebet mit euren Hausgenossen!

Sed eingehend eurer Pflichten, heiligen Frauen und Vänter! Legt früh den Samen der Frömmigkeit in die Herzen eurer Kinder; achtet schärflich auf die Regungen ihres Herzens, entzückt die guten und unterdrückt die schlechten Regungen! Liebet Gerechtigkeit und Eingezogenheit, Sparsamkeit und Geduld, Fleiß und Arbeitsamkeit! Mit unanger Verachtung gehet ihr der Vereine christlicher Wänter, die sich in vielen Vereinen gebildet haben; mühten die selben eine noch weitere Verbreitung finden!

Was aber von der Familie im engern Sinne gilt, das gilt auch von der erweiterten Familie, der Familie mit fremden Hausgenossen, die sich derselben angehöhen haben. Herrschaften, Arbeiter, Bedienten bilden mit ihren Diensthöfen und Arbeitern auch eine Familie; mühten die selben nicht verzögern, welche wichtige Pflichten auch sie an ihren Untergebenen nicht allein für deren zeitliches und leibliches, sondern auch für deren ewiges Wohl zu erfüllen haben! Auch in ihren Händen ruht die Pflege christlichen Sinnes und Lebens bei einer großen Menschenzahl; mühten sie diese wichtige Aufgabe fest vor Augen haben!

Ein großer Teil der Erziehung fällt heutzutage aber nicht der Familie, sondern der Schule zu. Welle 8 Jahre hindurch in der bildsamsten Zeit der Jugend sind die Kinder einen großen Teil des Tages über der Schule anvertraut, um unter den Augen und nach den Anweisungen des Lehrers unterrichtet und erzogen zu werden. So tritt die Schule an die Stelle der Familie, und es liegt auf der Hand, daß die Schule, wenn sie die Familien-erziehung ersetzen soll, auf der Grundlage zunächst weiterbauen muß, welche die Familien-erziehung gebildet hat, und daß sie auch mit der Familie in enger Beziehung stehen muß, um so mehr als durch die Schule die Familien-erziehung nicht ganz befristet werden kann, beide aber, Schule und Familie zusammenwirken müssen, wenn die Schule ihre Aufgabe richtig lösen soll. Diese Aufgabe nun besteht darin, die Jugend für das bürgerliche wie das religiöse Leben zu erziehen und mit den notwendigen Kenntnissen und Fähigkeiten auszurüsten. Es muß dem Kinde frühzeitig Liebe zur Kirche wie zum Vaterlande eingebläht werden; es muß sein innerstes Bewußtsein werden, daß es seine Lebensaufgabe nur lösen kann im engen Verbande mit der Kirche und dem Vaterlande; daß sein Wohlgehen mit der Würde des religiösen Lebens und Sinnes, aber auch mit der heiligen Wohlthat innig verknüpft ist.

Es muß aber der Schulanterricht die religiöse Ausbildung des Kindes zum Hauptziele haben und auf dieses Ziel nach allen Seiten hin sich einrichten, denn es ist und bleibt die Hauptaufgabe der Schule. Indes genügen dazu nicht die wenigen Religionsstunden in der Schule; jeder Unterricht soll für die Auskult unvorstelliger Sonnenstrahlen, zur Befestigung religiöser Gewohnheiten und Erweckung christlichen Zugesinnens benutzt werden. Sed die Schule Charakterbildung erzieht, so muß ihre Arbeit einheitlich sein und von einem einheitlichen Prin-

Die jährliche Erinnerung an die schrecklichen Folgen menschlicher Sündhaftigkeit und Selbstlosigkeit und trübsamer Bosheit soll uns aufreizen aus der Gleichgültigkeit, in welche uns die irdischen Geschäfte und Vergnügungen eintreiben. Der Kreuzträger hat den Weg zum Heile erschaffen, er zeigt ihn uns und führt uns, aber wie fern, wenn wir glauben, daß er mit uns das Ziel tragen wird. Er gab uns Füsse, um zu gehen, und wir müßten sie gebrauchen. Erhen wir uns nicht der Gefahr aus, durch eine trügerische Überheißung ringschleudert zu werden. Das irdische Welsche ist nur ein Vorbild des wahren, himmlischen. Wenn wir auf dem Todesbette unsere Kräfte erschöpfen haben, dann schlägt der Wogen unserer Überheißung, dann erst können wir unsern Herrn gewiss sein. Bis dahin bleiben wir in der Fremde mit ihrem Leiden, Resignation, Mühen und Schmerzensschreien; bis dahin haben wir zu ringen und zu dulden und für unser Heil zu wirken mit Furcht und Zittern.

Das Leiden des Herrn in der Wollgegend.
Was heilige Legenden hat das deutsche Volk an das Gedächtnis des Heilandes gebracht. Besonders gern erzählt und Dichtung und Sage von dem Kinde, welches die Natur, Pflanzen und Thierwelt an dem Leiden des Höchsten genommen hat.

Am bekanntesten ist die Legende vom Kreuzträger. Dieser Vogel, der wie ein Hahn über dem Kreuz stand, und sich schenken in Fischen und Fischweibern äußerte, heißt, wie schon sein Name andeutet, einen tragischen Abenteuer gelitten. Die Legende erzählt darüber: Als unser Heiland verlassen am Kreuze hing, und ihn diese Nacht umgab, weil auch die Sonne in ihrer Trauer um ihn den Schein verloren hatte, da nahm sich der Vögel ein Kind an. Er schenkte ihm Fische und Fischweibern, welche, wie schon sein Name andeutet, einen tragischen Abenteuer gelitten. Die Legende erzählt darüber: Als unser Heiland verlassen am Kreuze hing, und ihn diese Nacht umgab, weil auch die Sonne in ihrer Trauer um ihn den Schein verloren hatte, da nahm sich der Vögel ein Kind an. Er schenkte ihm Fische und Fischweibern, welche, wie schon sein Name andeutet, einen tragischen Abenteuer gelitten.

Es gelang ihm und ihm!
Er lag des Fisches dieser Stunde,
Sag' ihm was du Kreuzträger!
Auch das Krokodil hat dem Leiden des Heilandes zugehört und sich bereitwillig dem Heilandes Diensten angeschlossen. Er hat seinen Leib dem Heilandes Leiden geopfert. Er hat seinen Leib dem Heilandes Leiden geopfert. Er hat seinen Leib dem Heilandes Leiden geopfert.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

und noch heute Erinnerungswürdig für viele Tausende ist die Sage. C. Wessling erzählt folgende: In der vorhängelassenen Stunde, in der unser Herr am Kreuze hing und die Sonne den Trauerflor um sich schloß, ging ein Vogel durch die ganze lebende Natur. Der Vogel, ertrug und still, erwarnt mit kühler Seele den Rathen des Unbegreiflichen, Riesen. Die Tiere des Waldes verließen sich und wagten sich nicht aus ihren Höhlen. Keine Welle sprang, keine Flugschnecke, kein Vogel schwebte. Alles war stumm, schweigen und trauernd. Nur die Blumen, die Spinnweben und die Blätter mannelten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichten der künftigen Zeit. Die hohen Gebirge auf dem Rücken rauschten in dumpfen, schauerlichen Ohren in den Wäldern, und dunkleres Gedächtnis, sah wie Nacht, umgab den Heilanden. „Ach, nun ist er dahin“, lächelte leise die Farnkrautweide von Babylon und sah herab hing zu der trauernden Jungfrau in dem Hymen. Der Wölkchen ging durch den Weinberg und sah, wie die Rebe weinte. Und als nun die Frucht gereift und der Reif gefallert war, nannten sie es Trauben Christi. Aber um Gedenken erob sich ein selber Dast. In schmerzlichen Wäldern der Nacht brach zur Klänge dem lebenden Gottesdienste, und die Zeit sprach zur Sonne der Gypse: „In Trauer mit ich mich finden von nun an.“ — und ich,“ erwiderte die Gypse, „will wachen an dem Wäldern, zum Dankmal dieser Stunde.“

Da erhob sich ein leises Wehen durch die schmale Dämmung. Es war der Todestengel Harach, der daher zog am Kreuz. Und als er nun vor der kerkelohnte: „Herr Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ jäherten alle Zweige, alle Blätter und alle Blumen.

Nur die Eibe, ein holzer, höher, alter Baum, stand ungerührt an Golgotha. „Was kümmerst du dich“, sprach sie, „dein Leben? Sind wir doch rein, wir Blumen, Früchte und Pflanzen, und haben nicht geirret.“ Aber Harach, der Todestengel, nahm die Eibe mit des Todes Welle und zog sie aus der Wurzel der Erde. Da erfuhr der unglückliche Baum. Seine Blätter senkten sich. Wie weinend kam nahe in seine Zweige, und wenn Alles still ist, soll es ruhig, jaht und jähert (le und heißt *Platanus* bis auf den heutigen Tag.)

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Ich, daß die schwarzen Flecken der Blätter durch die Thänen entstanden seien, die Maria, die Mutter des Herrn, unter dem Kreuze geweint habe; man nennt die Blume darum auch noch „Unserer Lieben Frauen Lili“, oder geradezu „Marienlilie“.

Die *Tranensilbe*, die zum Gedächtnis vielmal Verwendung findet und ihre Zweige und Äste vor Gram und Leid bekümmert zur Erde beugt, war auch Zeuge von des Heilandes Weh, ja, sie selbst selbst unwillkürlich die Tränen hergeben, mit welchen man den Herrn klagt. Sie selbst klagt dabei:

„Gleich liegt mir auf dem Herzen,
Gleich kann ich nicht verschweigen:
Doch ist das bei jenen Stunden,
Die den Heiland machter künden.
Da der Heiland hingebunden,
Wie er tausend tiefe Wunden,
Die ich melens Herrn geschlagen,
Dessen mich ich ewig klagen;
Denn nicht ist in Vergessende
Mein Herzweige tief zur Erde.“

Die *Tranensilbe* singt von der Trauerweide:
„Nur zwei und keine läßt die Trauerweide
Zur Erde hängen, wie vor großen Weide,
Für solcher Baum war sie in Jers Lager,
Wie man mit ihrem Zweige den Herrn geschlagen.
Wie sie mißbraucht sich hat zu Gottes Ehre,
Da nicht war Weisheit sie die Ehre
Und kann vor Schmerz mich nicht die Zweige beugen,
Wist sie, wenn Wind sich weilt, zu klagen schweben.“
Nach einer anderen Sage wird die *Tranensilbe* darum hoch, weil sich Judas an einer solchen erhängt hat.

Die *Tanne* mit ihrem feingewebten schwebenden Zweigen hat mit unheimlichem Willen den Herrn am Kreuze getragen, wiewegen sie auch das ganze Jahr hindurch mit ihrem Grün geschmückt bleibt. Sie selber sagt:

„Ich bin jener Baum gewesen,
Welchen einst bei auferstehen
Sichern Sohn zum Kreuzschlamm,
Sonn Wäldern den Gotteslamme.
Woll ich diese Frucht getragen,
Doch an mich kein Laß ich wagen:
Doch ich kann mich nicht erlösen,
Während ich mich nicht erlösen,
Denn mich hat das Blut geküßt,
Welches ewig leben schenkt.“

Als ein beschriebenes Blümchen blüht auch am Kreuzschlamm die *Passionsblume*, die sich dem Herrn lebend um die Füße wusch. Es heißt von ihr: „Es heißt sein Haupt und Kopf die Wunden wachen, es heißt des Heilandes Haupt im Tod sich neigen; da streckt es sich empor, die heiligen Füße umschlingend mit den blüthenreichen Zweigen. Es hinet seinen Reich, um Heilam lebend zu wahren nach des Heilandes letzte Stunde; und sich, es fällt ein Wunderwerklein köstlich dem Heilanden in den Arm aus heiliger Wunde.“

Da kühnlich wandert in seinen Blüthen,
Durch seine Blüthen stund nach Leben,
Es freut sich leicht nicht mehr, denn *antra* Formen,
Ein Heilreich hat ihm der Herr gegeben.
Ein schwankes Reich in diesen Trauerfluren
Gestaltet der Blumenkern in diesem Blüthen,
Der Reich bringt wunderbarer Geistesfluren —
Den Heilanden klagt — ist im Dornenkranz.
Nach blüht sie und, den ich zu bunten Schwärmern
Nicht lächelnd nieder, nein, in heiliger Scham
Sich hinst und in der Dornenkranz
Streckt rein und lebend eine Heilwunderkranz.
Es trauert die Natur um den Tod des Herrn
und jähert:

„Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.“
So muß Herr und Wund uns übergeben.“

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.
Wohin ich mich wenden soll
Und mich dem Heilandes Diensten angeschlossen.

Güldendorfer Sonntagsblatt

Religiöse Beilage
Güldendorfer Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur:
Karl Weber.

Druck und Verlag von Adolph Schönbach Buchdruckerei in Düsseldorf.

Nr. 13.

Sonntag, 29. März.

1891.

Heiliges Ostersfest.

Evangelium nach dem heil. Marcus XVI, 1-7.
Inhalt: Fromme Frauen kommen zum Grabe, in der Wüste, Jesus mit Speerwunden zu sehen, und erhalten von einem Engel die erste Kunde von der ersten Auferstehung des Herrn.

In Oren.

Während des heil. Ostersfestes von allen Tieren herabläßt, die Auferstehung des Herrn uns verkündet, während wir allen unsern Söhnen von ganzem Herzen ein heiliges Alleluja! Ist es doch etwas Wunderbares um die Auferstehung des Herrn und um das Alleluja am 3. Osterfest! Ist es am 1. Osterfesten heißt der Engel des Herrn vom Himmel herab, sein Antlitz ist wie der Blitz, seine Kleider sind weiß wie der Schnee, die Erde bebzt, er schlägt den Stein von der Grabeshöhle hinweg, der Herr erscheint aus dem Grabe, und fortan erklingt das Alleluja durch die Welt, verkündet den Sieg des Lebens über den Tod und gibt uns die Versicherung einer glorreichen Auferstehung. „Welches heiliges Fest“, ruft der h. Geistesheiliger von Rom in einer seiner Reden am 3. Osterfest aus, „Du Heiligschöpfer der ganzen Welt! O Wort Gottes, Licht, Leben, Heiligkeit, Allmacht! Es erlöset uns alle Deine Knechte. Die Engel singen Alleluja; mit ihnen möchte ich heute einstimmen und mein Alleluja singen. O nicht mit einer Stimme sprechen gleich der Stimme der Engel, daß sie bekennen könnte bis zu dem höchsten Ende der Erde! Es ist das Polka, es ist das h. Polka, und abermals sage ich, es ist das Polka des Herrn! „Herr der h. Dreifaltigkeit!“ Es ist, so sagen wir jetzt, das heil. aller Heil, das alle menschlichen und geistlichen Heile an Gott übertrifft, wie die Sonne den Mond und die Sterne. Warum bringe es denn in Gedacht und Gedacht, in Welt und Dank zum Himmel empor: Alleluja! Alleluja! Singet Engel, singet Menschen, thut Oeden: Alleluja!

Die Frühlingssonne steigt höher am Himmel herauf, die Tage werden länger, heller, die Reime grünen, die Knospen schwellen, Blüten spriesen auf und die Natur wach empfangen ihren Frühlingsmann, Frühlings arben und nun, in der Natur und in der Seele des Menschen, so ist es der Wille Gottes und der h. Kirche, — dies die Vorbereitung der glänzenden Auferstehung am Ende der Zeiten, dies das Bild des neuen Himmels und der neuen Erde, des ewigen Frühlings im jetzigen Leben.

Es ist nicht ein Heil, daß der Herr der Welt, erlöset uns in dem Zeitpunkt des Todes fällt, wo der Wille dem Frühlings wach. Auch die Natur feiert ihre Auferstehung; aber nicht erlöset das geistliche Osterfest seine Bedeutung von dem, was in der Natur vorgeht; was in der Natur sich zeigt, ist nicht nur ein Spiegel der ewigen Wahrheit, die mit im Heil beginnt. Auch die Natur ist von Finsternis und dem Tode verfallen durch die Sünde ihres Hauptes und Herrschers, des Menschen. Daß in ihr nicht der Tod ganz die Herrschaft bekommen hat, daß es in ihr eine Erneuerung und Verjüngung, eine

Auferstehung gibt, das ist nur, weil vom Anbeginn an auch in ihr die Kraft jener Verjüngung waltet, daß eine Finsternis würde, der den Tod überwinden und der Erlösung den Kopf gerieten werde.

Das heil. Osterfest feiert die Frühlingsfeier der Auferstehung, indem es zu der Natur sich erhebt, daß diese Auferstehung der Natur ein Symbol der stillen Auferstehung und der Wiedergeburt des Menschen ist; das alte Testament legte der Herr die geistliche Wahrheit der Erlösung des Volkes Gottes und der heiligen Auferstehung wider, wodurch prophetisch die Erlösung des Menschengeschlechtes aus der Anfechtung der Sünde und des Todes vorbereitet wurde. Die Kirche feiert dies alles in seiner Erfüllung, in seiner vollen Wahrheit; sie feiert die geistliche Wahrheit der Auferstehung des Herrn; in ihr die nicht mehr prophetisch vorbereitend, sondern die wirkliche Erlösung des Menschengeschlechtes aus den Händen des Todes und der Sünde; in ihr die innere stillige Wiedergeburt des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechtes durch die willige und wahrhaftige Gemeinschaft an dem Leben des Erbarmenden; in ihr endlich symbolisch und prophetisch in einer höheren Weise als alle alte Testamenten vermachte, die ewige allgemeine Auferstehung, die Erneuerung und Verklärung aller in Gott. — Dies große Alleluja der Auferstehung feiert und empfindet die Kirche in dem Alleluja des Osterfestes; und wir empfehlen es mit ihr. Es ist nicht mehr eine bloß symbolische Feier; nein es ist die volle Genüßlichkeit des schon überwundenen Kampfes, des schon erzwungenen Sieges, eine Gewißheit, die wir besitzen, deren innere Wahrheit nur mehr und mehr in uns selbst sich ausgestalten soll. Die Kirche und ihre Werkleute auf Erden ist die Herrschaft des schon erzwungenen Sieges; denn sie kämpft und liegt nur in der Welt vorwärts dieses ewigen übernatürlichen Lebens, welches sie in dem Auferstehenden besitzt; das Osterfest ist so recht eigentlich das Fest des die Welt nicht bloß überwindenden, sondern die Welt auch verjüngenden Glaubens, es ist recht eigentlich das Fest des Glaubens, wie ihn die katholische Kirche besitzt und vertritt.

Wohl mag es, wie in diesem Jahre, geschehen, daß der Auferstehungsfeier noch keine vollständige Frühlingsverjüngung der Natur entspricht; wohl mag es auch geschehen, daß der wirkliche Zustand der Kirche uns hat den vollen Sieg des Glaubens und den Triumph des Kampfes vor die Seele stellt; wohl mag es geschehen, daß der wirkliche Zustand der Menschheit hat den vollen Sieg der Glaubensgrundsätze über den Wahnsinn und den Betrug der Volksverführer, daß noch andauernde Klingen der Offenbarung gegen die Trugbilder der Finsternis aufsteht; nicht kann die Kirche hindern, Oren ihrer Stimme zum Alleluja zu erheben, sie trägt die Gewißheit des Sieges in sich, das Licht sie jubelt auch unter Traur und Kampf. Deshalb ein heiliges Alleluja auch in dieser Zeit des Kampfes! Wir leben und liegen in dem, der den Tod überwunden hat!

Alleluja!

Im Osten blühet der junge Tag. Wohl erglänzen die Wellen, geteilt von der Sonne goldigen Strahl. Jubelend steigt die Lerche hinauf zur Höhe und jauchzt ihr Morgenlied in die Lüfte. Hier und höher schweift das leuchtende Morgenlicht, alles erquickend, alles belebend. Ein sanfter Morgenwind flüster durch den Heu; das junge Gras ergrünt, und die Gräser und Frühlingsblumen neigen sich zur Erde. — Bald aber ist die ganze schöne Welt erwacht. Geh' mit mir durch die lachenden Auen! Laß uns über Wälder wandeln, die frohen sind von schallenden Leben. Wie nieder die Blumen, die lachenden Kinder der Flur! Rang wohl je so herrlich der Vogelzug wie an diesem lebendigen Morgen! Und hoch nur, was lelle dort rannt der überflare Waldvau! Daß ist ein Singen und Jubeln ohne Ende. Weht da nicht was die Bäume rauschen? Berstet da nicht zu heuten das Grinsen der Blümenzweigen, die Jubelstimmen, die dem Wald durchdringen?

O, es ist ja Oren heute! Der Heiland sprengte die Grabesporten und trat hervor aus der bunten Gruft. Ein herrlicher Sieger erschauerte er den Höllestricken, beswang das Grab und die Verwundung. Alleluja, Christ ist erstanden!

Dieser Ostersfest erheit durch alle Lande; er derhebt, er verheißt die Welt. Die leblose Natur selbst ist im Festgewand; sie schmückt sich gleich einer Braut, die dem Geliebten entgegensteht. Im Windeshaufen, im Wellen der Waldseele, in der Quelle Murmel, im Gesang der Waldvögel, da thut es in unendlichem Wiederhall: Alleluja, Christ ist erstanden!

Und wie frohlocken die Menschenherden entgegen dem Erstling der Erbarmenden! Hat er doch dem Tod seine Schreden genommen, da er, die Heften sprengend, zu neuem Leben dem Grabe entstieg. Ein Oren von Hoffnung und Anrecht erfüllt die gläubige Seele; denn auch wir werden auferstehen zu ewiger Osterfreude. Alleluja, Alleluja! Durch die Himmel da jauchzt es der Seligen Chor, singen es die Seraphim in unauflöschlich leuchten Weisen, thut es wieder von den Lippen der reinen Jungfrauenchor: Alleluja, Alleluja!

So braute denn du Hochgelang heiliger Fremde durch die Herzen der Glaubensbrüder, bringe Trost und Hoffnung in die Seelen, die da in unserm an offenen Gräbern. O laß sie des Wiederlebens gedenken, daß ihnen beschließen ist, wenn alle Fleisch erlöset nun zum großen schönen Oren. Alleluja, Alleluja!

Das Heidentum zur Zeit der ersten Christen.

Es ist eine allen bekannte Sache, daß der Weltkämpf unseres Jahrhunderts sich bewegt um die beiden Oren: Heidentum und Heidentum. — Glaube oder Unglaube, Soll Christus noch seiner herrschen auf Erden — in den Städten, in den Höfen, in den Staaten, Geflehen und Familien, oder soll das

Geheimen, die Gottlosigkeit, der Unglaube festhalten, alles zu durchdringen, zu zerlegen und aufzulösen? Ihn in diesem Kampfe nicht eilig aufzugeben, ist es wichtig, die großen Segnungen des Christentums oft zu erwägen, nachzudenken, was wir dem Christentum zu verdanken haben, und vorzufühlen, was aus der unerschöpflichen Botschaft werden könnte, wenn die irdischen Dürben zur Herrschaft gelangten. Demnach stehen wir am besten darauf, wenn wir die Jesuiten des Heidentums in Betrachtung ziehen, welche herrschend waren zu jener Zeit, als das Christentum die Welt für sich eroberte. Damals stand das Heidentum in seiner Blüte; seine „Kaiser“ hatte den Höhepunkt erreicht.

Andreas Steuber in seiner „Katholischen Welt“ findet den Grund des Heidentums in der Sünde, also in dem Mißfall des Willens von Gott, sein Wesen im Irrtum, im Mißfall des Erkenntnis von Gott (Katholiken). Da nun Gott sich für Strafe für diese Schuld erwählte, so hat die Menschheit immer tiefen in Elend und Sünde, verzweifelt am Heil und erstet es in Unwissenheit und Verblendung. Dies kann nur durch die Herrschaft des Heidentums lernen lernen und daraus den Schluß ziehen, was aus der Welt werden würde, wenn Christus aus der Welt verdrängt würde, — was zwar allgemein nicht geschehen ist, wohl aber bei dem einen oder andern Volk wahr oder wieder eintritt. Diese Lehren sind nunmehr die übertragene Ausfertigung Steuber's wörtlich an:

Auf der Klippe, dieser nämlich abfälligen Verurteilung auf dem Gebiete der Menschengeschichte, beruht die ganze Einseitigkeit der heidnischen Weltanschauung. Diese behandelte den Menschen nicht als einen Menschen, sondern als ein Tier oder Sach, deren weiterer Wert allein nach dem Nutzen geschätzt wurde, die sie ihrem Besten zu dienen vermochte. Nach dem Tode konnte der Elende nicht erwachen; seine ganze Kraft und Zeit, selbst seine Kinder gehörten seinem Herrn; ohne Menschenrechte schien er nur für die Reichen da zu sein, das mit dieser Abhängigkeit ihrer Demut, der Unvollständigkeit und Unvollkommenheit hätte, behandelte ihn Herr ein Knecht an, so drang weder Recht noch Billigkeit in des Sklaven Bewußtsein, und die Menschlichkeit überließ sich seinen Willen. Der Herr konnte ihn die härteste Arbeit auftragen, und sein Recht und sein Gesetz kümmerte sich darum, wenn der Sklave atemlos und seine Zähne vor Schmerz zerkleinert, wie ein Schwärzler, in die Grundsteinen, welche bei den römischen Römern gegen die Sklaven, deren die Reichen nach Tausenden zählten, allgemein im Brauche waren, läßt das Gesetz des ersten christlichen Kaisers, Konstantin des Großen, erkennen, welches sagt: „Jeder Herr muß sich seinem Recht gegen die Sklaven einem gewissen Gehorsam; der Herr überschreitet aber soll es vermeiden, wenn er unwillkürlich seinen Sklaven mit Schlägen oder Strafen schlägt, wenn er ihn mit dem Mißbrauch der Lebensgefahr verunehrt, wenn er ihn an einer Schlinge aufhängt, wenn er ihn vergiftet, wenn er ihn von den Klauen der wilden Tiere zerreißen läßt, wenn er seinen Sklaven mit glühenden Nägeln verwundet.“

Der von Dioskurides beschriebene Sklave war an seine Felle, wie ein Hund mit einer Kette gefesselt und wurde als ein Stück Vieh mit dem Hause verkauft. Schlimmer noch als den Sklaven des römischen (Aegypten) zu beschreiben, wurde ihm die Fange ausgeführt; kranke Sklaven wurden den Reichen für ihr Unterhalt — Göttern geopfert; ebenso wurden die Widwen — und andere gekörnte Wesenheiten gegen das Leben der Ungläubigen, Almosen erlöste, das Volk, des Augustus Freund, seine Höhe damit machte, daß er ihnen kranke Sklaven zum Preise in dem Lande war; ferner, daß der Senator Probus einen Sklaven erworben ließ, nur deshalb, um einen Haß, der nach ihm einen Menschen hätte leben lassen, mit diesem neuen Schaulpiel zu erziehen. Aber bei Sklave alt oder alterschwand, so wurde er ausgebeutet; die Kräftigen riefen man zu Gladiatoren ab, damit sie sich in den Kampfspielen zur Befriedigung des Volkes gegenständig gegenfechten.

*) Entwurf der Erziehungsstätte für höhere Schulen und Lehrerbildungsanstalten in 5 Stufen von 1. bis 10. Klasse, K. K. Reichliche Buchhandlung.

Diese Gladiatorenkämpfe bildeten eine große Seite der unermesslichen Grausamkeiten der Heiden. Verurteilte Menschen wurden in der Arena des Amphitheaters zu Wäffeln geduldet, und die Zuschauermenge belustigte sich an den Wunden, welche die Tote der Erde aufhielt, sowie an dem Erbrechen der Reichen unter dem Geheiß derselben. Während eruchte man sich an dem Schauspiel, den Reichen mit oder ohne Kränze im Kampfe mit den Tieren aufzutreten zu sehen. Aber das alles waren nur Vorbereitung; die große Aktion begann, wenn der Kampf seine Gladiatoren einführte. Er hatte sie für den Kampf ertragen, mit eigener Nahrung gespeist, von dem man erwartete, daß sie den Körper recht kühnlich mochte; denn in Schlamm sollte das lächerliche Geze des Blut aufspritzen sehen. Sollte man die Wunden und das Erbrechen der Einzelkämpfer genug habiert und Mühselig, so traten jetzt zwei Schlagreihen gegenüber, und die Meiste wurde im Urtheil vorgeführt.

Ein erzählt, daß Kaiser Trajan 125 Tage nach einander Gladiatorenkämpfe gab, in denen jedesmal der Genuß Tag lang verließen viele von den Zuschauern mit gleicher Lust saßen zu weiden. Der Kaiser stand nicht vor dem Tode der Reichen des Schauspiel zu sehen; in der Bestenhande schied er dem nächsten besten Mann zum Kampf; verstand dieser auch von der Kampfsweise nicht, so mußte er das Leben lassen. Ein demokratisches Urteil der Bewandlung erhielt, wenn ein Gladiator zur Flucht sich wandte und dem Stechen zu entgehen suchte; ein schmerzlicher Raubzug des Unmutes, wenn einer immer Sieger blieb und von keinem Todwunde getroffen wurde; denn nicht Sieg wollte die achtunggebietend Rufschauer sehen, sondern den Muth des Todeskampfes genossen. Alle diese Mordtaten, Jungfrauen, Behalten sehen wollten unter dieser Artregung, im Zwecke des Gladiators kein Maloch trauerte auf ihrem Kopf; kein Haß der Frauen sprach sie aus; sie schrieen in die Höhe, wenn ein Gladiator um Wunde stieß, und gaben mit dem Daumen das Zeichen, daß er nichtergötzt werden sollte.

Wie dritte Form der heidnischen Grausamkeit wozu die Mutigen Menschenopfer, in denen die höchste Ehre des Heidentums so recht in ihrer ganzen Blüthe erblüht. Obenan steht hier der Kult des phönizischen, und dem hebräischen-jüdischen Kult und wohlthätig auch mit dem ägyptischen Typen identischen Meloch. Er wurde als ein egyptisches, hier aber kanaanitisches Opfer, welches wohl an und von dem Herr mit einer Offnung versehen war. Die ihm Abgeliefert wurden in der Weise geopfert, daß der Opferer in die zur Brust gestreckten Arme des glühend gewordenen Melochs in die Feuerlöcher von dem heißen Ur, wurde das höchste Reine hin und her, bis es infolge der eigenen Bewegung durch die Brustöffnung in den glühenden Hauch des Melochs hinkam.

Das Mithras des unglücklichen Opfers überließen die unglückseligen Brüder in der Form geliebten Opfer, welche der Mann umarmen. Die Mutter mußte nicht nur anwesend sein, sondern auch in das fernste Festland einstimmen, ja, wurde auch bei Glauben teilen, daß die kanaanitischen Bewegungen des Schwertes, welche das Kind zu machen sollte, bevor er in den Ofen verfiel, Worte und Gebete zu erhalten. Der glühende Schauplatz führte man gewöhnlich an erhabenen Stellen, um ihren Klang weit und breit zu hören. In Karthago wurden dem Meloch auf einmal zweihundert Kinder aus dem ersten Gemallen geopfert. Auch bei den Griechen und Römern wurden Menschenopfer dargebracht, bei den letzteren sogar nach der nachdemselben Zeit. Erst im zweiten Jahrhundert nach Christus wurde diesen Opfern ein Ende gemacht worden. Bei den Deutschen übten Menschenopfer für die den Göttern angebotenen und die Menschen glaubten Wodan und Werra ganz besonders durch Menschenopfer zu ehren.

Wie viele grausame Sitten der Heiden war (und ist) die Kinderverkauferei; denn bis mit dem Christentum selbstenhängende Heiden bei Eilenden hat den ihr anheimgeführten Gesellschaften die Heide und Vornahmezeit selbst gegen das eigene Fleisch und Blut aus dem Herzen genommen und aus dem Rechte des Vaters ein entartetes Recht gemacht. Wie beschämten uns darauf, zu zeigen, wie diese ihre Verkommenheit der Fremde selbst bei den durch die höchste formale Christenheit (christliche Bildung) ausgeprägten Griechen und Römern herrschend war. Athen und Sparta kannten einander in

der barbarischen Behandlung der Kleinen nicht nach. Selten gestattete den Eltern die Erlaubnis ihrer Kinder zu geben, wie sie nicht anerkennen wollten, und in Leidenen mußten dieselben nach einem bestimmten Ditt (Weise) genannt) gebracht werden, wo nach Unterbrechung ihres Gesundheitszustandes die nützlichen und heilsamen dem Tode bestimmt wurden.

Man wußte die Ungläubigen in einem Augenblick des (Hülfe) Sogetus. Darnach war in Griechenland auch die heimliche Kaufung der Kinder sehr häufig. Dionysius sagt: „Die Mädchen sind eine Last für die Mütter, selbst wenn sie reich sind; daher ist es ganz natürlich, daß die Mütter nur die Söhne aufziehen und die Mädchen verkaufen.“ Euripides teilte diese Ansicht, und selbst die Hebräer (die Griechen) unter den heidnischen Völkern, ein Socrates, ein Plato, ein Aristoteles, sprachen sich gegen diese trügerische Richtung nicht aus. Bei den Römern besaß der Vater absolute Gewalt über die Familie. Die Weiber der Decemviren unterworfen (gestattet) außer der Erlaubnis der ausgeübten sogar den Tod der erwachsenen Kinder. Des Q. Cato der 12. Tullus gestattete den Vätern die augenblickliche Erlaubnis ungeheurer Kinder, übertrag ihnen über alle legitimen das Recht über Leben und Tod und benutzte deren dreimalige Befragung in die Eltern. Bei der ich folgenden Rücksicht und Sittemerkmale nach den Bedenken der Aufsicht in Rom und Italien einen solchen Umgang an, daß die Kleinen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in Massen verkauft dem Verbrechen preisgegeben wurden. Letztlich besteht es als Selbstmord, die Kinder in die Wasser zu werfen, verhängen, oder von Felsen herabzuwerfen zu lassen. Bei dem Tode des Germanicus wurden zur Befriedigung der Landbesitzer die neugeborenen Kinder ausgeleitet. Gewöhnlich wurde das Kind bald nach seiner Geburt dem Vater zu führen gelassen; bei er es auf und übergab es der Mutter, so wurde das Kind als Preisungsstück angesetzt; ließ er es auf dem Boden liegen, so war es dem Tode oder der Aussetzung verfallen.

(Schluß folgt)

Windhorscher Militärreiseskizze.

Wunder einen hochgeschätzten Freund des Blattes gelangten die Wuppertal-Blätter in dem Brief des hiesigen Hofes, welchen Herr Windhorscher als Mitglied des „Germanischen Vereins“ in Dresden geschrieben hat. Windhorscher befindet sich demnach im Augenblicke in Wien (27. Juni 1830), wo er nach vollständiger Militärreiseskizze und im Besitze eines Abgangs-papieres eben wieder die Hauptstadt verließ, um in Wienheim und Heidelberg zu verweilen. Wie sich abersieht, daß unsere Seite mit Interesse das Dokument lesen werden.

Deutscher Kurfürst.

Ueber den hohen Wert des jugendlichen Reiches für den künftigen Jüngling, ist wohl in Hinsicht der zu erwerbenden Tugenden und nützlichen Kenntnisse, als auch der frühen Angewöhnung zur Thätigkeit in Erfüllung der künftigen Berufs-pflichten, um zur Vererbung des alle Wohlthätigkeit untergrabenden Mühsal-ganges.

Osnabrück, den 22. Juni 1830.

geh. v. Windhorsch.

Jedem Menschen, dem Name wie dem Ansehen, ohne Unterschied des Standes, ist von seinem Schicksal ein bestimmter Reich angehängt, um darin nach Kräften nützlich und nützlich sein zu können. Und wie der Landmann das Feld bebauen, der Gärtner die Fruchtbarkeit mit seinen Kenntnissen bereichern, der Mann die Wissenschaft mit immer offenem Augen über das Wohl der Untertanen wachen soll; so sind auch dem künftigen Jüngling seine künftigen Pflichten anzuweisen, die er mit aller Gewissenhaftigkeit erfüllen muß, damit er das ihm vorgelegte Ziel nicht verfehlt, sondern immer mehr und mehr seine Bestimmung erlangt. Windhorsch ist nun aber dieses Ziel, dem der künftige Jüngling mit immer regem Eifer zuweilen soll. Doch er ist die für sein künftiges Fortkommen und das Wohl des Staates oder der Kirche nützlichen und notwendigen Kenntnisse lerne, daß er schon hier sich nützlich macht, nach Vollendung der künftigen Laufbahn ein wahrer Wohlthäter der künftigen Kirche zu sein, dazu, daß er sich, sich zu einem brauchbaren Mann und guten Christen zu bilden.

Ich aber dennoch zu spät, das Pferd jagte mit mir fort. Ich war gerettet.

Von nun an würde ich für immer das schone Geschick verloren haben, hätte nicht eine andere Frau mir wieder das Leben gerettet.

Bereits arbeitete ich mich ab, um die Ketten los zu werden und schon begann das Blut aus meinen Händen zu tropfen; noch weniger vermochte ich am Steine zu stehen und die Begleitungsblätter meiner Bekleidung trug ich offen mit mir herum. Da ich mein Pferd nicht in meiner Gewalt hatte, so besorgte ich, es möchte mich wieder zu den Rädern schleppen; ich glitt also vorsichtig herab, ließ es laufen und schickte man fort, so gut es gehen wollte. Ein kleiner Weg, der von der Straße abging, führte mich bald an ein Schloß (Güterhaus), vor dessen Thüre sich ein paar Wägenhüter herumtummelten. Dieser Umstand bezeugte mich zu der Hoffnung, Uebung von meinen doppelten Händen auf den Weg in weiter Lager zu finden. Ich ging auf sie zu; als sie mich erblickten, sprangen sie erschrocken hin und her, ich ihnen nach und — Schreden löste mich durch alle Thüren! Da sah ich zwei Hecken bei der Abtheilung.

„Hörst du rief der Eine, da ist ja ein verdammt, den nicht einmal der Galgen befehlen; nun ich habe nicht dagegen, wenn einer seine Rechnung nehmen, bis er wieder kommen kann.“

Sie fragten mich aus und verhielten mich mit keuschen Späßen und spöttischen Scherzen. Endlich brachen sie auf und nahmen mich mit; da sie hier nicht genug Mühe gefunden hatten, sprachen sie in einem andern Hause vor. Um meiner Ehre zu sein, schloßen sie mich in einem Raum ohne Fenster, so daß ich während ihres Besuchs unbehelligt entzinnen konnte.

Nach eine Weile hörte ich die trüben Stimmen hören und singen; dann aber wurde es allmählich stiller, und endlich hörte ich sie laut schnarchen.

Es war Nacht geworden. Ich vermutete, daß sie zu schlafen gedächten, wo sie waren, und legte mich auch nieder, um zu schlafen. Doch ich den Tod schon vor Augen hatte, so gelang es mir dennoch vollkommen. Ich hatte jedoch nicht lange geschlafen, als ich laut an den Schwestern gerollt wurde. Ich schaute auf und sagte: ich bin bereit; aber anhalt der beiden betrunkenen Soldaten fand eine junge Frau vor mir mit einem Lichte, das sie mit der Hand bedeckte.

„Verhalten Sie sich ganz ruhig,“ flüsterte sie, „nur sitzen Sie auf.“

Ich sah sie an und sagte mich aufricht. Sie nahm ein Messer, schnitt mir den Strick vom Hals und versuchte dann die Rette zu lösen.

„Nur warum Hände sind entsetzt geschunden,“ sprach sie mitleidig, als sie mir die blutige Hand lösbend.

„Ach ja,“ sagte ich; „aber warum verurtheilen Sie mich zu retten?“

„Weil ich eine Frau bin, und der Frauen Natur zu retten und nicht töten. Dieser Junge, eine Mutter oder Schwester würde um dich kommen. Wollte die jemals auf Deinem Lebenswege ein Wort in einer ähnlichen Lage sagen, so thun an ihm, wie ich jetzt an dir! Geh jetzt, aber sehr stille!“

„Aber Sie! Werden Sie Ihnen nicht zu Leide thun?“

„Nein, nein! Ich trenne sie; sie hätten sich, mit mir zu jenen; folge mir!“

Ich schlich durch die Ritze; die beiden Weibchen lagen beim Feuer und schliefen. Ich gelangte hinaus und war den andern Morgen im Lager.

Lieblingspruch des ehrwürdigen P. Clemens Maria Hofbauer.

Wer auf Kleinigkeiten merkt, wird in kurzer Zeit vollkommen werden. Viele möchten gern große Dinge thun, predigen und Predigten machen; doch sie vernachlässigen die Kleinigkeiten.

Dieser bedeutsame Satz enthält den Grund, warum so manche Personen trotz vielen Tugend, eifrigen Wirkens und erhabener Pläne doch für ihre Verdon nicht recht weiter kommen im geistlichen Leben. Sie müssen ihren Blick endlich auf die einzelnen, an sich oft sehr unbedeutenden Berücksichtigungen des Tages lenken, um eine feste Basis zu machen; also ohne Fährten und in rechter Meinung, nämlich Gott zu lieben. Sie müssen ferner die kleinen Fehler durch rechte Aufmerksamkeiten auf sich bringen zu lernen und zu verbessern suchen. Sie müssen auch die kleinen Gelegenheiten zur Ausübung der Götter, der Confessum, der äußeren, besonders aber der inneren Willensbildung ergreifen usw. Der obige Satz wird uns um so mehr Gutes einbringen, wenn wir das Wort der hl. Schrift beachten: Wer Kleines nicht achtet, geht allmählich zu Grunde. St. 19, 1.

Legenheiten zur Ausübung der Götter, der Confessum, der äußeren, besonders aber der inneren Willensbildung ergreifen usw. Der obige Satz wird uns um so mehr Gutes einbringen, wenn wir das Wort der hl. Schrift beachten: Wer Kleines nicht achtet, geht allmählich zu Grunde. St. 19, 1.

Wann hast Du ein Kreuz.

Ein frommer Vater lag im Sterben. Nachdem er die dem alten Tobias gleich, seinem Sohne mancherlei Lehren gegeben, sah er eine kleine, verregelte Schwärze her vor und sprach: „Das bewahre; nur erst wenn einmal großes Unglück dich heimsucht, dann öffne es und Du wirst Mitle haben.“ Und der gute Sohn gehorchte und demoherte die Schwärze als ein kostbares Bernadikum. Als aber nach Jahren wieder mancherlei Berührungen ihn bestrafen und ihn wiederholentlich mahnten, die Schwärze er das Siegel, und — was fand er? Da der Schwärze waren zwei Köpfe; das eine hatte die Aufschrift: „Das ist der Wille Gottes!“ und das andere: „Das ist Dein Wille!“ Und dazwischen lag ein Bettel. Auf dem Bettel stand des Vaters Hand geschrieben: „Wenn Du Deinen Willen dem Willen Gottes gegenüber setzt, so hast Du ein Kreuz; wenn Dein Wille mit dem Willen Gottes gleich läuft, hast Du kein Kreuz.“ Und so ist es auch. Der Mensch ist selber seines Glückes Schlichter, logten die Alten; aber es ist das in einem gewissen Sinne wahr; aber eben so wahr ist es: „Der Mensch ist selber seines Kreuzes Hüter.“ Rom h. Abte Delcolia erzählt man, daß er immer fröhlich war; und als man ihn fragte, wie er denn nicht so froh und heiter sein könne, da er eingekerkert war; er antwortete: „Ich traure nicht so sehr, daß ich nicht meinen Gott mit rauben kann.“ Das ist die Frucht der wahren Freiheit. Dabin gelangt man, wenn man ganz seinem Gotte sich hingibt.

Feindestücke.

Ludwig XII. hatte die Namen Aller, die er sich seine Feinde nennen gelernt hatte, auf einem Bettel geschrieben und die meisten mit einem Kreuz besetzt. Als er zur Anglerung kam, entsetzten sich Viele vom Hof; aus Besorgnis vor der Rache des neuen Königs. Aber Ludwig wies sie zurück und verriet ihnen ihre Furcht; haben er sagte: „Das Kreuz, welches ich Euren Namen vorsetzt, soll Euch nicht meine Rache, sondern nur das Kreuz des Heilandes vergehenheit und Vergebung der Sündenbeweisung anstehen.“ — Nur nachdem dieser eheuliche Fährten der Euren beseligen hatte, wollte man ihn bewegen, die Wägen eines reichen Bürger von Orleans einzuliegen zu lassen, der bisher sein erklärter Feind gewesen war. Ludwig entgegnete: „Als er mich beleidigte, war ich noch nicht König. Da ich's ward, wurde ich sein Vater. Ich muß ihm vergehen und ihn jetzt auch beschützen.“

Geleitet.

Umstände ändern die Sätze. Ein Mädchen, Mädchen, Du bist erst 17 Jahre alt und willst nun schon heiraten. Hast Du Dir diesen Schritt auch recht überlegt? Warte doch ein paar Jahre, denn Du bist doch noch nur zu jung! — „Du jung? Großmama, wie oft haben Sie mich nicht erzählt, daß Sie schon mit 16 Jahren geheiratet haben! — „Ja, 1-4! Ich bin auch Deine Großmutter!“

Gelehrliches Zusammentreffen. In einem Wochenblatt war zu lesen: „Mit dem Glanz des Herrn Bürgermeisters nimmt die Viehhaltung ihren Anfang.“

Was er gethan hat. Ein alter Weibchen zu einem glücklichen Heiratung: „So, Sie wollen sich Ihren Mann zu Liebe das Rauchen abgewöhnen. Sehr brav! Was's auch so gemacht.“ — „Und es ist Ihnen gut bekommen?“ — „Ja, die erste Woche ist mir's verzeihlich schwer angekommen, aber in der zweiten war ich wieder vollkommen in der Ordnung.“ — „Bon selbst, oder haben Sie mich dazu geholt?“ — „Ja, ich habe mich angefangen!“

Die doppelte Verwunderung. Ein hübscher Justizbeamter, welcher längt in der Spieltheater „Am Duan“ in Aussicht an einem Freitag sich ein Mittagessen ohne Fleisch bestellte, wurde deshalb von anwesenden jungen Leuten in rober Weise verhöhnt. Derselbe gab den Spielern eine Debe, aber verdiente Abfertigung, indem er sagte: „Sie wandern sich, daß ich kein Fleisch esse, und ich sinne noch mehr darüber, daß Sie kein Flei treffen!“

Die stannvolle Inschrift. Im südlichen Rindem zu Salzburg befindet sich ein Mischsäuer mit dem folgenden Jahresband, auf welchem folgende sinnige Aufschrift zu lesen ist: „Wer was kocht, eh' dass es verlohren, und was kauft, eh' dass es soll ist, der stirbt, eh' dass er krank wird.“

Rapsel-Wörter.

(Ank: Der Rapsel mit dem Drogen.)
Frei ist dem Handwerker der Weg. (Ein Planer.)
Der Hirte treibt das Gschick. (Ein Rapsel.)
Doch an dem Bergen magte u u
Der Unmut und die Eitelkeit. (Ein orientalisches Geschicht.)
Und werfe gleich mein Gschick. (Ein Rapsel.)
Nicht ist sie der auf schönen Schaffen. (Eine Schöne.)
Ziel in den Welt auf dem es hängt.
In eine Weile einseitig. (Ein weiblicher Name.)
Hier deutete der Sturm und Tag.
Den Hand erpöhen, Hand und Tag. (Ein Kompositum.)

Wach-Rapsel.

I.
Auf dem Rapsel trüglichen mich.
Die verjagten Seiden geben
Schnee ein Wort, das was gar ist
An dem Führen liebt stehen.
II.
Ein Eitelkeit ist seinen Beruf,
Der nicht das Wort zum Wohlthätig erbe.
Als unter Dergoat das Wort erheut,
Sagt er ein Leben besser.

Silben-Rapsel.

I.
Wo über Thal und Aß
Der junge Rapselkann brauch
Wo flü auf ewigen Schone
Die Welt, der Welt best,
In jenen schönen Land
Dann lernen die Schone,
Alles die Welt entgegenacht
Kann ungleichem Sand.
II.
Die besten Weisen: Redliche Weisen,
Doch genügt zum Weisen.
Die Dritte: Der Jugend liebster Sport,
Gehlt an ihrem Ort.
Die Vierte: Nicht oft mit Gedächtnis
Dann lernen die Schone,
Das Ganze: Ein Dämonium, das mit Vergessen
Sich viele Wandern erziehen.

Die Waage, der Wonn, das Jahr
Das erste Silbenpaar;
Die Dritte froh und herzlich,
Ist sicherheitsgefährlich;
Denn können geht es selten gut,
Weil es aus Gedächtnis gar nicht thut.

Schmerzgefahre.
Der Weis lehren sich hin und wieder. Reiner von
ihnen hat einen Frenig Ged bei sich. Als sie nach
einigen Stunden aufstehen, ist jeder von ihnen im
Bett von sechs Mark. Wie geht das zu?

Quadrat-Rapsel.

1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12
13	14	15	16

Die freien Felder des vorstehenden Quadrats sind mit einzelnen Buchstaben so anzuhalten, daß alle wogerechten Reihen sowie die erste und letzte senkrechte Reihe bekannte Wörter ergeben.
Die erste wogerechte Reihe bedeutet ein Verfüm, die zweite ein weibliches Gedächtnis, die dritte ein Mannesname des Altertums, die vierte einen männlichen Vornamen, die fünfte einen Dornstachel. Die erste senkrechte Reihe dagegen bedeutet eine Stadt in Griechenland, die letzte einen Berg in Italien.

Münchener Sonntagblatt

Elektrische Beilage
zum Münchener Volksblatt

Redaction: Koenigsplatz
Ludw. Weber.
Druck und Verlag von Julius Neumann, Neudamm-Verlagshaus in München.

Nr. 14.

Sonntag, 5. April.

1891.

Erster Sonntag nach Ostern

(Weißer Sonntag).

Evangelium nach dem Matth. So. 2. Capitel XX, 19-31.
Inhalt: Jesus erhebt seinen Jünger, erzieht ihnen die Macht Sünden nachzulassen und überzegt den Thomas, daß er würdig sei den Leuten anzuvertrauen.

Zum Feste Mariä Verkündigung. *)

(Der Maria)

(Uebersetzung eines lateinischen Gedichtes des Papstes Leo XIII.)

Sieh stehst immer der Jungfrau: Heil Maria! dem Christen
König denn, Heiliger Schutz: Sei uns, o Mutter,
Schutz!

Deine Mutter Du bist, Hoffnung und Liebe zugleich,
Wenn auch das Lächeln beides, dich zu uns, o Mutter,
Schutz!

Stachel erregt Begier und entzückt den Sinn,
So daß angstvoll, verzagt, taumelnd er stürzt
In die Welt,
Und vom Kammer gebregt, Mutter, dein Kind Du
ermahnt!

Blitz, o Jungfrau, mich schone, dich im stehenden
Schutze!

Nicht dann der drohenden Tod, recht es zu Ende
mit mir,
Doch mit heiliger Dank jeder die Augen mit dir,
Hilft den sicheren Geist mich und erlöset
zu Gott.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

Der Logenmeist englische Geiz ist wohl eines der
schändlichsten und unheimlichsten Verbrechen, die
in der Geschichte der Menschheit vorgekommen sind,
und die sich in der jüngsten Vergangenheit wiederholt
haben.

solten innlichen Vertrauen in Gottes heilige Ver-
heißung, und abhien ist „das Wort Fleisch ge-
worden und hat unter uns gewohnt.“

Jesus lies herab vom Himmel, nahm im Schöße
der Jungfrau Menschensgestalt an und erlöste die
Welt durch sein Leben, Leiden und Sterben. Daraus
entstamm mir auch, so oft wir den englischen Gruß
heben, und aus heiligen Munde wird uns erzählt,
Maria wohnt hier mit ganz besonderer Freude die
Lobhede entgegen und sagt sich und jedesmal ge-
heißt sie, so oft wir sie im Engel des Herrn“ be-
schreiben. Bereiten wir uns, denselben zu beten;
er ist so leicht und schnell verrichtet; unter der Hei-
beit, liebend, gehend, allwärts und überall läßt er
sich beten.

„Du sollst in der östlichen Zeit die heilige Kommunion empfangen.“

Das ist das Gebot der heiligen Kirche für die
östliche Zeit. Ein strenges Gebot; es verpflichtet
unter Todesstrafe. Und die allerkönigliche Stole hat
die Kirche über die verhängt, welche — mit Be-
achtung dieses Gebotes — durch ihre Schuld in der
östlichen Zeit nicht zur hl. Kommunion gehen; sie
verlieren der Strafe der Exkommunikation.

Was heißt das? — Das heißt: Sie sind kraft
dieser Strafe von der Kirche ausgeschlossen; — sie
haben die heilige Eucharistie der hl. Kirche zu sein, —
sie haben die heilige Eucharistie, welche einem Menschen
auf Erden zu teil werden kann, die Eucharistie, zu der
heiligen, allein schlagenden Kirche Christi zu ge-
hören und von ihr alle empfangen zu können, nach
zur Erlangung der ewigen Seligkeit erforderlich ist,
von sich genommen; — sie haben keinen Teil mehr
an den Gnaden und Segnungen der Kirche; keinen
Teil an ihrem hl. Opfer, keinen Teil an ihren Sa-
kramenten, keinen Teil an den vielen Gebeten, welche
die Kirche täglich für alle ihre Kinder zum Himmel
richtet; keinen Teil an dem Segnen, der aus Be-
sonderheit der Heiligen den einzelnen Mitgliedern der
Kirche zu reichlich zufließt; — sie sind ausgeschlossen
aus dem Bereiche, wo Gottes Gnade und Segnen
wallt; — sie sind, wie der Apostel sagt, „dem
Satan übergeben.“

Es hat nicht einmal Sündlichkeit! Wie ist es
möglich, sagt der gemäßigteste, katholische Geist,
wie ist es möglich, daß ein Katholik dahin kommt!
— Es ist in der That für einen nur halbwegs
gut katholischen Geistlichen nicht möglich. Der muß
schon eine argen verlässigen und heiligen Verleum-
er sein, welcher sich selbst, welcher sich selbst
für einen Katholik halten kann, zu Oheim von der hl. Kommunion zu-
rückzuweisen. Fast immer sind denn auch die, welche
nicht mehr ihre Oheim halten, irgend einer schweren
Sünde — der Unkeuschheit, der Unredlichkeit, der
Trunksucht, dem Jähzorn — ergeben; der wollen sie
nicht entgegen, darum bleiben sie zurück. Doch rich-
tig ist kein solche Unkeuschheit — was ja noch schlim-
mer ist — nämlich ihrer Sünden gleichgültig gewor-
den gegen alle Oheim, es ist ihnen aller Sinn für
Wort und heiliger Oheim für das Heil ihrer Seele
abhanden gekommen, vielmehr ist ihr Glaube wank-
sam geworden oder sie haben geradezu den Un-
glauben sich ergeben.

Und während sie einem so heiligen und gelieb-
ten Oheim der Seele verweigern, so werden sie nun, indem sie ihre Oheim nicht halten,
doch einig, worin noch Rettung für sie liegt,
wobei sie noch auf andere Wege geführt werden
können, von sich, so daß man nun so fast gänzlich
auf ihre Rettung verzichten muß.

Solche tief gelittenen Menschen kann die Kirche
unmöglich mehr zu ihrem Oheim führen; sie sind
denn nicht mehr verständig; es wäre ja auch vergeb-
lich, da dieselben alle ihre Sünden mit sich führen.
Sie werden ausgeschlossen, exkommuniziert.

Es das eine gerechte Strafe für dieselben, so ist
es zugleich das größte Unglück für sie. Denn wo
bleibt nun noch Hoffnung für ihr Heil? Von der
einen Seite die größte Gnadenarmut, da sie von
allen Segnen der hl. Kirche ausgeschlossen sind, und
von der anderen Seite ihre bösen Neigungen, ihre
unabwendigen Gewohnheiten und die ungeschwächten
Kraftstellungen des bösen Feindes! Wie sollen sie
behalten? Werden sie nicht von Sünde zu Sünde
immer tiefer in das Verderben der Sünde hinunter-
rutschen werden? Können sie nicht Gefahr, auch zu
Sünde zu gehen?

Aber was das hier in unserm Blatte, unter
diesem Gebote, so Gott will, keiner ist, der seine
Oheim nicht liebt! — Darum haben wir unlesen
Lesern dies sagen wollen, damit sie Mitleid haben
und Erbarmen mit diesen Unglücklichen und daher
mit aller Innlichkeit und mit aller Innlichkeit
in diesen Tagen der östlichen Zeit zu Gott flehen,
daß er doch alle, welche dahin weichen oder fallen
sind, ihre Oheim nicht zu helfen, durch die Macht
seiner Gnade von dem Jähzorn und dem Unglauben,
die Veracht und östliche Kommunion zu verbannen,
behalten und sie erlösen wolle, ihre Oheim zu
halten. In der That, ein so heiliger Oheim der
Barmherzigkeit! Und darf nicht gehofft werden,
daß, wenn viele beten, viele gerettet werden!

Aber in der östlichen Zeit wird das wichtigste
Gebot der Kirche nach von einer anderen Sorge — es
ist — bedroht.

Es ist ja wahr, daß die Zahl derjenigen, welche
in der östlichen Zeit zur heiligen Eucharistie und Kom-
munion gehen, groß ist. Die große Mehrzahl der
Katholiken erfüllt ja die östliche Pflicht, und die
zählt nach Millionen. So reichlich das nun an
sich ist, so wird doch diese Freude nicht wenig be-
trübt durch die — indem vielfach nur zu berech-
tigt — Sorge: Halten denn auch alle, welche ihre
östlichen Pflicht genügen, wirklich Oheim? Eine
nur zu sehr bemerkende Frage! Ehen die Ket-
ter und Heiden, wie wende ihre Veracht und östliche
Kommunion abmachen, läßt Schlimmes fürchten.
Man hört und weiß es manchen an, daß sie eben
nur einer großen Notwendigkeit wegen zur Eucharistie
und Kommunion gehen. Es heißt alle Eucharistie
pflichtig und oberflächlich wird die hl. Eucharistie abge-
macht; von einem würdigen Oheim über die bis-
herigen Sünden, von einer würdigen Oheim-
würdigkeit kaum eine Spur. Und wie kalt und an-

*) Das der Karmode auf den Montag nach Heiligem
Sonntag verlegt.

schweren Gegner. Diese aber machte überaus große Anstrengungen und entwickelte eine Besonnenheit, die man keinem klumpigen Kraken nicht zugestehen könnte, um sich der Höhe und Krallen des Jaguar zu erwehren, wobei er sich beständig dem Wasser zu nähern suchte. Aber der Jaguar gelangte mit einem mächtigen Saße zwischen das Wasser und seinem Gegner.

Auf's Neue kamen Beide fest aufeinander. Wellen von Staub umhüllten die Kämpfer, doch konnte ich bemerken, wie der Manati sich manövrieren zu versuchte, indem er sich beständig dem Wasser zu nähern suchte. Aber der Jaguar gelangte mit einem mächtigen Saße zwischen das Wasser und seinem Gegner.

Der Manati ließ ein lautes Schmerzensgeschrei aus und fiel vorwärts auf seinen Feind, den er unter der ungeheuren Last seines Körpers begrub. Aber der Jaguar brach vollständig zusammen. In dem Maße, als der aufgestrebte Staub sank, rückte ich mir das aufregende Schauspiel immer klarer vor das Auge.

Das arme Tier wand sich in kampfloser Bewegung; es machte eine vergebliche Anstrengung, wieder auf die Wasseroberfläche zu kommen und ließ dann einen langgezogenen Ton aus, halb Wollen, halb Heulen, in welchem sich Schmerz und Mut ausdrückte. Wenige Schritte davon lag der Jaguar auf dem Grunde und betrachtete sein Opfer mit gierig funkelnden Augen.

In einer nachfolgenden Wadung entließ der Rest des Schicksals und der Manati lag als eine todtartige Masse auf der Seite.

Jetzt machte auch die siegreiche Raub eine Bewegung, ohne Zweifel, um das Blut seines Opfers aufzusaugen. Aber statt sich daran zu erlaben, ließ der Jaguar einen kurzen Schrei aus. Darauf richtete er sich auf seine Vorderfüße, und ich bemerkte, daß seine hinteren Gliedmaßen seinen Willen nicht mehr gehorchten; jeder Bewegung folgte ein Stoß, der mehr den Eindruck einer schmerzhaften Krämpfe als wilden Wutausbruchs machte.

Der Jaguar hatte den Wildkatzen getödtet. Als der Manati mit der ganzen ungeheuren Masse seines Körpers auf den Tiger niederfiel, heulte er ihm die Mitleidstöne zerknittert. Das verwundete Thier schleppte sich an den Rand des Teichs, wo es gleich starb, und legte sich dann auf die Seite, um sein Ende zu erwarten. Die wilden Tiere fühlen die Annäherung des Todes eher als die Duschter.

Ich trat das Gewehr auf der Schulter, näher; da war nichts mehr zu fürchten. Der Jaguar hörte das Geräusch meiner Schritte; er richtete sich, so gut er konnte, auf die Vorderfüße, ließ ein beklagendes Wuthgeschrei aus und wies mir die Höhe. Dann legte er den Kopf auf die Vorderfüße und beobachtete jede meiner Bewegungen.

Als ich immer näher kam, machte er einen Versuch zu springen, es gelang ihm auch durch die Kraft seiner Vorderfüße, den Körper einige Fuß vorwärts zu schieben, aber dann blieb er liegen.

Ich machte einen kleinen Schritt, und kam so um die Handlung zusammen, nur den Kopf konnte heben und er hatte mich fortwährend mit unruhigen Augen an. Ich trat ihm ganz nahe, er hob mein Gewehr und richtete es auf sein Auge.

Der Schuß fragte. Keine Bewegung des Jaguars deutete an, daß er getroffen; ich wifferte eben aufs Neue, als ein Blutstrom aus seinem Schilde drang, er wälzte sich auf dem Rücken, bearbeitete rechts und links mit seinen mächtigen Krallen das Gras und war in weniger als einer Minute verendet.

Jetzt konnte ich mir die beiden Tiere ganz nach Belieben betrachten. Der Kopf des Manati war fast gänzlich gestreckt, das Gehirn war nach allen Richtungen umhergestreut, die Augen von den Krallen des Jaguars zertrümmert, einer der Vorderfüße war fast gänzlich vom Körper getrennt, der Bauch war wie mit einem scharfen Messer aufgeschnitten. Das Tier war acht Fuß lang und sein Leib maß zwölf Fuß im Umfang.

Die Haut gleich ungelähr der des Elefanten, nur war sie etwas weniger dunkel; der Kopf erschien im Vergleich zur Körpergröße lächerlich klein.

Hieraus wußte ich den Jaguar. Das war auch ein solches Tier wie sein Fell prachtvoll gefärbt. Die Zähne waren sehr entwickelt, scharf und fein. Er muß von der Schwanzspitze bis zur Schwanzspitze

acht Fuß, der Leib war schmal und lang wie bei einem Wildschwein, aber sein Rücken zeigte Muskeln wie von Stahl; seine Ohren maß 3 Fuß 8 Zoll und vier seiner Strahlen waren zwei Zoll lang. Kopf und Haut zeigten harte Strömungen, und das eine Ohr war ihm vollständig abgerissen.

In diesen Augenblicke kamen zwei Handwerker dahergewandert. Sobald aber die Werke des Jaguars erschienen, brachten sie am ganzen Leibe und waren nicht vorwärts zu bringen. Die Arbeiter hatten alle ihre Geschäftigkeit aufgegeben, um nicht aus dem Sattel gemossen zu werden.

Ich konnte einen derselben nach der Stadt zu gehen lassen. Nach Verlauf von kaum einer Stunde waren mehr als hundert Menschen um mich versammelt, die mit zu meiner Jagd Blick wälzten.

Der Jaguar wurde in einen Kahn gebracht und der Manati mit Seiden an zwei große Räder befestigt, die als Ruderwerk dienten. So ging's schließlich der etwa drei (englischen) Meilen entfernten Stadt zu, während die ganze Schaar der Ortschaften das Ufer entlang litt. Die Fahrt bis zur Stadt war von jubelnden Rufen und Freudenstößen begleitet.

Die ganze Revallade zog in Panuco triumphierend ein, während die Leute auf großen Wagen mitgeschleppt wurde. Während Tage hindurch ließen die ganze Umgebung zusammen, um mich zu beglückwünschen und den Jaguar und mehr noch den Manati, dessen man nur sehr selten beobachtet wird, zu bewundern.

Nach etwas von Windthorst.

Windthorst hatte nur ein einziges Zimmer zur Verfügung, doch habe, in dem er gehalten ist. Das Bett war geschmückt durch einen grünen Schirm verhängt. In diesem Raum empfing der „Herr“ große Massen die höchstschicklichen Gesellschaften, auch Damen. Wenn man ihn fragte, warum er sich nicht noch ein Empfangszimmer auflegte, so pflegte er zu sagen: „Wer verlangt's? Und wenn's nicht bei mir paßt, der kramt's ja nicht zu kommen!“

Das mehrfach erwähnte Jd. Maria Wilsch, die Tochter seiner Wirtin, wußte ihn oft die Festungen zu besuchen. Wenn das junge Mädchen, das naturgemäß für die Politik kein so großes Interesse hatte wie ihr Väterchen, einmal etwas antwortete, so wußte er es sofort. „Maria, du hast schon wieder etwas unterzungen!“ — In der heimliche Wilsch hand es natürlich in irgendeiner Beziehung als ein geschäftlicher Oberbegriff. Er hielt sich, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, im Wohnzimmer der Familie auf, denn Freunde und Bekannte er zum Teil kannte. Wilsch Wilsch hatte eine Freundin, die Tochter einer in denselben Bezirk wohnenden Frau W. In seiner ständlich-herkömmlichen Art pflegte er die alte Frau ganz mit den jungen Mädchen und machte diese Freundin immer damit, daß sie sich lieber mit einem jungen Studenten unterhalten würde als mit ihm alten Mann.

Windthorst war wie die meisten Leute ein Gemüthsstärker, der sich in seinen Verhältnissen nicht gern ärgern ließ. Charakteristisch ist folgende kleine Zug. Als die erwähnte Frau W. aus dem Hause ausging, gab er seinem Schwestern köstlichen nachsagen Ausdruck. Nach dem Grunde gefragt, gab er seiner Wirtin zur Antwort: „Die Dame hatte eine Uhr in ihrem Salon (der an sein Zimmer hing), die ich Nacht um die Stunden schlagen hörte. . . und das fällt mir jetzt!“

Wenig und viel.

Erzählt von Clemens Brentano. Ein Sohn nahm von seinen Eltern Abschied, und hat seinen Vater, er sollte ihm viel mit auf die Reise geben. Die Elternmutter aber war sehr geizig und hat den Vater, er möge ihm wenig mitgeben. Der Vater liebte seinen Sohn und seine Frau und wollte gern beiden ihre Bitte genähren. Er sprach daher zu seinem Sohne: „Lieber Sohn, weil du nun in die Fremde gehst und ich nicht weiß, ob ich dich jemals wieder sehen werde, so will ich dir wenig und viel zu einem Scherzstück mitgeben. Glaube wenig, höre viel; rede wenig, sieh viel; lehre wenig, lerne viel; schreib wenig, lies viel; streibe wenig, erhalte viel; sträube wenig, vermeide viel; koste wenig, erlinge viel; koste wenig, bedende viel mit stillerlicher Liebe; argmüthe wenig, bedende viel; behalte wenig, verleihe viel; besetze wenig, arbeite viel; hindre wenig, am besten gar nicht; bete viel, am besten immer.“ Diesen Rathen fand der Jüngling treulich nach, und wenn er gleich

wenig gute Tage hatte, so kam er doch mit viel Reuen nach Haus, so daß die Selbigen wenig Verbrauch und viel Freude an ihm erlitten.

Ein guter Rat für Frauen.

Als ich einst bei dem ehrenwürdigen Willibrodus Henry den man wegen seines sanften Wesens den Himmlischen nannte, eine Frau über ihren Mann beschwerte, daß er sich so unverschämlich gegen sie verhalte, und sojektiv fragte: „Was rathst du mir, Herr, daß ich thun soll?“ antwortete er: „U! um ich meine. Ihr soll nach Hause gehen und ein besseres Weib gegen ihn sein, dann wird er auch ein besserer Ehemann sein.“

Eine göttliche Mutter gab einer gleichgearteten Tochter, die einen Heißling zum Manne hatte und manches von ihm ertragen mußte, diesen Rath: „Meine Tochter, trich mit Deinem Manne mach mal von Gott, aber ster mit Gott (im Gebete) von Deinem Manne.“

Thun das alle Götterinnen?

Streichhölzer Quadrat-Wassere.

Nach obiger, aus 15 Streichhölzern gebildete Figur sollen durch Anfertigung von 8 Hölzern 3 Quadrate gebildet werden.

Elfen-Rästel.

Die Erste ist nicht hier, Die Zweite aber hat; Das Ganze können wir Als ein deutliche Stadt.

Quadrat-Wassere.

a	b	c	e	e
ii				v
v				e
v				e
n	i	g	g	e

Die Buchstaben in vorhergehender Figur sind so zu stellen, daß die besten Quadranten wie die beiden Dreiecke Palindrome ergeben.

Wassersaure.

Rappel-Rästel: Erde — Wein — Amir — Hez — Dera — Hia — Haber. Thier-Rästel: I. Helm — Helm. II. Erd — Erde. Elfen-Rästel: I. Fern — Fern. Bernflin. II. Deyen — Deyen. III. Tagelied.

Scherzrästelfrage: Die vier Spieler waren Wasserkanten. Quadrat-Rästel:

a	b	c	d	e
i	g	a	i	e
g	a	i	e	i
a	b	c	d	e
a	b	c	d	e

Rechtliche Übungen lehrten ein: Max Wien, Helmreich Groedel, Maria Pöhlbeck, Friedrich Heilmann, Theodor Schuler, Hans Jenken, Emilich hier; August Klappert, Deerd; Heinrich und Johann Hartus in Damm.

Dritter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem H. Johannes XVI, 16-22.
 In dalt: Jesus wach seinen Jüngern bekannt, daß er nur noch eine kurze Zeit bei ihnen sein wird, und tröstet sie über seine bevorstehende Trennung von ihnen.

„Ich gehe zum Vater,

der soll euch senden, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer, denn ich.“
 Dieses Wort, vom Jünger gesprochen, mit seinem herangehenden Jünger, war ein trübender Lichtstrahl. Er drang aber nicht durch das Gewölbe des Trübendes, das schwer auf den Herzen der Jünger lag, denn sie waren noch zu nichtig gefasst, um das Geistes zu empfangen. Sein Hinziehen zum Vater, von dem er ausging, hätte Freude ihnen heischen sollen, und es war gerade der Grund ihrer Traurigkeit. Durch sein Hinziehen zum Vater nahm der Weltentzug wieder Besitz von Thronen seiner Welt herrschaft, in die Vater und Sohn sich teilen, und ward der Allmächtige Bestand seiner Jünger. Darum hätten sie sich freuen sollen. In die irdische Wirkungsstätte verführt, war der Sohn Gottes ja nicht im Rechte der Welt herrschaft. Darum sagte er: „Der Vater ist größer, denn ich.“ Da Menschheit nach in der Vater und der Sohn Eins. Aber das Versteht der Weltregierung gab ihm der Vater, nachdem Alles zur Weltung der Menschheit, durch ihn, den Weltentzug erlöset war. Das ganze Leben des Herrn war ein höchst wichtiges Hinziehen zum Vater. Der Sohn Gottes verließ den Thron seiner Herrschaft, den er von Gott bei seinem Vater hatte. Seine Gottesläute erbotene sich der gefallenen Menschheit und brachte der durch die Sünde unendlich beengten Gerechtigkeit des Vaters das wichtige Schlüsselwort.

So hat er genau die Sünden der Welt, begründete die Weltregierung und ward der Herrscher, der Friedenshüter. Er ward kein, arm, ein Reich, gab ihm im höchsten Maße, damit wir durch ihn groß, reich, frei werden, und ewig leben sollen. Er hätte für unsere Schuld, für die unsere Sünde, hand für unsern Tod und ist das Schuldverle, das Sündenbuch, das Todesurteil an sein Kreuz. O, welche Liebe und Barmherzigkeit! Wer kann ihre Liebe ergreifen, ihren Umfang ermessen? Es lag auch unabweislich in seinem Sinn und Willen, dem Stolze der sündigen Menschheit gegenüber seinem Vater gekostet zu sein bis in den Tod, und noch dasjenige zu sehen und zu thun, was ihm vom Vater aufgetragen war. Als nachlässiger Knabe sprach er zu Jesus und Maria: „Wohin ziehst du, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Am Jünger sprach er zu seinem Jünger, die ihm Speise brachten: „Den Willen meines Vaters thun, ist meine Speise.“ Immer unterstellt er sich in den Willen seines Vaters. Am Kreuz war sein letztes Wort: „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Nach seiner Aufstehung

sprach er immer vom Reiche seines Vaters, von seinen Jüngern zum Vater. Da seiner Hinmalmat war noch sein Segenswort: „Ich gehe zum Vater.“ Sein ganzes Leben war also eine Offenbarung seines Vaters, eine Kundmachung seines Willens, ein beklagter Verkehr mit seinem Vater, ein fortwährendes Wandeln auf den Wegen seines Vaters.

So müssen auch wir zum Vater gehen! So muß auch unser christliches Leben ein beständiges Hinziehen zum Vater sein! Wir kommen aber zu ihm nur durch seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus. Er kommt alles herauf an, von wem wir ausgehen. Denn von wem wir ausgehen, der ist es auch, zu dem wir hingehen. Ihm dienen wir, ihm gehorchen wir an, mit ihm vereinigen wir uns. Er ist unser Weg und Vorbild. In seinem Namen und Willen leben, handeln wir. Fragen wir uns nun: Gehen wir auch zum Vater, zum Vater, vom Sohne? Leben und handeln wir in seinem Namen, in seinem Willen, als seine Kinder? Thun wir seine Werke? Sind wir so gekannt, so voll Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Barmherzigkeit wie er? Ist Jesus Christus unser Weg und Vorbild? Behalten wir uns, ihm nachzufolgen, seiner heiligen Lehre anzuschließen? Sind wir so dem Vater gehorchen, so heilig, so fastlich, so beherzigt, so wohlwollend und wohlmeinend, so freundlich und so reinen friedliebenden Herzens, wie er? Sind wir von seinem Geiste ganz durchdrungen? Ist sein Geist in uns, so muß auch seine Wahrheit und Liebe in uns sein. Seine Willensfreiheit und Tugend muß unsere Willensfreiheit und Tugend sein. Wir müssen seine Grundzüge haben, seine Lehren vortragen, weise und fromm sein, wie er. Seine Speise muß auch unsere Speise, sein Trank auch unser Trank sein. Seine Speise war, den Willen seines himmlischen Vaters thun. Sein Trank war der Lebenssaft. „Kümmet ihr irrtet von Reiche, was ich trinke“, rief er uns an. „Wessen wir wollen, es wie wandeln auf seinen Wegen, in seinem Licht, in seiner Freude, ob wir sein Bild und Gleichnis in uns tragen, ob wir ein Leben Christi an uns darstellen? Wer von ihm ausgeht, und seinen Geist atmet, der schöpft auch aus seiner Quelle, aus dem Worte Gottes und aus seiner andern Quelle, Christi Willensfreiheit und Willensfreiheit sagt es uns auch, daß Christus im höchsten Maße der Reiche, in den Worten zu ihm seinen Stellvertreter, und in den Jünger seine Diener und Beauftragte auf Erden hat, daß die heiligen Sakramente das von ihm geführte Gange der irdischen Weltordnung bilden und die irdischen Quellen sind, wodurch die Gnade Gottes hin in die Herzen ergießt, um sie unmittelbar aus Gott aus zu ziehen, um sie unmittelbar aus Gott aus zu ziehen, um sie zu führen, mit Gott zu vereinigen. Betrachten wir die Kinder der Welt, dieser Welt, die Ungläubigen, die oft weit im Raum, aber nicht im Herzen, nicht im Leben haben, die seine Gesetze — die Natur, den Gehalt, die Barmherzigkeit, diese Barmherzigkeit und Diener Gottes die zur Reue zurückzuführen und den Schöpfer aus den Augen lassen, auf Christus hin, den heiligen Geist entwerfen, der fastlichen Reiche Höhe sprechen, das Haupt derselben

in den Staub treten, die Barmherzigkeit zur Gemeltheit herabziehen, die Sakramente entheiligen. Von wem gehen denn diese aus? — In wem gehen sie hin? In wessen Namen und Willen leben, sprechen und handeln sie? Jesus Christus sagt es ihnen, wenn er spricht: „Gott ist euer Vater nicht, ihr kennt ihn nicht, ihr thut seine Werke nicht; Satan, der Lügengesetz, ist euer Vater, dessen wilde Kinder ihr seid: ihre thut seine Werke, werdet und gerichtet, wie er, Lüge und Mord. Wie er! Hier sich beherrschend läßt vom Heil und Willensfreiheit, wer sich hingiebt dem Erbgeiste, der Natur, dem fastlichen Gehalt, der beklagten Barmherzigkeit, der geht nicht zum Vater, nicht vom Worte Gottes, nicht von Jesus Christus, nicht vom heiligen Geist aus. Sein Wandel ist sein Hinziehen zum Vater. Seine Wege gehen zum Absterben des Herdens. Die führen zum Reiche des Todes und der Finsternis. Wer aus solchen unreinen Quellen schöpft, wie die Gesetze und Erbgeister sie sind, der trinkt ein giftiges Gift. Gott behüte uns vor einer solchen Weisheit und Tugend, die ganz erdartig ist und deshalb auch Totengruß verbreitet!

Wenden und stehen wir die Wege der Barmherzigkeit und Barmherzigkeit, die Schlangenschilder der Sünde und des Absterbens, die Gesegneten, der Scham und Unschuld gemordet wird. Wer solche Wege betritt, der geht nicht zum Vater. Wer sich entzieht der Führung des Wortes Gottes, dem Gottesdienende mit der Felle des hochheiligen Meßopfers, dem Gesänge der heiligen Sakramente, der geht nicht zum Vater. Er geht dem Hohen nach und wandelt den Weg des Verderbens. Solches Licht und Luft lockt ihn in seine Wege. Sein Geist führt ihn zur Weltung gottloser, schamloser Bänder, zum Verführer, der sein Geist schon gemüht hat, in das Haus, wo die Unschuld erdelt, zum Heilverbreiter, wo alle gute Sinne, alles Ehrgefühl verloren wird.

Das ist doch wahrlich sein Hinziehen zum Vater, von dem wir das Leben und alles Gute haben! O, in welche Irre sind die geraten, die solche Wege wandeln! Wer von den Grundzügen der Natur, des Verstandes, der Barmherzigkeit, des Friedens und der Welt ausgeht, der geht nicht zum Vater aus und kommt nicht zum Vater. Wer nur in dem ist, was der Sinnlichkeit schmeichelt, des Menschen Auge gerechtfertigt, sein Ohr gerechtfertigt, sein Geist schnell leidet, der ist nicht in dem, was des Vaters ist; wessen Herz sich kühlt aus geistlich Guten, Wollust schärft aus den Willen der Unanständigkeit, dessen Speise und Trank ist doch wahrlich nicht den Willen des Vaters thun! So wollen wir denn auf unserer Zeit sein, daß wir nicht auf die böse, falsche, geschnittenen Fährte geraten! Es sind der Abwege so viele und sie sind so täuschend, daß man wohl geraten sein muß, um sie zu kennen! Nur ein Weg geht vom Vater aus und führt zum Vater! Dieser Weg heißt nicht Vater und nicht Welt, auch nicht Verstand oder Barmherzigkeit. Er heißt Jesus Christus. Wandeln wir seine Wege, auf daß wir sagen können: „Wir gehen zum Vater!“

einem Blide voll Schmerz blickte Werner den Abgehenden nach und sagte: „In Gottes Namen! Was kommen, was da will, ich empfehle alles Dir, o Gott!“

Wenige Tage darauf fuhr ein hochbedeckter Wagen vom Friedhofe weg. Auf dem Rücksitze des Vorderes saßen ein Mann und eine Dame gekleidet in schwarze Trauerkleider, die der Herr, der vom Grafen Schönaus aus dem Dampfe entlassen worden war, weil er sich geweigert hatte, auf Befehl des Grafen einen armen Weib, der ein wenig Geld aus der Wahlung geholt hatte, zu schicken. Lange hatten beide geredet. Endlich erhob sich der Herr. „Nun, jetzt, liebes Weib! Vielleicht sagst du mir bald“, sagte er, und die beiden rauherten ihr mächtiges „Amen“ dazu. Noch einen letzten trübseligen Blick wandte beide dem lieben Weibe und der stillen Erde zu: dann jagen sie fort, der neuen Bestimmung entgegen.

Wenige Jahre sind seitdem verfloßen. Es ist der glorreiche Abend des 2. September des Jahres 1870. Eine der blutigsten Schlachten, die die Weltgeschichte je zu verzeichnen hat, ist geschlagen. Zwischen den Truppen der deutschen Krieger schallt dem großen Klang entgegen, der schon längst seinen Schall erschallt. Wohl mag das Herz des Helden höher geschlagen haben bei dem Jubel der Gewinnen; aber ganz genug war das Weib auch mit Schmerz erfüllt bei dem Gedanken an das Blut, das den Boden von Seiten der Feinde hat. Hier ist der Sieg so teuer erkauft worden! Da lagen sie in Hunderten aus allen deutschen Gauen, um letzten Schlaf zu schlafen. Noch vor wenigen Stunden hatten aus diesen Mägen noch Kampfesmut und Weigerung geschallt; jetzt waren sie geschrien und starr für immer. Wieder und wieder lagen in entsetzlichen Schmerzen in den Lazareten oder noch auf Schandäulen.

In einem Hause an der Straße von Ploing nach Biele lag ein kleiner Schmerzenslager auch ein junger Offizier. Es ist einer jener Tapferen, die bei Baylles ihr Blut für das Vaterland vergossen. In seinem Lager liegt ein Engel des Schlachtfeldes, eine durchwühlte Schwärze. Der Kranke — es ist Karl von Schönaus — der bisher bewußtlos dagelegen, wachet sich jetzt auf. „Sich hier umher“, erwidert freundlich die Schwester und drückt ihr sanft in die Rippen zurück. Karl sieht sie an; über sein Gesicht fliehet wie eine Wolke: „Gottes Namen“, rammelt er und wendet sich ab. Die Schwester ergreift behütet seine Hand und flüstert: „Nicht, nicht Sie sich nicht! Es ist ja alles vergessen!“ Sie redet ihm zu, redet von der Heimat, von dem lieben Weibe, von der stillen Erde. Der Kranke hört immer aufmerksam zu, zuletzt blickt er trüblich zu ihr auf, benetzt ihre Hände mit Thränen und flüstert: „O, Verzeihung für das, was mir Ihnen und Ihrem Weibe geschehen!“ — „Es ist schon längst vergessen, auch er, der Schicksal hat verjagt“, erwidert sie, und über den bedrückten Mann, den nahen Tod des Grafen verstanden, so lag sie an, mit Karl von Gott zu reden und ihm für die Vergeltung vorzubereiten.

Als der Morgen des 3. September anbrach, hatte Karl von Schönaus den letzten Kampf vollendet. Sanft und gerührt durch die heilige Weibchen verabschiedet er unter den Gebeten der eben Schwärze und setzte zu seinen Ahnen zurück. Im Hofe seiner Kameraden wurde der tapfere Offizier auf dem Friedhofe von Ploing begraben. Nachdem alle dem Grafen verlassenen hatten, liebt er noch an dem Weibe und betete für den Dahingegangenen. So vergilt die höchste Liebe das Unrecht.

Schrecken der französischen Revolution.

In kurzer Zeit werden 100 Jahre verfloßen sein, seit die Revolution in Frankreich anbrach, welche namenlossten Jammer über jenes Land brachte. Da gerade jetzt von den Kunstfreunden diese Schreckenszeit wieder hochgepriesen wird, so seien einige Bilder aus derselben hierhergeführt. Nicht fernher liegt wohl die Schrecken ihrer Unwissenheit ergreifender, als der Umstand, daß sogar unschuldige Kinder der Morde zum Opfer fielen. Folgende zwei Beispiele sind bezeichnend. Der sogenannte Giskler zu Noyon, ein grauenartiger Gewerbe im vorigen Schloße, diente als wichtiger Bedienter, wo die vorantreten Opfer niedergelassen oder mit Säbeln niedergeschlagen und dann lebend und oft noch lebend in die Giskende geführt wurden. Ein Beamteter, der durch einen dieser Vorhänge getretet wurde, mußte als solcher verurteilt in dem Gewerbe teil an ihrem Schicksal nehmen. Während der Verurteilung heranzog,

brachten sie mit ihren Tanten, besonders trübten sie mit Wohlgefallen die Darstellung eines Ackerers eines reichen Landbesizers. Sie war erst zehn Jahre alt und hatte Mühe gefunden, sich in das Schloß zu schleichen, als man ihre Mutter nachts überfuhr. Das Kind schrie und weinte im Hof. Stunden, ein chemischer Arbeiter, dann General des Revolutionärs, erwiderte sich, mochte das Schreien kommen, und als man es ihm sagte, beschloß er, das Kind fortzuführen. Den andern Morgen kam die kleine wieder, fing ihr Schreien von neuem an und verlangte durchaus, zu ihrer Mutter gebracht zu werden. Da rief ein Längere in Verlegenheit: „Ich will ihr den Willen thun!“ Mit diesen Worten ergreift er das arme Kind bei den Haaren und schleudert es lebendig in die tiefe Grube auf seine Mutter hinab, die von Wohlgefallen durchdrungen, in ihrem Blute schwamm und mit den Schreien eines entsetzlichen Todes kämpfte. Als der Giskler endlich gerufen wurde, fand man 70 mündliche, 22 weiblische Leichen und — 8 Leiden seiner Kinder!

In Rouen, wo Carrier waltete, war die Frau eines Schuans (Wahlgänger des Revolutionärs) mit ihrem sechsjährigen Kinde zur Guillotine verurteilt mit Gefährlichkeit an; aber die Verheimlichung ihres Todes zu derselben Strafe kam ihr zuvorkommen. Sie warf sich vor Carrier auf die Knie und bat um das Leben ihres unschuldigen Kindes. Bergänglich! Man sagte ihr, es sei einmal schiefgefallen, alle Schuans bis auf den letzten Erbsitz auszuräumen.

Das Kind verstand von allem kein Wort. Es sah nur die Thränen seiner Mutter, das war ihm reichend, auch die feingigen Herzensparan. Man brachte beide nach den Lebrigen, die am folgenden Tage hingerichtet werden sollten, ins Gefängnis zurück. Alle Gefangenen, selbst der Revolverwähler, wußten die trübselige Mutter doch zu beruhigen, daß das über das Kind ausgesprochene Todesurteil nicht als eine bloße Drohung sei, weil man bei ihm noch kein Verbrechen habe, daß ein Kind hingerichtet werden sei. Die Mutter beruhigte sich endlich. Der Verlust ihres eigenen Lebens kümmerte sie nicht, besonders da eine ihrer Bekannten versprach, das Kind zu sich zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen.

Am andern Morgen kamen die Barren, welche die Opfer zur Schloßhaft führen sollten. Man war jedoch verwundert, daß auf besonders Befehl des Revolutionstribunals das Kind auch auf den Barren gesetzt werden mußte. Das Kind weinte sich über die Fahrt. Als der Zug auf den Richtplatz kam, schrie Carrier, man solle mit dem Kinde den Anfang machen. Die Mutter bat lebendig, ihr wenigstens die einzige Gnade zu erweilen und sie zuerst sterben zu lassen. Allein Carrier wiederholte seinen Befehl. Man brachte das Kind auf die Guillotine. Mit lauthoher Unerbittlichkeit starrte es die ihm neuen Gefährten an. Es ging auf den Scherenschnitt zu, ergreift seine Hand und sagte in seiner Unsicherheit zu ihm: „Nicht wahr, Du wirst mir nichts Böses thun?“ Das war nicht, als der an demselben Morgen gedante Scherenschnitt stragen konnte. Er erlosch und hatte kaum noch so viel Kraft, die Scham, welche das Weib sah, zu sehen. Das Weib fiel ihm auf die Schulter und sagte ihm die Weisheit; doch war es schon tot. Dem Scherenschnitt oder wußte man halb ohnmächtig wegzufliehen. Darnach erst wurde die unglückliche Mutter hingerichtet, nachdem man einen andern Decker herbeigeholt hatte.

Heimatgruß.

Wenn ich abends steh' am Meere
Und mein Blick fällt auf die Flut,
Droh mit seinem Silberglanze
Wein des Randes Silber raus —
Halt! Ich meine Brust durchdröhren
Kühnlich voll ein Heimatklieb,
Und ich wuß' den Blick erheben,
Wo der Mond so stille steht.
Es ist ein Weib aus alten Tagen,
Wie ich's in der Kindheit sah,
Das nach vielen, vielen Jahren
Quat' mir durch die Seele bang.
Wißt Du wissen, was es deutet,
Frage nur das eigene Herz,
Wenn vom Dorn die Glode lünet
Durch das Dunkel — Heimatdort. —
Richard Brenner.

Buntes.

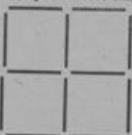
Schlechte Musik.

Freuenvereins-Dame: „Sagen Sie, liebe Frau Käin, hätte ich wohl von Ihrem Herrn Gemahl eine kleine Spende zu unserer Wohlthätigkeits-Anstalt zu erwarten?“
Käin: „Aber ich hätte Sie, der gibt gewöhnlich nichts, und selbst das nur sehr ungenügend.“

Vom Eisenbahnfahrer.

Frau: „Sie wagen kommt denn die Eisenbahn?“
Beamter: „Was für ne?“
Frau: „Er, mit der wir fortren, mir ihn schon geschickt.“
Beamter: „Wo wollt' 'd dann hin?“
Frau: „Et, haan.“

Streichböjer Quadrat-Kaufabe.

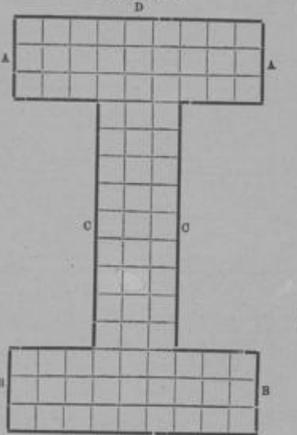


Was diesen vier Quadraten sind durch Bewegung von vier der Hölzer, die Quadrate zu bilden.

Rechen-Rästel.

Ein reicher Erbe leg krank von den Meinen aufgegeben herüber. Da gab man ihm den Rat, wenn er einen Apfel aus dem Garten des Soldaten esse, so würde er gesund. Man schickte sofort einen Boten ab. Dieser kam an den Garten, fand da aber drei Boten stehen, einer stand am Thor, der zweite in der Mitte des Gartens, der dritte stand am Aufstiegswege. Die beiden ersten führten den Boten zum dritten Boten. Dieser sprach: „Du darfst sofort Apfel pflücken, als du willst, aber die Hälfte und einen halben Apfel von denen, die du pflückst, bestimme ich. Der zweite Boten sprach: „Von denen, die du dann noch hast, bestimme ich auch die Hälfte und einen halben Apfel. Und sprach der Dritte: „Von den dir noch übrigen bestimme ich der Hälfte auch die Hälfte und einen halben. Aber Du bist ein Kind des Todes, wenn du dann mehr als ein Apfel übrig bleibst, ebenso wirst du sofort wieder sterben, wenn du bei den Zerlegungen einen Apfel durchschneidest, du mußt jeden letzten Teil in ganzen Meinen abgeben. Der Boten pflückte sich Apfel, gab ihnen, was er gebietet und behielt einen Apfel übrig, diesen behielt er seinem Herrn, der es ihm und wurde gesund. Was soll Apfel hatte der Boten gepflückt?“

Wesische Haus.



Die 81 leeren Quadrate sind mit den Zahlen von 1-81 auszufüllen. Bei richtiger Reihenfolge ergeben: 1) die vorliegenden Zahlen der Balken A und B und die verbleibenden Zahlen C je 369 als Additionsergebnis; 2) die vollständigen Vertikalen D 816 als Additionsergebnis.

Waldorfer Sonntagsblatt

Katholische Beilage

Waldorfer Volksblatt

Donnerstags-Beilage: Kath. Weber.

Druck und Verlag bei Walter, die Buch- und Papierhandlung in Waldorf.

Nr. 18.

Sonntag, 3. Mai.

1891.

Fünfter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem H. Johannes XVI, 28-30.
Inhalt: Jesus ermahnt seine Jünger zum Gehet und erbet nach einem von ihnen zeitlichen Erbarmen und Blüte.

Der Marienmonat

hat begonnen. Wie jedes folgende Marienmonat wird auch Du, lieber Leser, dich freuen, in diesem der Ehe Mannes gewidmeten Monats die in der ganzen katholischen Welt nicht abgesehen von der Kirche nachlässig eingehalten und mit dem Bewußtsein ausgeführt zu werden. Marienmonat bedeutet den Tribut Deiner Verehrung zu leisten und für Deine Anliegen eifrigst zu sorgen. Diese Anliegen sollen Dich noch mehr dazu ermahnen, indem sie Dir zeigen, daß Maria, Deine himmlische Mutter, für Dich sorgt, indem sie Dich eintritt vor dem Thron bewahrt, andererseits in dem Guten behält.

Maria bezaubert Dich vor dem Bösen. Was ein ihrer Demutstroph ist es, eine liebe zärtlich befragte Mutter im Himmel zu wissen! Diesen Trost hat Du würdig, lieber Leser; Maria ist Deine Mutter; denn sie ist nicht allein die Mutter Christi, sondern auch die Mutter der Christen, nicht bloß die Mutter der Heiligen, sondern auch der Sünder. Denn sie ist die beständige Unterworfene, welche die Gottesmutter der göttlichen Maria Lota an einem Tage des Monats gegeben. Ich bin die Mutter aller Menschen. Das erste Wort, das aus dem Munde Gottes hervorgegangen, ist die Mutter aller Menschen genannt worden; aber sie ist ihre Mutter gewesen, insofern sie die ersten zum Tode schickte hat. Ganz entgegengekehrt hat das erste Wort der zweiten Schöpfung geseit; ich bin die Mutter aller Menschen. Ich bringe alle Menschen zum Leben hervor; sowohl die, welche vor mir gewesen, als auch die, welche nach mir gekommen sind. Die Kraft, mit der ich hervorbringe, hat eine solche Aufmerksamkeit, daß ich in der Welt nicht einen einzigen zum Tode schicken kann. Wenn das erste Wort des Lebens wieder erlangt hat, nachdem sie es verloren hatte, so verbannt sie es mir. Also bin ich sogar die Mutter des ersten Weibes gewesen. Ich kann meine Augen auf alle vergegenwärtigen, gegenwärtigen und künftigen Geschlechter werfen und zu allen sagen:

*) Papst Pius VII. verließ nämlich durch Kräfte der Heiligungsgewaltigen vom Juni 1823 allen Gläubigen, welche Pius VII. über sich allein im Monat Mai durch besondere Demutgebungen oder durch andere Gebetsleistungen oder durch andere Zugewandungen die erhabene Gottesmutter verehren, einen Kitz von 30 Tagen für ihren Tag, und einen vollkommenen Ablass einmal im besagten Monate, an dem Tage, wo sie wahrhaft ermuntert, befruchteter und eine Zeit lang in der Meinung des h. Vaters seien. Dieser vollkommenen Ablass kann in Folge einer Bewilligung des Papst Pius IX. vom 8. März 1859 auch noch am 1. Juni gewonnen werden. Alle diese Ablässe können den einen Seiten im Besonderen schriftliche zugewandt werden.

Ich habe auch das Leben gegeben. Ich spreche nicht nur vom geistlichen Leben, vom Leben der Seele, sondern auch vom weltlichen Leben. Da wach mich an! Ich fragte die Gottesmutter die fromme Maria Kattale. Diese antwortete: Ja Maria. — „Wissen Mutter bin ich!“ — Jesu Christi. — „Wer ist Jesus Christus?“ — Der Sohn Gottes. — „Bin ich die Mutter des Sohnes Gottes?“ — Der Heiligung. — „Wer ist der Sohn Gottes?“ — Der Heiligung. — „Wer ist der Heiliger aller Dingen.“ — „Hat er die Menschen erschaffen?“ — Ja, Maria. — „Bin ich die Mutter des Sohnes Gottes, des Schöpfers der Menschen?“ — Ja, Maria. — „Bin ich also nicht die Mutter der Menschen, da ich die Mutter des Sohnes bin, der sie geschaffen hat?“ — Ja, Maria. — „So schickst du nun, meine Tochter, wie ich in der Welt sein kann, daß ich die Mutter aller Menschen bin.“

Ich habe Jesus, den Geliebten, den Quell, die Heiligung und Urheber aller Geschlechter der Welt hervorgebracht. So bin ich selbst Quelle, Ursprung und Urheberin dieser zweiten Geburt der Welt. Ich bin nach Gott, unter Gott und mit Gott, die würdevolle Mutter dieser zweiten Geburt. Ich bin die Mutter Jesu, und Jesus der Sohn Gottes des Vaters, der ihn von aller Ewigkeit in seinem Schoße erzeugte, ist auch mein Sohn. Nun aber wach zu, meine Tochter, daß die widergeborenen Menschen die Seele Gottes des Vaters sind, weil sie Christus Jesus sind, und weil Jesus der Sohn ist. Bin ich denn nun also nicht auch die Mutter von den Tugenden Jesu, da Jesus nicht als seine Mutter anerkannt? — Ja, ich bin die Mutter aller Menschen, ich habe allen das Leben gegeben, indem ich ihnen den Urheber des Lebens gab, der sie wiederum zum Leben entließ hat.

So sprach die allerhöchste Jungfrau zu Maria Kattale, so sprach sie auch zu dir. Sie ist die Mutter aller Menschen, besonders aller rechtschuldigen Christen, sie ist mitten aus dem Mutter. Ist aber Maria deine geistliche, übernatürliche Mutter, so muß sie dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe lieben. Sie hat dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe geliebt, so wie sie dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe geliebt hat. Sie hat dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe geliebt, so wie sie dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe geliebt hat. Sie hat dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe geliebt, so wie sie dich auch mit geistlicher, übernatürlicher Liebe geliebt hat.

kommen Maria Kattale gesprochen: „Vorzüglich liebe ich es, meine Kraft über die Seelen zu entfalten. Wie viel Jünglinge und Jungfrauen, wie viele geistliche und im Alter dargelebte Menschen fühlen sich krank an der Seele und hingezogen zum Bösen! Wie ich ihnen um meine Hilfe, um meinen Schutz, meine Hilfe, und ich bringe in ihnen diese verlorene Gesundheit zum Leben und gebe ihnen die Rettung zum Guten. Statt auf die Erde zu gehen, bleibe sie nun zum Himmel; statt auf den Soden zu stehen, bleibe sie Jesus an; statt der Welt das Ohr zu setzen, lehne sie es meines Wortes und sprechen im Guten voran.“ . . . In früheren Zeiten hatten die Menschen Schwermut, wozu die Verdorbenheit sich nicht waren sie unerschöpflich. Auch ich bin eine solche Schwermut. Alle Sünder, selbst die größten, können zu mir kommen, keinen weise ich zurück, jedermann erlaube ich in dieser Stadt zu wohnen, die ich selber bin. Da sind sie auch glücklich nicht bloß vor den Menschen, sondern auch vor Gott. Da können sie abgeben und legen sie auch wirklich vollständig ab ihre Sünden, ihre Verdorbenheit und alles, was sie beschuldigt. Auch Gott, der nicht dem Tod des Sünders will, sondern sein Leben, ordnet sie, weil sie unter mir sind, sondern ich weiß er einen Blick der Barmherzigkeit auf sie, und da er sieht, daß sie mit aufrichtiger Seele zu ihm zurückkommen, so liebt er sie neuerdings als seine Kinder und überläßt sie mit Segnungen.“

Maria bezaubert dich im Guten. Es ist dem aufrichtig und unheimlich Liebenden eigen, das weiche Wohl des Geliebten nach Kräften zu fördern. Da dich nun Maria, die höchste Jungfrau, nach Gott am meisten liebt, so ist sie auch am meisten bereit, dein vorzügliches Gut zu begünstigen und zu sichern; deswegen behält sie dir auf dem Heilwege bei und bezaubert dich im Guten. Fragst du, wodurch? so antworte ich dir, durch ihr Beispiel und ihre Güte.

Beispiele sehen an! Durch die fast unvorstellliche Gewalt, die sie auf den unheimlichsten Verbrechen auszuüben vermag. Aus diesem Grunde sucht der Heiliger die ihm untergebenen Seelen nicht bloß in begeisterten Ansprache zum Kampfe zu ermuntern, sondern er stellt sich auch an die Spitze des Joches, wie ich mit Todesverachtung auf die feinsten Stellen der Tapferkeit an. Gerns Führer gleich spreche auch die allerhöchste Jungfrau Maria dir, lieber Leser, auf dem Tag der Erde voran, um dich zum Guten zu ermahnen, darin zu führen und zu befruchten. Denn was war ihr ganzes Leben wohl anders, als ein vollendetes Tagewort, der einzige Spiegel der Heiligkeit! Würdigst du ein Beispiel der Demut: Maria ist hoch über die höchsten Tugenden in ihren eigenen Augen nicht als eine niedrige Magd des Herrn, die niemanden beachtet und sich über niemanden erhebt. Willst du Glauben lernen: Unerschütterlich war und blieb ihr Glaube, bis sie in des Licht der glückseligen Anwesenheit Gottes eintrat. Wach zu Gott, Herrmann, denn sie ist die h. Hoffnung jederzeit, zumal in den

Verzehr seines kaiserlichen Diensthutes nach Rompa...

Ein heftige Erklärung, die sie sich bei einem Walle...

Was wurde denn von Gossels gesagt, wenn sie...

Jeder Winkel im Süden wäre ihr recht gewesen...

Was schwachte, kam es ganz leise in ihr, ich hätte...

Aber seine Kunst stellte die junge Dame her...

Und man weiß sie es noch deutlicher, daß sie es...

Erinnert man sich nicht an die Zeit, als man...

Aber nun befaßt Irene Jagdtiererei. Was...

Die Jagd im Süden wäre ihr recht gewesen...

Raufmann, Pfleger und Hotelbesizers Brief. Wer...

Im Streiz allein ist Heil!

Was giltige Augen dir auch ständ'g fländen...

Erst du den Meilen nicht, die Thierheit lernst...

Und ist'st du längst schon unter Jochhollenden...

G. W. Weber.

Doppel-Zahlenrätsel.

Table with 3 columns and 10 rows of numbers and text clues for a double-digit puzzle.

Rästel.

Um nicht auf See der Strömung, Doch ein weiser Buchstab kann...

Reiseführer Buchstaben-Quadrat.

A 4x4 grid puzzle with letters and numbers.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind...

Worträtsel.

Worträtsel: Rede-Über. Buchstabenrätsel: Beste-Weise. Buchstaben-Rätsel:

A cross-shaped word puzzle grid.

Richtige Lösungen konnten ein: Frau Joh. Christen...



Mülledorfer Sonntagsblatt

Helvetikische Beilage

Mülledorfer Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur: Adm. Weber.

Druck und Verlag bei ...

Sonntag vor Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Johannes XV, 26-27 und IX, 1-4. Inhalt: Jesus verpricht seinen Jüngern den heiligen Geist und sagt ihnen die Weiden zuerber, die sie schneiden werden auszuführen haben.

Der Malenkönigin.

Wenn ich ein Mädchen wär, Schön wär ich läuten, Das sollte rings umher Rufen bedeuten: Was Maria! Was! Ich ein Mädchen, Was wär ich sagen, Was in der Derg starrin Soll es erlösen: Was Maria! Rüh' ich als Blümlein nur Still dir zu stehen, Rüh' ich auf grüner Fior, Jungfrun, dich zu sehen! Was Maria! Blumen weiß Duft und Bier, Sögel und Glöcker, Ich soll dem Dergen mit Herabguckend: Was Maria! Jungfrun, die Gott erbe, Rüh' dir stellen, Wenn ich zu deinem Tod Hoffe erhallen: Was Maria! Ferdinand Heilmeyer.

Heidenkulturen.

Trotz aller Schulbildung wächst die Zahl der Irreligiösen und die neuere Religionskritik wuch in allen Großstädten, ja selbst auf dem Lande mit tausendern Dörfern ungeahnte Auswüchse der Bevölkerung in immer steigender Zahl erzeugen. Die liberale „Wissenschaftliche Zeitsung“ in Berlin konstatiert ein „überhandnehmendes Heidentum“ in der Schulerzeit und schreibt über dieses Thema u. a. folgendes: „Denn werden die Klagen über Unfruchtbarkeit der Weisen und des Eigentums von verschiedenen Seiten erhoben, und soll gewinnend es den Klagen, als es die Welt nie so im Augen gelogen, als eben jetzt in unsemem fortgeschrittenen 19. Jahrhundert. Ein Hauptgrund davon, den Hochschüler zu Irreligiösen und Heiden zu machen, erkläre wir in der ungenügenden der geschickten Erziehung. ... Wir halten es an der Zeit, die Notwendigkeit irreligiöser Erziehung für Schule und Haus nachdrücklich zu betonen. Bei der jetzigen Lage Ruhs, zu welcher der Humanitätsideale unserer Zeit geführt hat, ist es wichtig ins Wandel, wenn eine Generation heranzubildet, die keine Heidenität, kein Götze verehrt. Und die Erziehung zum Heidentum ist es in vielen Schulen und Familien häufig befallt.“ — Das sind also die Früchte der von Kirche und Religion losgerissenen Schule. Was soll man erst zu den Fällen denken Gottesbeweisung in der Schule sagen? Ich möchte doch endlich die Anwesenheit, daß

beim Religionsunterricht ein Knabe die Antwort gab: „Ich weiß, es gibt gar keinen Gott.“ Wohllich sein Brautiger, kein Gott kann die Bewährung auf dem Weite der Jugendbildung mitzuführen, ohne mit ihrer Weisheit und gerechter Unterstützung über den Ursprung an heiligen Götze, über die Verführung in den unsterblichen Hinderjahren erfüllt zu werden. Schon nach dem Tode des Kulturministers Fall (siehe das Kulturminister-Vertrag Blatt von Berlin u. a.). Die Zukunft wird darüber ein nach Renegat Urteil fallen, wenn erst die Erziehung des Kulturkampfes gescheitert sein wird und die Früchte der Kultur auf dem Gebiete der Schule sich vollständig offenbaren.“ An diesem Punkte stehen wir jetzt. Die Schule ist nicht nur der Kirche entfremdet, sondern als Heidenkulturschule in der Vergangenheit hineingeworfen worden. Welche Weiser haben das längt ausgehen und aus der Schule getrieben. So Dr. Oskar Höplich in seiner preisgekrönten Schrift: „Die Simultan Schule.“ Ihre Aufgabe ist nach Höplich „den Kulturkampf durch eine Volkserziehung zu ersetzen des Staates zu denken“. Zur Lösung dieser politischen Aufgabe, meint der Verfasser, müßten die nicht konfessionellen Schulen noch besser werden lassen, als die bloß konfessionell gerichteten. Noch offener als Herr Höplich betraute ein gewisser H. in seiner Broschüre „Der Pantheismus und die Simultan Schulen“ (Berlin, Schönermayer): Die Simultan Schule ist eines der wirksamsten Mittel im Kulturkampf. — Sobald man erklärt, die Simultan Schule ist verfallen — und man hat es in der That vielfach ausgesprochen — heißt man ihr das Todesurteil. Sollte ihre eigentliche Aufgabe zerkennende Aufgaben haben oder eine pädagogische Bestimmung. Sie sind Wächter einer überlebigen Erziehung, mit allen ihren Klängen befaßt, wozu mit ihr zu Grabe getragen zu werden. Denn nie und nimmer darf die Schule eine politische Partei sein. Die Jugendbildung hat nichts mit politischem Götze zu schaffen; sie kann nur geistlich im stillen Frieden solcher Aufgaben, die von den Tagesbestimmungen unberührt bleiben.

Diese verhängnisvollen Weisungen — Lösung der Schule von der Kirche und Irreligiösen beiseite in kulturkampfliche Bestrebungen — verstanden wir die heiligenkulturen Schöpfungskunde, wozu Übergang die Rede war und über welche der Herrsch und Heide nur eine Stimme ist. Was ist aber zu thun angesichts dieser Verhältnisse? Was ist vordem zu thun, wenn die Hölle von Gottesbeweisung sich mehrt? Wir fürchten sehr — schreibt die Kreuz Zeitung — es wird zuletzt nicht anders übrig bleiben, als eigene Heidenkulturen einzurichten, wozu ja schon der Landstand auferweckt, daß es in unsemem Großstädten seit 15 Jahren eine Schär von Ungeheuren gibt, wozu denen die Klagen nächstens in die Reihen der Erziehung treten werden. Es ist also keine Rede mehr, sondern die nackte Wahrheit, daß es in Deutschland schon fast Hunderttausende von Heiden gibt, deren Zahl sich in wenigen Jahren im Jahre 1880 um 30000 vermehrt hat. Man hat diesen Stand der Dinge kammertlich die jetzt als nicht vorhanden bezeichnen; lange kann es aber so nicht

weitergehen, weil die „Heiden“ sich eben zu rächen, als solche zu läsen anfangen, und sich ganze Parteien bereit haben, diese „Bewegung“ in ihrem besondern Interesse aufzunehmen. Solchen Dingen muß man in's Gesicht sehen; man darf sie sich nicht über den Kopf wachen lassen. Wenn der Staat mit dem Verfall des Weltanschauungsgötze aufgeführt hat, ein grundlegendes Bedürfnis zu sein, so kann er sich auf die Dauer nicht weigern, die Folgen dieses Zustandekommens an den „Heiden“ zu sehen.“ Das ist in der That eine ernste Erwägung, welche das Berliner Blatt anstellt. Die Konsequenz möchte dahin führen, daß jede Religions-Heidenkulturen ihre eigene Schule erhält. Das ist aber die Forderung, welche die Katholiken erhoben haben, lange bevor die unsterblichen Früchte heranzreifen, welche jetzt vorliegen.

„Die Bank-Affaire in Ancona.“

Es ist dies eine ebenso interessante als mysteriöse Angelegenheit, die vor einigen Jahren in Italien in Aufregung versetzte und gewissermaßen in ganz Europa einen Wiederhall gefunden hatte. Und zwar bezogt diese nicht weniger als einen Darlehen von zwei und einer halben Millionen, die an der Nationalbank Italiens, wozu die erwähnte Bank in Ancona veränderliche mit den bei dieser Bank angefallenen „Zinsen“, welche auch der Seite angehöret, verübt worden ist.

Charakteristisch in diesem Prozesse ist die Art und Weise, wie sich die Freimaurer hier enthielten, die ihren Abhängigen im Wege standen. Nicht mehr durch den Dolch — man gütig zum Gift. Wer nur immer die Verhältnisse heranzuschauen konnte, wurde unklar die Verhältnisse vergrößert, sobald er dies thun wollte; so vergrößerte man die Augen und selbst die mit den Nachforschungen beauftragten Polizei-Agenten.

Diese Verhältnisse wurden vielfach von den Zeitungen veröffentlicht. Wie folgen hier der in der vorangehenden Nummer des H. „Journal“, „Die heiligsten Annalen“ enthaltenen Schilderung des Ereignisses, welche, in genauer wahrheitsgetreuer Darstellung aller Einzelheiten, die Sachlage deutlich erkennen läßt.

Als der wohl dieses gerichtlichen Dramas ergeht der Oberste (H.) einer der Logen Anconas. Es ist der (Freimaurer) Dr., Baccarini. Dieser Baccarini war früher Sekretär in einer Buchdruckerei und seit seinem Tode in den Reihen der Freimaurerei eingetreten worden. Im Jahre 1849 ließ er sich als Carbonaro verurteilen; aber es gelang ihm, mit einigen Kollegen zu entweichen; er flüchtete sich nach dem Dalm. Vorberden bezeichneten allenfalls den Weg, den er eingeschlagen. Im Empyren Redde er die Illusionen in Rom; im Ägypten machte er einen Aufenthalt, der von Ankonanern in der Richtung nach Rom abgefahren

*) Diese Darstellung des bekannten Ereignisses bildet ein Kapitel aus einem neueren Werke des hiesigen Verfassers über die Umtriebe der heiligen Seite der Freimaurer überhaupt bekannten Namen: Der Zerfall „Die Freimaurerwelt“.

**) Vorheber einer Freimaurerloge.



Erster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Luk. 9, 35-42.
 Inhalt: Der göttliche Herr empfindet sich in diesem Wochenende der Bekehrung durch die Wirkung der Heilung und die Verklärung, die er durch die Heilung des Blinden empfindet, und verlangt, daß wir heute gegen unsere eigenen und nachlässigen gegen das Reichthum Gottes sein sollen.

Der Dreifaltigkeitssonntag.

Jeder Sonntag und jedes Fest der Kirchenjahrszeit kann als ein Fest der allerschönsten Dreifaltigkeit angesehen werden, da es immer, noch auch der nächste Gegenstand des Festes sein mag, der Andeutung und Beherrschung des dreieinigen Gottes geweiht ist; deshalb wird auch an jedem Sonntage in der h. Messe die Person von der h. Dreifaltigkeit gebetet. Papst Johannes XXI. hat die Feiertage der Dreifaltigkeit auf den ersten Sonntag nach Pfingsten versetzt, weil das Fest, wie Durandus bemerkt, gleichsam die Höhe von Pfingsten, Pfingsten und Pfingsten bildet, und weil nach der Ankunft des h. Geistes das Geheimnis der h. Dreifaltigkeit von den Aposteln gelehrt wurde. Die Alten nannten die Messe dieses Tages wegen der Opfer und Gebete, die der Heilige „die geliebte Messe“. Das Ostinium dieses Sonntags hat im Dreier und in der h. Messe die herrlichen Stellen der h. Schrift, in denen von der h. Dreifaltigkeit die Rede ist, zusammengestellt und verwendet. In aller Zeit wurde häufig die h. Dreifaltigkeit als Ziel der neu erweinten Kirchen gewählt. In der Synodus von Nicäa ist es noch wichtiger Dreifaltigkeit, 1. B. die Pfingstmesse zur h. Dreifaltigkeit in Genua, Defanat Genua, die Kapellen zu Wandsbor bei Posen, Defanat Genua; in Schwaben bei Illertissen, Defanat Illertissen, und die Kapelle zur h. Dreifaltigkeit in Zimbar, Defanat Wipperfurth. Der Wortschatz der Dreifaltigkeitlichen nimmt auf den schönsten Ziel Rücksicht.

Es gibt zwei von der Kirche gewählte Darstellungsweisen dieses Glaubensgeheimnisses. Entweder stellt man Gott Vater als einen Mann dar, in dessen Schoße Gott Sohn sich befindet, und zwischen beiden den h. Geist in Gestalt der Taube; oder man stellt Gott Vater und Gott Sohn so dar, daß sie sich nebeneinander befinden, und zwischen beiden den h. Geist in Gestalt der Taube. Das Geheimnis der h. Dreifaltigkeit ist schon im alten Bunde mehrfach angedeutet worden. Remonisch ist man in den drei Werten, welche den Abrahams erlösen, ein Vorbild derselben. Ähnlich sind auch jene drei Engel auf einem Hügel eines großen Geheimnisses dargestellt. Auf einem alten Wandgemälde, das noch besteht, sieht man dieselben in Ähnlichkeit, mit Hülfsfiguren in den Händen, und Abraham in gebückter, ehrfurchtsvoller Stellung vor dem mittlern. Die Worte von der h. Dreifaltigkeit ist wegen ihrer geheimnißvollen Würde eigen und ganz Natur, so daß der Künstler bei den dieselbe betreffenden Darstellungen sich nicht auf sein eigenes Dikt ver-

lassen darf, sondern die Entschiedenheit und Erklärung der Kirche zur Rechenschaft nehmen muß.

In den ersten christlichen Jahrhunderten wurde den Heilighen aus dem Heiligtum des Geheimnisses die h. Dreifaltigkeit verehrten, und erst vierzig Tage vor Ostern, kurz vor dem Empfang der Taufe, wurde es ihnen andeutend mitgeteilt. Es ist daher alljährlich, daß in den nachweisbar ältesten Kirchen die Darstellung der h. Dreifaltigkeit selten vorkommt. Die sinnbildliche Darstellung war die in der ältesten Zeit ausschließlich herrschend; die letzte Darstellungsweise gehört der späteren Zeit an. Die gebräuchlichsten Wandbilder waren: drei ineinander geschlungenen Ringe oder Kugeln, oft mit Inschriften versehen, das griechische Kreuz, das gleichzeitige Dreieck und das Kreuz. Letzteres, welches drei Kreise zeigt, wurde namentlich seit dem Aufkommen der Taufe für viel angebrachter gehalten. Nach der Legende erlitt die h. Dreifaltigkeit durch den Heiligen in Irland dieses Heiligengeheimnis, und das Kreuz ist in das alte Wappen Irlands aufgenommen. Die von der geistlichen Gewalt eingeführten Fresken in drei Abteilungen unter einem Bogen erheben den Namen „Dreifaltigkeitstempel“; das gleichzeitige Dreieck hat nicht selten in der Mitte ein Kreuz, ein Sinnbild der Allwissenheit und Vorsehung Gottes.

Werkstätten sinnbildlich war auch die alte Darstellung der h. Dreifaltigkeit in der von Severus erbaute Kirche, die mit einer Inschrift des Paulinus von Nola versehen war. Christus als Mann mit Purpur und Krone, dem Heiligen der Dreifaltigkeit und des Heiligen, steht auf einem Felsen, aus dem vier Ströme hervorquellen, ein Hinweis auf die vier Evangelien. Gott der Vater war in Reichthum, die h. Geist in den von der h. Schrift angegebenen Sinnbild der Taube dargestellt. Oft werden die drei göttlichen Personen zusammen dargestellt auf den Bildern der Zeichnung Maria und den Heiligen, welche vorstellten, daß bei der Erlösung der Welt alle drei Personen mitgewirkt haben; solche Bilder werden in manchen Gegenden vom Volke „die einzige Liebe“ genannt. Auf demselben erhebt Gott der Vater gewöhnlich mit der Linde, der dreieinigen Heiligen, auf dem Haupte und umschützt mit beiden Armen das Kreuz; über dem Kreuz schwebt der h. Geist in Gestalt einer Taube. Auf einem mittelalterlichen, von Kreuzer dargestellten Bilde ist die Sendung Christi als Heilandes der Welt in folgender Weise vorgestellt. Der Vater schwebt vom Himmel nieder und überträgt dem Sohne das Kreuz, welches dieser umarmt; der h. Geist schwebt in Gestalt der Taube über ihm. Engel umgeben die heilige Gruppe und halten die Vordererleuchtung des Herrn, von den Alten häufig „Wappen Christi“ genannt. Gott der Sohn ist gewöhnlich zur Rechten des Vaters, Gott der Vater und der Heilige Geist zu seinen Füßen auf dem Thron seine Herrschaft zeigen. Da hier die menschliche Gestalt angegeben wird, so schied sich auch die Kunst nicht vor denselben, sondern folgt den Vorstellungen der h. Schrift. Nach ihr erhebt Gott in seiner Würde sein Angesicht über uns und wendet

es ab in seinem Borne, und so wird das Ansehen des Menschen, des Ebenbildes Gottes, passend für diese Darstellungen angenommen. Das Mittelalter stellte oft Gott den Vater dar mit der Weltkugel in der Hand und gab ihm die oben gezeichneten Reize.

Der h. Geist wird fast immer in Gestalt der Taube dargestellt; so war auch über dem Eingange der Kuppel, welche den h. Geist geweiht waren, nachdem regelmäßig das Bild der Taube angebracht. Doch hat dieses Sinnbild seit den dreizehnten Jahrhunderten (Quintessenz), der überhaupt den drei göttlichen Personen eigen ist. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn auch der h. Geist in menschlicher Gestalt dargestellt ist. Ein Meisterwerk von Rubens, die h. Dreifaltigkeit vorstellend, wurde früher in der Angewandten Kunst zu Brügge aufbewahrt und befindet sich jetzt in der Königl. Bibliothek. Die Figuren auf demselben sind in Lebensgröße. Gott Vater ist zur Seite des Sohnes; seine Linde ruht auf einer Kugel, in der Rechten hält er das Scepter der Welt-Herrschaft. Ein goldener Mantel fällt in seinen Faltungen um ihn bis an den Fuß, welchen man unter der der Weltkugel, worauf er sich lehnt, hervorkommen sieht. Vater und Sohn leuchten aus seinem ganzen Wesen hervor, seinen Blick hat er auf den Sohn gerichtet, der in der Rechten das Kreuz hält und die Linde niederbeugt. In der Mitte schwebt der h. Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht.

Eine Fahrt nach Guatemala.

Wenn man bei uns von Guatemala spricht, so hört man gewöhnlich von einem oder dem andern die Frage stellen: „Wo liegt eigentlich Guatemala“, oder auch „Wo reist man dahin?“

Nun, Guatemala liegt zwischen dem 14. und 17. Breitengrade und ist die bedeutendste unter den fünf Republiken Guatemalas, Salvadors, Honduras, Nicaragua und Costa Rica, welche das central-amerikanische Festland bilden.

Die Reise dahin kann auf verschiedene Weise gemacht werden, sei es direkt — von Southampton oder St. Nazaire aus — bis Colon, oder via New-York nach Colon, über den Isthmus von Panama und von da auf dem Stillen Ocean weiter.

Dem letzteren Wege, d. h. via New-York, dürfte schon deshalb der Vorzug zu geben sein, als man wenigstens den ersten Teil der Reise auf einem der prächtigsten Seebahnpferde des Nordatlantischen Ozean, oder der Danziger Gesellschaft-Athen-Gesellschaft zufliegen kann, während die direkten Schiffe weniger für den Personenverkehr eingerichtet sind.

Eine Schilderung meiner Reise bis New-York und der Umstände bei meiner Ankunft dortselbst, unterlasse ich, da das schon oft und von berühmten Seiten geschehen ist. Ich will nur erwähnen, daß wir am neunten Tage nach unserer Abreise von Bremen gegen Abend in den Hafen von New-York einliefen, aber wegen der Quarantäne vor der Linie ankern mußten. So unwillkommen dieser Aufenthalt sonst



Dritter Sonntag nach Pfingsten. Evangelium nach dem heiligen Lukas XV, 1-10. Inhalt: Jesus besetzt die Wirtshäuser und Schenken...

O Jesu Herz im Sakrament! Dem höchsten Opfer Alt' und Preis, Das nur aus Gott kommt geben, Indem er wunderbarer Heil...

Den Herz-Jesu-Monat möglichst zu begehren, dazu dient folgende kurze Anweisung: 1. Wenn eine Gemeinde das große Glück hat...

Erbindungen in die Wahrheit wird unsere Seele wenig Nutzen von der Wahrheit haben - so wenig, wie der harte Boden vom Sonnenschein und Regen...

5. Erhöht Du einer Homilie vor, so kühnste Du wohl allabendlich eine kleine Hausandacht zum allerheiligsten Herzen Jesu halten mit den Devotionen...

6. Eine schöne Herz-Jesu-Andacht ist auch die heilige Kommunion. 7. Möglichst werden dem demütigen, lautmüßigen, gehobenen, hehrwürdigen Herzen Jesu...

8. Hast Du kein besonderes Anliegen? Besondere Anliegen machen unsrer Gebet inniger. Hast Du wirklich gar keine, so mache Dir wenigstens eines aus Deinem Schatzen von Völkern...

In's Feuer!

Ein kluges, entschlossenes Vortemport richtete der hochwürdigste Herr Erzbischof Max Kocher einmal an Priester seiner Diözese, ein Wort, welches für die ganze katholische Welt von größter Wichtigkeit ist...

Gott wird ein strenges Nachsehen von jenen Priestern verlangen, welche durch ihr Schweigen am moralischen und religiösen Verfall der Seelen schuldig sind. Der Woll ist in den Schafstall eingebrungen, das Blut der Gewissen fließt, die Bevölkerung dreht sich aus, Gott hat auch als Richter...

Kriechet auch außerhalb der Kirche bei jedem Klagen inselbstendige, überzeugt die Leser und Abonnenten der folgenden Zeitungen, daß sie beistehen zu unterstützen oder ins Feuer werfen sollen.

Erfüllt in dieser Hinsicht streng und genau eure Pflicht in der Verwaltung des Buchabonnements, Schlichte Zeitungen mit seinem Gebe unterstützen, ohne Not, solche getrocknete Zeitungen lesen, ist an und für sich, er gewiss aus, eine Lobhülle. Ist es nicht eine Lobhülle, einen Kreisleser zu begehren, um einen Werthigen zu erlangen? Welch große Ehre muß es denn sein, eine Zeitung zu besitzen, damit sie nicht bloß eine, sondern Zehende von Seelen lide, damit sie Jesum Christum, die allerheiligste Jungfrau, die Kirche beschimpfen und verhöhnen, damit sie das, Leidenstücken, Wasser, Weinleumdungen unter die Füße stecken, damit sie die Unschuldigen verhöhnen und ihnen den ewigen Tod bereiten!

Ich weiß, daß es zu hochtöne, ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen vergessene Priester giebt, welche in dieser Beziehung auf der Kamel den krummen Hund spielen, und im Verborgenen die blühende Welt zu fragen. Die Hände, von der ich zu euch spreche, muß in der Welt angepöbel werden; man muß auch sagen, ob man durch solche Leutchen Menschen zu erlösen habe. Wer nicht auf dieses unterliegt, dessen Verzicht ist nichtig und schätzlich. Die Absolution muß ihnen verweigert werden, welcher nicht klar und offen verspricht, daß er die schlechten Wägen und Zeitungen ins Feuer werfen, das Abonnement derselben abbrechen und für immer auf diese giftige Nahrung verzichten will.

Die Mägen haben in ihrer Sphäre die nämliche strenge Pflicht, die schlechte Presse zu bekämpfen und die gute zu unterstützen.

Eine Legende vom h. Antonius von Padua.

(In seinem Feste am 13. Juni.) Ein Vater aus dem Kloster des h. Laurentius in Neapel, welcher vor einigen Jahren in Wien war, erzählt nachstehende Begebenheit:

Es war in einer häßlichen Nacht, als zu Neapel ein junger Fischer mit seiner Mutter, einer Witwe, deren einziger Sohn er war, in seiner Hütte lag. Durch das Brausen und Rauschen des Windes hörte er auf einmal einen Hallen nahe bei seiner Wohnung; er stieg vor die Thüre, da lag zu seinen Füßen ein Mann, welcher todt von Klüften angefallen und zum Tode verdammt war. Die Mutter sah, denn außer dem jungen Fischer war ihnen auch die Klage nahe, welche schon längere Zeit auf sie schwebte. Der Fischer neigte sich über den Sterbenden, um ihm beizuhelfen, aber in einigen Augen-

unter der Raubheit des Winters, noch mehr unter der Arbeitslosigkeit. Infolge eines schweren Unglücks hat die Arbeiter eines großen industriellen Werkes keinen Lohn bekommen: die Frauen sind tot und hinterlassen ihre Familien im Elend, die Kinder sind verwaist, alle Arbeitsfähigen müssen unentgeltlich fressen. Sie treten auf den Straßen umher, kläglich jammend vor Frost, ihr Schicksal bringt hin und wieder wie eine Anklage in das Gewissen des sorglosen Wohlstandlichen, der keine Reue empfindet. Die verzweigte Welt stellt sich zur That auf, man beschließt, ein Komitè mit nachfolgendem Ziel zu geben, um die Not der Armen zu lindern. Baronin M. entsendet ihre ganze Thätigkeit zur Unterstützung dieses Zweckes, ihre Tochter soll auf demselben in ihrem vollen Jugendfrühling glänzen. Die erste Nebenbuhlerin der Stadt bringt das Heißtend von unerschöpflichem Sammet für die Robe und das Zill- und Seidenkleid für das prächtige Hütlein. Es ist nicht daran gekümmert worden, woher an den letzten Spitzen oder an dem kostbaren Besatz. Als Marthe sich in diesem Kleid im Spiegel betrachtete, erstarrte sie unter den Augen ihrer Mutter; denn nach der unangenehmen Robe, die auf den vornehmsten Willen hin gemacht, ließ das Hütlein die Schultern bloß.

Begehrend suchte sie die Fäden auf ihren Schultern bloß zu ziehen, die Arsen der vertriehenen Jagdlichter fächelten ihre Wangen und machten sie noch schmerzlicher, als sie schon war. Die Mutter lächelte und schenkte ihr ein wenig Geld, dieses jungfräuliche Verlegenheit zu beseitigen, aber aus einem unglücklich eingetragenen Kältegefühl wurde sie feuchter, legte sie um den Hals ihres Tochterchens und sprach halblaut verzweifelt vor sich hin: „Wie reich! So geschmückt wird sie die Königin des Ballabends werden!“

Aber der arme Marthe ist das Weizen nicht als das Leben, sie schämt sich, und um das Hütlein auf ihre Lippen zu packen, mußte die Mutter sich dazu verstehen, etwas Gutes oder Spitze von der seltsam mittelalt auf das Mädchen klappenden Schminke im letzten Augenblicke dem Hütlein oben anzusetzen zu lassen.

Der mit schwebenden Schenkelstücken verfertigte Wagen rollt lautlos über den Schotterweg des Hofes; der Winterhosen auf dem Lande ist schön, weiß und rein wie ein jungfräuliches Schloß. Aber in der Stadt! Retorten, verfahren verordnet er sich ein grauweißes Kleid, der gelassenen Schönheit gleich, und doch war auch dieser Schnee vorher so weiß und rein, wie der Schnee auf dem Gipfel der Jungfrau in der Schweiz!

Marthe sieht immer im Wagen, den von einem weißen Umhangschal halb verhüllten Kopf in die Wolke geleitet, sie ist ja nicht weniger aufgeleitet, als zur Unterhaltung; die Mutter an ihrer Seite weicht die Bestimmung, sie denkt: „Es ist eine eigenartige Kunde von dem jungen Ding.“ und lehnt sich in die andere Ecke des Wagens, so wie ihr Kopf die Schenkel des Wagenflügels. Auf der Straße im Schnee gehen Mädchen, mehr oder minder jung, mit allerlei Hütlein ausgeputzt, die Wangen rot von der Kälte — oder von Schminke! — mit breiten Blicden um sich schauernd, darauf bedacht, die Aufmerksamkeit zu erregen. Marthe konnte nicht im mindesten darüber sein, auf welchen Bahnen diese verlorenen Tochter der Großstadt wandelten: in den glänzenden Straßen der hübschen Stadt das schimmernde Elend des Winters; etwas wie kalter Schauer durchdrangte das Mädchen.

Während sie diese Beobachtungen macht, hielt plötzlich der Wagen an, durch das Kraxeln so vieler Reibwerke war eine Stodung entstanden. Marthe hörte neben sich Stimmen, sie horchte auf und war nahe genug, das Gespräch zu belauschen. Ein junges, hübsches Mädchen mit eingefallenen Wangen und abgekürztem Gesicht stand vor einem Hause, dem Blick zur Erde gesenkt und die Hand gegen die Brust verdeckt. Vor ihr stand ein großer, hübscher Mann mit grauem, fast weißem Haar. „Was fehlt Dir, arme Platte!“ fragte die Grobe. „Ich, ich hier!“ antwortete die Unglückliche. „Wohin Du nach Hause gehst?“ „Nein, das heißt ich, meine Tante, erkläre mir, sie kann mir nichts zu offen geben, wenn ich keine Arbeit finde.“ „Und wenn Du — zu Deinem Vater gehst?“ „Mein Vater!“ erwiderte Platte und wandte mit einem wilden Blick den Kopf rückwärts, „mein Vater! der hat mich auf die schlimme Bahn geleitet! Alles hängt er in die Schenkel, meine Mutter verregelt vor Hunger, und ich — ich Unglückliche,

die ich bin — ich, verflucht sei die Stunde, da ich fertig!“

Das Mädchen begann zu weinen, sie drückte ihr Gesicht an den Mund; als sie es fortzog, war es rot von Blut.

„Du bist, Gora,“ wandte sie sich mit schmerzlichen Blick an ihre Gespielin, „ich muß sterben und es ist mir so furchtbar zu Hause!“

In diesem Augenblicke wurde die Spitze des Wagenflügels links herum gelassen, ein Einzelantritt schaute auf den Wagen und beugte sich zu der armen Verlassenen hin, eine junge Frau hielt ihr eine feingewebte weiße Bluse entgegen und eine liebliche Stimme flüsterte sie zu: „Da, nehmen Sie dies Gut, Platte, ich kenne es Ihnen im Namen der Jungfrau Maria; nehmen Sie, nehmen Sie zu Ihrer Mutter zurück, legen Sie, zu Gott zurück!“

Das Wagenfenster schloß sich eben so still, wie es sich geöffnet hatte, einen Augenblick nachher rollte der Wagen weiter, die Baronin, welche sich nach ihrer Gewohnheit ihren Dienerinnen abwechselnd, hatte nicht davon gemerkt, wohl aber hatten der Kutscher und der Bediente den Hergang beobachtet. Baronin v. M. hatte mit ihren Erwartungen nicht gerechnet. Marthe wurde in der Gesellschaft begriffen wie ein aufgehendes Frühstück, die jungen Herren bedachten sich heimlich um sie, die Fremden ihrer Mutter schickten sich endlich und hatten nicht mit schmerzlichen Komplimenten, die jungen Mädchen kamen ihrer neuen Genossin in liebevoller Weise und sehr leichter Weise entgegen — kurz der Triumph war ein vollkommener. Marthe aber blieb still und in sich gefest bei all dem Glanz und all der Schminke, die sie umgab, ja, sie gedieh und wucherte, denn ihrer ihr Triumph war, desto trüber lagen ihre Sinnensinnung zu werden, desto einflussreicher wurde sie. Sie betrachtete den Turm, die funkelnden Schmucke, die verschwenderische Niedertracht; da trugt eine Dose Willen im Ohr, mit deren Wert man mehrere arme Familien während des ganzen Winters unterhalten könnte, eine andere trägt eine Spitzenrobe, um deren Preis man wohl als eine junge unglückliche Witwe hätte retten können, deren sie vor wenigen Stunden begegnet war. Sie selbst besahnte mit einem jählichen Blick in den reichen Spiegel ihren kostbaren Halskragen. Die Baronin schenkte an ihrem Halse kein zu werden und sie verlorren zu wollen. „Du kennst ihr das Bild der armen Platte vor die Seele, deren Verflucht!“ schenkte ihr in die schmetternde Welt hineinstimmen und einen gelassenen Blicklang hineinstimmen. „Es war ihr, als ob ein Schwindel sie erfaßte, „Wie kann es hier vor die Seele, Alles, was Glanz und Namen hat, vermagt sich hier unter dem Vorwand, den Armen zu Hilfe zu kommen? Ist das ihr Wohl, ihr Wohlthätigkeit? Was man es nicht anders nennen!“ In diesen Gedanken wurde sie gefest, indem ihre Mutter an sie herantrat und jählich fragte:

„Marthe, was fehlt Dir? Du bist ja so blaß! So still bei dem prächtigen Fest, wo Jeder sich freut? Ist Dir nicht wohl?“

„Nein, Mütterchen, nein, mir ist es unendlich hier, ich halte mich nicht mehr anrecht, laß mich aufbrechen!“

Und sie brachen auf, wie schwer auch der Mutter der Abschied wurde. Zu Hause angekommen, wollte man nach in der Nacht den Kopf rufen, aber Marthe wehrte es. „Mein Kopf ist die Gesinnung,“ sagte sie, und verlangte die Erlaubnis, sofort auf ihr Zimmer zu gehen. Dort warf sie ihren reichen Schmuck von sich und hüllte ihr Antlitz mit einem reinen weißen Tuche ein, als jene, welche sie am Abend ihres Triumphes vor der Welt getragen. Der Abendhimmel verfinsterte, sie kniete vor ihr Bett hin, ein heiliges Gebet zu der gebenedeiten Jungfrau, die von ihren Lippen, nach demselben stand ihr Entschluß fest:

„Nein,“ sagte sie zu sich selbst, „ich will Dir nicht gehören, Welt! Du bist verlogen, leidenschaftlich, ja freudlos selbstständig bei zur Grausamkeit! Nein, das hat Gott mich nicht geschenkt! Ihm allein will ich mich weihen, Ihm will ich mich anvertrauen für die Unglücklichen, ich will die Seelen der armen Gefallenen aufsuchen, wie er zu Magdalena sagte: Suche auf! — Ihre Seele war demüthigt, die tiefen des Schicksal der Gerechten, und am anderen Morgen sollte sie der Mutter den selben Entschluß, in dem des Ritters vom Goldenen Hirschen, zu jenen Schwefelern, deren Heiligung durch gewisse Tugenden noch die der Krankenheilern übertrug, denn jene heilen die Wunden der Seele, die weit größer und tiefer sind, als die Geschwüre des Körpers.“

Baronin v. M. ließ einen Schrei der Entrüstung

aus, als sie das vernahm: „Wie, mein Kind, so schön und so rein wie ein Engel, und Du willst Dich in ein Kloster verschließen?“ Und was für ein Kloster! Stets im Umgang mit den Verworfenen, dem Hofraum der Demüthigen, o pfui!“

Marthe blieb unerschütterlich, nur in einem gab sie nach; sie folgte dem Wunsch ihres Vaters, noch einen Monat zu warten, ob sie sich vielleicht nicht anders besinne. Es war ein schöner Monat für sie, von allen Seiten wurde sie versucht, ja begehrt, von ihrem Vornehmsten abgesehen, aber sie jähelte mit steigender Schonhaftigkeit, die Tage, welche noch wie sie sich anstrebte, als Hühnerhülle ihrer Verbindung mit dem Heiland vor ihr lagen; endlich ergriffen der Tag, eine verheißungsvolle Botschaft war an der Klosterthür vor. — So kam auch im Ballsaal der Versuch zum Entschluß keinen.

1) Kreuzrätsel.
Die 8 Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

2) Willen-Wörter.
Aus diesen Wörtern drei zusammen fassen, wenn dabei ein Wort überflüssig ist. Das Wort überflüssig ist das Wort, welches nicht mit dem Buchstaben der ersten Buchstaben übereinstimmt, sondern mit dem Buchstaben der zweiten Buchstaben übereinstimmt.
Die Buchstaben der Wörter: Insel, leben, lesen, leiten, lernen, lesen, Seife, Erde, fassen, so auf die einzelnen Buchstaben zu setzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält. Diese letzteren sind man dann im selben Wörterbuch nachzusehen.

3) Rätsel-Rätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

4) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

5) Kreuzrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ein Ort in Ostpreußen.

6) Rätsel für Kateriner.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

7) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

8) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

9) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

10) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

11) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

12) Kreuzrätsel.
Die Buchstaben sind durch die Buchstaben:
A A B D E E H H R
zu ersetzen, so daß sich durch Kreuz zwei Wörter bilden, deren jedes ein Wort aus dem Wörterbuch enthält.

Münchener Sonntagblatt

Religiöse Beilage

Münchener Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur:
Ludw. Meyer.
Druck und Verlag der M. J. Neumann'schen Buchhandlung in München.

Nr. 24
Sonntag, 14. Juni.
1861.

Vierter Sonntag nach Pfingsten.
Evangelium nach dem heiligen Matth. 5, 1-11.
Inhalt: Jesus lehrt aus dem Schiffe des Petrus und segnet wunderbar dessen Jünger.

Höchste Armut.

(Hochdruck ist nicht gestattet.)
So oft ich einen Menschen seh,
Dem mangelt Geld und Brot,
Süß ist mir sein ein lachendes Weh,
Erbarmer mit der Not.
So oft ich einen Menschen seh,
Der geistig blüht und arm,
Voll Muth ist er und wahrhaftig
In stiller Besinnung arm.
Doch wenn ich einen Menschen seh,
Dem Glanz und Klein fehlt,
In Ehrfurcht ist er vor dem Herrn,
Von heil'gen Wünschen heil.
So oft ich solche Armut seh,
Der fernst alles Glück,
In tiefstem Schmerz er erzt
Den Reichtum für sich.
Margarethe Altrich.

Zur dritten Fährtenreise des hl. Hieronymus.

Am 21. Juni dieses Jahres sind drei Fährten-
reize seit dem glorreichen Tode des hl. Hieronymus ver-
flossen. Schon zu Beginn dieses Jahres, durch ein
Brevet vom 1. Januar, hat unser hl. Vater auf die
hohe Bedeutung dieser Jubelfeier, insbesondere für
die Jugend hingewiesen und den gewissen katholi-
schen Christen zu dieser Zeit die Aufmerksamkeit
erinnert. Der hl. Vater vertraut, daß diese Fährten-
reise nicht ohne Frucht bleibe bei den heiligsten
Männern, namentlich den Jünglingen, welche leicht
zur Betrachtung der herrlichen Tugenden, durch die
jener Heilige zu Lebzeiten allen zum Beispiel hervor-
ragte, geführt werden können. Wenn sie diese
Tugenden nicht in sich selbst finden können, so
sind sie zu betrachten und bewundern, so ist zu hoffen, daß
sie mit Gottes Hilfe suchen werden, Herz und Geist
nach denselben zu bilden, und sich bestreben, durch
Nachahmung besser zu werden. Und gewiß kann den
katholischen Jünglingen kein vortheilhafteres und an-
jener Tugenden, durch deren Studium man das Jüng-
lingsalter so gerne pflegen sehen möchte, höheres
Borbild zur Nachahmung empfohlen werden. Auch
dem Leben und dem Charakter des hl. Hieronymus
kann ja die Jünglinge sehr viele Beispiele ent-
nehmen, aus denen zu lernen ist, mit welcher Be-
stimmtheit und Wachsamkeit die Reinheit des Lebens,
wobei bewahrt werden muß, mit welcher Beharr-
lichkeit der Welt zugewandt werden muß, die Welt
der Reue zu dämpfen, wie der Reue zu verachten
zu verachten und was zu vermeiden sind, mit
welcher Aufmerksamkeit man sich einerseits den Studien
widmen, andererseits alle Pflichten und Obliegen-

heiten seines Alters erfüllen soll, und was in an-
deren Dingen das Nützlichste ist; mit welcher Liebe
und Treue man der Mutter Kirche und dem Apo-
stolischen Stuhle anhängen soll.

Dem dieser englische Jüngling, möchte er zu
dieser Zeit leben, oder als junger Mann am spani-
schen Hofe zu leben, oder sich der Erziehung seines
Vaters durch Tagend und Güte zu widmen,
nachdem er unter Verzicht auf sein natürliches Er-
barmen in die Scholastik eingegeben war,
so, wie er es gewöhnlich, der Zugang zu irgend
einer hohen Stellung verhoffen war und er sein
ganzes Leben zum Heile seiner Brüder zu verwenden
trachtete, war in allen Lebenslagen von einer
Jugend, daß er leicht die übrigen in jeder Lebens-
zeit übertraf und ausgereifte Be-
weiser seiner Heiligkeit hinterließ.

Darum können wir wohl mit großer Freude die
Bilder der heiligen Tugenden des hl. Hieronymus als
das edelste Vorbild zur Nachahmung zu empfehlen, ge-
mäß dem Rufe unseres Vorgesetzten Benedict XIII.,
welcher der studierenden Jugend als vornehmsten
Schutzpatron den hl. Hieronymus bestimmte.
Freilich ist der Charakter des hl. Vaters auf dem
katholischen Boden nicht leicht zu finden und allzuweit
rückt man sich, das ist das Schwermüthige der ge-
wöhnlichen gegenwärtigen Zeit so beizubehalten, wie die
Tugenden der heiligen Tugenden aus der Ferne zu be-
gauen. Dem Vater auch, daß vornehmlich unsere
Zeit an einem Jüngling, durch seine Geburt zu
dem gehören, die in der Regel kein anderes Ge-
schick als ihrem eigenen Willen und ihre Tugenden an-
zuerkennen, in einem Alter lebend, wo unsere Tugenden
fürsich zu erkaufen erachtet, wofür man seine Ehre
fürsich; einen jungen Mann in der Mitte der Ge-
lehrtheit und Jugend, ausserjenseits mitten unter den
Bergpredigten, Lieblichkeiten und bösen Beispielen
eines unruhigen Hofes, auf den Händen ge-
tragen von Allen, und die Welt nur Verführerisches
hat, bestimmt die Tugend, die Ehre, das Haupt
seiner ganzen erlauchtem Familie zu sein — der jedoch
alle diese Vorteile nur als gefährliche Weisheit der
Natur betrachtet, an nicht Gedank hat als an
der Einsamkeit, den Übungen der Frömmigkeit, den
Studien und den höchsten Tugenden, alle diese In-
teressen vollständig aufopfert, ohne Schmerz auf eine
freiwillig der Gefahr aussetzt, in einer stillen Kloster-
zelle der Bergpredigt anheimzufallen, so diese Ehre,
diese Vergessenheit liebt und anstößt und nichts an-
dereks wünsch, als für die Ehre Gottes und das
Heil seiner Mitmenschen zu sterben. Hat wohl je
die Welt der Jugend eine so erhabene Gesinnung
vor Augen zu haben vermocht!

Die Welt eröffnet tausend Abgründe zu den Fährten
des Menschen; mannigfaltig sind die Gefahren,
namentlich in der Jugend; Gefahren in der Gesell-
schaft, in der man gefaßt und unterhalten will
und wo man nur gefaßt und unterhält durch die
Lebensregeln, welche man einflößt, oder welche aus
eingeprägt werden; Gefahren in der Unterweisung,
die man nicht auf Reizen der Ehre, des guten Na-
mens des Nächsten; Gefahren in den Beispielen,

welche man in der Welt sieht, die im Wandel mit
den bösen Neigungen der Menschen ihn mit kleinen
täter Gewalt dahintreiben; Gefahren von seinen der
Freunde, die um so gefährlicher sind, weil sie unter
dem Scheine der Gleichheit der Gesinnungen und
des Wohlwollens sich uns nähern, weil wir sie einer
Blindvertraulichkeit für unfähig halten oder es uns
nur Ehre rechnen, ihnen in Allem nachzugeben;
Gefahren von seinen der Tugend, mit denen wir be-
gabt sind, weil sie das Herz des Menschen aufschü-
ßen, ihn von sich selbst ganz einnehmen und dadurch
von Gott entfernen; Gefahren in den Verlockungen,
von denen wir uns angeblich in der Welt nicht los-
sagen können, obwohl die Welt nur solche darbietet,
welche der Unschuld nachtheilig sind. Die vielen Ge-
fahren in den Dingen, die man in die Hand
nimmt, um den Druck der Nothwendigkeit einzuwirken
zu machen und in dem Verstande einzuwirken
sich einen Weg in die Freyheit bahnen und alle Reize
des öffentlichen Willens und Ehrgeizes, wo Gerechtigkeit
Wollust ungeheuer ihre Blitze umhergeschleudert lassen
und Leben tödlich verwunden, der ihnen im Auge
schaut; Gefahren in den Schmeicheleien, diesen
verführerischen Klippen der Unschuld, in denen unach-
tsame Freyer von den Tugenden der schimpflichsten
Lebensweise verführt, mit Innefallen neuen Begierden,
mit des aufschreienden Willens der Freyheit und
Rache erfüllt werden; Gefahren innerhalb des Men-
schen, die ihn mit nichts weniger bedrohen, als mit
dem Verlust seiner Unschuld, seiner Tugend, seiner
Seele, seines Gottes und ihm allen Strafgerichten
der höchsten Richter preisgeben.

Demnach ist kein Wunder, so vieler Gefahren, ja-
gerte der jugendliche Hieronymus seinen Augenblick, alle
Mittel zu ergreifen, welche Vermeidung und Rettung
ihm an die Hand geben, um sich gegen die Verfüh-
rung zu schützen, und diese Mittel sind es, deren
eifriger Gebrauch die Jubelfeier des heiligen der
Jugend, die unter seinem Schutz gestellt ist, auf das
nachdrücklichst empfehlen will, damit sie in seiner
Gefahr für zeitliches Glück und ewiges Heil
sicher stelle. Diese Mittel waren die Zurückge-
genheit, das Gebet, das Studium, die
Küchtlung.

Lebensbild des heiligen Hieronymus von Gonyaga.

Das Schicksal Gonyaga bei Mantua in der Kom-
bardi ist das Stammhaus eines hohen italienischen
Adelsgeschlechtes, zu welchem die Herzoge von
Mantua und andere Fürsten der Markgrafen von
Basilika, von Sabbionetta, von Castiglione und
von Rovereto gehörten. Aus dem Stamme der
Fürsten von Castiglione entsproß der hl. Hieronymus;
als der älteste Sohn Ferdinands von Gonyaga,
Fürsten des römischen Reichs und Markgrafen von
Basilika.

* Nach dieser im Kirchenlexikon von Meyer und
Waller.

Castiglione, wach er geboren zu Castiglione am 9. März 1560.

Seine äußerst fromme Mutter gab ihm gleich von Anfang an die sorgfältigste religiöse Erziehung, und er zeigte schon als Kind die insigliche Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit. Als er 7 Jahre alt war, nahm ihn sein Vater zu einem mütterlichen Waisenkinder mit, um bei dieser Gelegenheit ebenfalls der Ansehnlichkeit des Vaters ein unerschütterliches Fundament zu geben, und ihn zum Heiligen auf die Unerschütterlichkeit auszuweisen. Von da an hat er es nicht bloß nicht mehr gemacht, sondern sogar sein ganzes Leben hindurch pflegen, sondern sogar sein ganzes Leben hindurch pflegen, sondern sogar sein ganzes Leben hindurch pflegen, sondern sogar sein ganzes Leben hindurch pflegen.

Die vergl. Moseh die wichtigste Stunde seines Lebens, in welcher er die erste h. Kommunion empfing, wurde ihm durch diesen großen Ereignis schon im Alter von 12 Jahren, als er die erste h. Kommunion empfing, wurde ihm durch diesen großen Ereignis schon im Alter von 12 Jahren, als er die erste h. Kommunion empfing, wurde ihm durch diesen großen Ereignis schon im Alter von 12 Jahren, als er die erste h. Kommunion empfing.

erzitterte, entsagte zwar der ersten Gefahr, 108 ist aber sein schlechtes Leben zu, das seinen Leben voll Tugend und Unschuld am 21. Juni ein Ende machte. In seinem letzten Willen für diese Welt ließ er seine Seele dem Vaterland zurücklassen, um zu dem Vaterland zurückzukehren, um zu dem Vaterland zurückzukehren, um zu dem Vaterland zurückzukehren.

„Ist die Kirche nichts für uns?“

Frei nach dem Französischen.
Hierzu wählte zu Hilfe; er war ein Arbeiter. Am Nachmittage des 14. August 1890 lag er zu Hause in der Kleinstadt, recht still daheim; denn er hatte einen halben Tag vorher verlesen, was in der Kirche die Welt zum ersten Male gesehen. Seine Frau war ihm ein wenig unwohl. Die kleinen Kinder in einer Ecke und meinten; sie hätten sich gerade verabschiedet. In einer anderen Ecke laute der Ruf über dem Ratschlag. Sie waren alle abend da.

„Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre.

„Wir wollen gerade zu Herrn Herr Pierre.“ „Wir wollen gerade zu Herrn Herr Pierre.“

„Welche Beschäftigung?“ Welche Beschäftigung? „Welche Beschäftigung?“ Welche Beschäftigung? „Welche Beschäftigung?“ Welche Beschäftigung? „Welche Beschäftigung?“ Welche Beschäftigung?

Rolle — alle Erwartungen glänzen dort in den bunten Farben der Welt.
Pierre hätte einen freudigen Blick. „Aber nicht noch sonst in solcher Weise einen Blick?“ dachte er, „und wo gibt es sonst noch einen so wichtigen Blick?“ Das Katholik — was hat man davon? Man geht hin, wenn man eines Zeh angewunden hat, aber eine Geduld; das eine Mal sieht man vor dem Blick nicht, das andere Mal hat man keine Zeit. Aber hier im Gotteshaus kann man sich setzen, so oft man will und bleiben, so lange man will; es geht und eben so wohl, als das Weltliche. Hier in der prächtigen geschweiften Kirche lassen sich auch die Gedanken und erheben, hier sind viele Kinder des Hauses.

„Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre.

„Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre.

„Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre.

„Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre.

„Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre. „Ist die Kirche nichts für uns?“ dachte Pierre.



Fürster Sonntag nach Pfingsten.
Sonntag nach dem heil. Matthäus V, 20-24.
Inhalt: Jesus nennt seine Jünger vor Petrus, Petrus und erwählt ihren Constat und Bestätigung.

Zur dritten Säcularfeier des hl. Klostertages.

Raum hatte Klostertage den, daß die Bewegungen seines Herzens ihn zum Absterben verleiteten und die Leidenschaft und Unerschrockenheit seines Mutes ihn zu einem Märtyrerkönig verleiteten. In unterfagte er sich dem Umgang selbst mit seinen besten Freunden. Dieser Umstand überredete sie und sie betrachteten ihn anfangs nicht anders, denn als die Waise eines Kindes. Wie groß war aber ihre Enttäuschung, als der junge König eben so handelte über die Entlassungen abtrat, als von der andern Seite alle Welt ihn zur Anerkennung seines Benehmens zu bewegen suchte.

Wohnte man ihn, in dem Gefolge des Hofes zu erscheinen, so verriet sich ganzes Kaiser die Waise, welche er sich anhat. Sein Vater wollte ihn an den Hof von Konstantin, um ihn zum Heilmann anzubilden und ihm die Wissenschaften zu ertheilen. Er aber ergriff die Flucht nach Italien, um sich dem weltlichen Stande zu widmen, aber er kam zurück mit ihm so geizig fürchtete der Kaiser, daß er alle Hoffnungen waren zertrümmert und vernichtet zu sehen, welche er mitten in der Welt sich gesetzt hatte.

Singt, soll es da nicht Wunder nehmen, daß die Jugend erkalte, die Leidenschaft gemüthet werden, das Herz verstockt wird und schließlich der Lehrer davor befehligt. Aber kann man es etwa zuzuschreiben finden, daß der Kaiser verurtheilt, wenn er nicht verfluchen bleibt, daß ein Schiff, welches sich schon Jahre an der Küste an einer Klippe (Kloster) freihalt und Unschuld haben sich wie gut mit einander vertrugen.

Die Gültigkeit, welche Klostertage liebte und aufsuchte, sollte ihn von dem Umgang mit den Weisheiten nur dadurch trennen, um einen um so vertrockneten Umgang mit Gott im Gebete zu pflegen. Für Klostertage war dieser Umgang und unerschrockene Bekämpfung mit seinem Gott das einzige Vergnügen. Nicht der Reize Götter, die ihr Haupt in den Wolken wühlte, während sie in dem Erdreich des Hades ruhten, lebte Klostertage nur im Himmel. Er dachte nur an seinen Gott, er hatte nur Sinn für das, was zu seinem Gott in Beziehung stand. Also ein Kind, das einem wilden Thier zu entweichen sucht, alle Hoffnungen macht, sich in dem Schutze seiner Mutter zu verstecken, so kennt auch Klostertage sein anderes Streben, als in seinem Gott sich zu verbergen und ganz in ihm sich zu verlieren. Er kennt nur die eine Befreiung, Gott zu verlieren, durch die Welt verlassen zu werden. Daher pflegt er aber auch vergebens das Gebet um die Gnade der Heiligkeit. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Gott in seinem Fleische nicht verlagte, wenn Klostertage einen Leib der Verdorbenheit bis zur empfindlichen Keimzeit erforderte, wenn die ewige Weisheit ihm die Gedanken offenbarte, die er meinen wollte, und ihn sicherheit einflößte zur Ueberwindung jener, welche ihn sich nahmen, wenn er mit einem Worte zu der erhabenen Heiligkeit gelangte, deren Reize die ewige Seligkeit ist. Wären wir uns nicht ständlich zu wundern, daß es so Wenige unter der heutigen Jugend giebt, welche nach verlebten Vollkommenheit streben, ehe sie einen so leichten Pfund zu Gebote steht, das Gebet, und ehe sie sich auf ihr Gebet hin derselben Herrn Gottes zuwenden haben. Eher das Gebet seine Tugenden, sein heiliges Leben, weil wir ohne das Gebet keine der Gnaden haben, von denen die Heiligkeit des Lebens abhängt. Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, die im Gebete die höchste Reue ihrer Seele haben, sind die Liebsten Gottes und müssen als solche die Freunde der Menschen und die Hoffnungs der menschlichen Gesellschaft sein. Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, die nicht beten, werden bald der Schrecken ihrer Umgebung, das Kreuz ihrer Familien, die Opfer der Beschämung und damit des Gemüths und der Verwerfung sein.

Der heilige Klostertage widmete sich dem Studium der Wissenschaft mit einem Geiste, der von dem höchsten Erfolge getrieben sein mochte. Er war ebenso ein Meister des Fleißes, als der Tugend, und es ist dieses einer der vornehmlichsten Gründe, weshalb die Kirche ihn der Jugend, namentlich der Studierenden als Vorbild vorgeht hat. Zwar war er mit einem lebhaften und durchdringenden Geiste begabt; aber ein großes Talent, das des Fleißes ent-

behrt, läßt gewöhnlich nur Uebermut ein und führt oft auf Vernunft. Klostertage wendete diesen gefährlichen Weg nicht und hätte es für eine Sünde gehalten, wenn nur ein einziger Augenblick seinen Gedanken einschläft wäre, ohne dem Fleiß den Tribut einzubringen zu haben. Und mit welchem Erfolge gelang es? Wir wissen, daß Klostertage die Höhe erreichte durch sein Fleiß und die ganze Welt durch seine Tugenden in Erstaunen setzte hat. Ein solches Beispiel sollte die Jugend anregen, dem heiligen Klostertage in einer so wesentlichen Tugend nachzustreben und sie erweisen aus jener tiefen Gleichgültigkeit, die so viele junge Leute jugendliche nicht, welche statt einer edlen Seele im gefunden Körper, nichts als einmüthige Glieder und einen kurzweiligen geistigen Leib in den Dienst der menschlichen Gesellschaft stellen können.

Obgleich von der Welt entfernt, obgleich dem Gebete und dem Studium ergeben, ist der Mensch noch immer nicht gegen die Angriffe des Feindes, der in seinen Gedanken wohnt. Gott der Herr erlähmt nicht die Verdorbenheiten im Innern, welche er zu einer hohen Stufe der Heiligkeit erheben will; aber er stellt ihnen bei in ihren Kämpfen, läßt es sogar oft zu, daß die Welt und der Satan sie angreifen. Was that nun Klostertage, um sich gegen diesen Feind zu verteidigen? Was that er, um sich gegen seine Angriffe sicher zu stellen?

Klostertage behandelte sich nicht anders, als die Welt ihre gefährlichsten Feinde behandelt und nur sorgsam darauf bedacht, Geist und Sinne abzutöten.

Jedermann weiß, daß sich die Begierlichkeit des Fleisches und die Hoffart des Lebens gegen uns sich einander verschoren haben.

Aber keine von beiden konnte sich nähern, auch nur den geringsten Zugang zur Brust des hl. Klostertage gefunden zu haben. Die Hoffart nicht, weil er als müthiger Bedachter alles dessen, was die Welt anpreist, nie anders vor ihren Augen erschien, als in einer Niedrigkeit, die nicht besonnen an sich hatte. Durch Selbstprüfung fand er sich schwach und betrübt. Noch besser war es ihm, denn gegen das Feuer der Eitelkeit zu kämpfen. Zum Beweise dafür diese seine unerschrockene Keimzeit, die er in einem Alter von neunzehn Jahren der Königin aller Jungfrauen durch ein ewiges Gelübde gemüthet und dann mit einer solchen Bewusstseinslosigkeit bewahrt hat, daß sie nie wieder von einem ungeschickten Worte, noch von einer unreinen Verleumdung, noch von einer unlauteren Meinung angegriffen wurde. Er leidet und dadurch, daß derjenige, der es über sich gewohnt, die Leiden zu erdulden und seine Sinne abzutöten, die zwei größten Feinde der Tugend, die Hoffart und die Welt, so zu entzweien vermag, daß die Unschuld auch mitten in der Welt herrliche Siege erringen kann.

Wir haben die vier Stufen besprochen, auf welchen der hl. Klostertage sich zu jener hohen Heiligkeit erhob, in welcher ihn die Kirche an seinem Orte insbesondere der Jugend zeigt. Wir schließen mit dem Warten, mit welchen einmal Bischof Colmar die Jünglinge des Königlichem Colmar zu Erziehung an

Worte des hl. Hieronymus anredete: „Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

Wort: Ja, die allein will ich künftig anhängen, die Kraft ist meines Herzens und meiner Geduld nicht wert. Ich will in der Welt leben wie in der Verbannung, wie in einem fremden Lande, ich will ihr Verbleiben mit Gleichgültigkeit und ihrer Reize mit Mühsal betrachten. Wenn die Welt durch Bande der Keuschheit mich zurückhält, so will ich mich selbst durch Bande der Liebe. Mein Herz soll eine Wunde sein, in welcher ich allein mit meinem Gotte die reinen Wohlgefallen verleben werde, welche das Erbteil Deiner Knecht, die ich lieben.“

* Ein leuchtendes Kruz

der Verehrung des hl. Herzens Jesu war der am 6. August 1870 in Quindío in Colombie emmernde Präsident der Republik Ecuador, Garcia Moreno.

Garcia Moreno war im März des Jahres 1821 in Quindío in Ecuador geboren. Von Natur mit großen Gesinnungen ausgestattet, verlebte er sich in seiner Jugend und auch noch im gewissen Alter mit dem größten Eifer auf das Studium der Wissenschaften, sein Lieblingsfach war Naturwissenschaft. In seinem eigenen Vaterlande machte er mannigfache Aufschlüsse, besonders in Beziehung auf die Naturwissenschaften, namens Sebastian Miran. Die beiden waren kollektivweise auch die ersten, welche sich in den Kreisen des Königreichs Quindío trafen.

Nachdem Garcia Moreno zu seiner weitläufigen Ausbildung längere Zeit Europa bereist hatte, wurde er nach seiner Rückkehr in die Heimat Rektor der Universität von Quindío, Senator, Konsul und im Jahre 1861 Präsident der Republik. Zum zweitenmal als solcher wiedergewählt im Jahre 1869 und zum drittenmal 1875, wurde er am 6. August desselben Jahres von Revolutionären in Quindío bei dessen Zuge auf offener Straße gefasst und ermordet.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die für die Republik Ecuador so ungemein segensreiche politische Thätigkeit Garcia Morenos zu beschreiben, zu schildern, was er für die Erhebung des Handels, Aufbesserung der Finanzen, für das Fortschreiten, für den Unterricht, für Kunst und Wissenschaft in seinem Vaterlande gethan hat, es mag genügen darauf hinzuweisen, daß die Landesregierung von Ecuador ihrem ersten Präsidenten nach seiner Ermordung in dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste den Titel beilegte: „Hochwürdiger Vizepräsident der Republik und Märtyrer der katholischen Religion.“

Während er in Quindío lebte, besuchte ihn Garcia Moreno mehrere deutsche Jesuiten als Beichtvater an die Universität von Quindío berief und durch solche ausgezeichnete Lehrkräfte die Pflege der Wissenschaft in Ecuador zu befördern bemüht war. — Doch wir wollen uns hier nicht so sehr den Staatsmann, als vielmehr den eifrigen Katholiken und besonnenen Verehrer des heiligen Herzens Jesu vorstellen.

Bei dem vollsten Streben, das zeitliche Wohl seines Vaterlandes zu heben, war er doch nicht weniger darauf bedacht, die innerliche Bildung der Bevölkerung zu einer christlichen, echt katholischen umzuwandeln. In dieser Beziehung gab es in Ecuador, bei den Jesuiten, tiefere Fortschritte als in irgend einem anderen Lande, welches sich zu jener Zeit befand. Das war der fromme Präsident Ignazio von seiner Schwelgerei zurück. Zunächst war er bemüht, allen seinen Landesknechten ein gutes Beispiel voranzugehen, gemäß dem besten Willen für einen Regenten, verordnete er seine Untergebenen einzurufen. P. Dreißig, einer der besten und würdigsten Beichtvater, die er hatte, hatte im Jahre 1870:

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

„Schmet auf ihn, Gott wird euch segnen, um durch ein Leben für Gott, zu ihm zu gelangen. Oder wollest ihr vielleicht, um euch euren Gott zu ergeben, die zu jenem Alter warten, wo die Kräfte abnehmen, wo das Herz erschöpft ist, wo sogar die Begierden in der verdammten Seele erlöschen und absterben, wo kein Sinn mehr für das Vergnügen, kein Wille für das Gute, keine Kraft für die Tugenden übrig bleibt; bis zu jenem Alter, wo die Gemüthsstärke des Alters diese Wurzeln in uns geschlagen, wo die Laster selbst an jeder Pflanze empfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, um mit dem Knaben anfangen? Wohlet ihr mit einem Worte die Zeit der Gnade abwarten, wenn ihr dann erst zu fünfzehn anfangen, so werdet ihr schwerlich mehr segnen. O ihr Alle also, die ihr noch in der Blüthe eurer Jahre sehet, benutzet jene trüchlernden Stunden, jenes goldene Alter, mit welchem ihr euch einige Tugenden erlangen könnt.“

Die Herz Jesu-Basilika auf dem Montmartre in Paris.

Das große Ereignis der Errichtung der Herz Jesu-Basilika in Paris, welches die frommsten Katholiken aus allerorten mit nationaler Begeisterung und feierlicher Erbauung entgegenzusehen, ist vollzogene Thatsache geworden. Am 5. Juni — es war ein herrlicher, lauer Frühlingstag, der Himmel leuchtete hell in der feierlichen Umgebung dieses Tages — wurde die Grundsteinlegung der Basilika durch den Bischof von Paris, Monseigneur de Guis, im Namen des Papstes vorgenommen.

Die Grundsteinlegung der Basilika wurde durch den Bischof von Paris, Monseigneur de Guis, im Namen des Papstes vorgenommen. Die Grundsteinlegung der Basilika wurde durch den Bischof von Paris, Monseigneur de Guis, im Namen des Papstes vorgenommen.

Düsseldorf

Sonntagsblatt

Religiöse Beilage

Düsseldorf

Volksblatt

Donnerstägliche Beilage:
Lohn, Weber.
Zweit- und Drittag im Abonnement halbes Jahr 10 Sgr.

Nr. 26.

Sonntag, 28. Juni.

1891.

Schöner Sonntag nach Pfingsten.
Ganzjährig nach dem heiligen Mattheus VIII, 1-2.
Inhalt: Jesus läßt auf eine wunderbare Weise die
Lohn in die Höhe nachgefolgte Bestimmung von
plötzlichem Wenden mit neuen Worten und
einen Blick.

Waldbandast.

(Nachdruck ist nicht gestattet.)

Ich mich ruh'n in deinem Schatten,
Schöne Wald, o nimm mich auf!
Nicht, so will der Fuß ermatten
Von dem langen, harten Lauf.
Was ich drun'f' empfunden habe,
Nicht da heimlich hier verstaubt,
Mit dem Blatt der Eich und Buche
Vor dem Tag der Welt bedaubt.
Deine Pfad' abgewandten
Wand' ich auf weichen Moos,
Frieden gib mir, leisen Frieden,
Des du dich in grünen Laub!
Wie ich still in's Dunkel trete,
Kannst du so fernlich
Nicht ich wie ein Gedächtnis
Wie im Einzel Gottes mich.
Du verlass' mich keine Augen
Und die kurze Sorge dich,
Wenn die Erbsen, Früchte spigen,
Sommergold den Wald durchspritzt.
Nicht Zeit nicht schlingen
Sich rasch ab denn und Zeit,
Nicht ohne falls Augen
Von des Himmels Herrlichkeit.
Margarethe Mirbad.

Zum Feste der Apostelkürsten.

Nicht nur unter einem Heil hängt, wie Christus
ausdrücklich sagt, vom Glauben ab; auch für alle
andere irdischen, seltlich und die weltlichen Verhält-
nisse, soll der Glaube Maßstab sein. In diese
Kategorie einreihen läßt sich das Fest der heiligen
Apostel Petrus und Paulus. Dasselbe hat die Kirche
in die Reihe der höchsten Feste gestellt und ihm alle
Auszeichnungen gemacht, welche der katholische Kalen-
dar mit der höchsten Würdigung des Apostelstandes
und der höchsten Personen verbindet. Und
mit Recht! Sind doch Petrus und Paulus göttlich
erwählte Heilige und Stützen unseres Glaubens,
die Gottesboten, angefangen, die ersten Stützen der
Kirche Christi zu sein, die in der ununterbrochenen
Fortdauer ihres übernatürlichen Amtes, in ihrem
sanftmütigen Schutze und in der Erleuchtung der ge-
samten Christenheit stehenden Kronen für den
himmlischen Herrscher über alle Völker, Petrus,
als das Haupt des Apostelkollegiums, als Petrus
Apostolus, (als Petrus, der Erläuterer, der Bestim-
mender der Wahrheit auf der ganzen Welt.) Stell-
gültig passen auf das Apostelwort die kirchlichen

Worte: „Als Petrus wußt Du zu setzen über die
ganze Erde.“ So ist denn für uns alle, die wir
den kirchlichen Riten folgen und eingeleitet sind
in jenes heilige Sakrament, das man Gemeindegast
der heiligen nennt, der große Festtag des Wagners
unter dem Namen, der Festtag des Wagners
heißt, die sein Fundament gelegt haben, eine Fest-
feier, deren Zweck nur innige Glückseligkeit,
deren Zweck vor allem Erleuchtung und Belebung des
Glaubens ist.

Man kann sich die Beschreibung lesen, die lutheri-
sche Kirche von dem heiligen Paulus, um
welchen der heilige Petrus selbst mehr gesprochen
zu haben, bei den Protokollen des großen
Kongresses des heiligen Petrus. Wie abgesehen
eine solche Beschreibung ist, beweist schon ein Blick
auf den kirchlichen Kalen-
dar, den die Kirche den bei-
den Aposteln zuerkannt hat. Wie wissen da nie
den Namen ohne den Namen; man kennt die Namen
die kirchlichen Doktrinen kennen. Zunächst ist das
kirchliche Fest gemeinlich.

Dann gibt es kaum ein kirchliches Fest,
bei welchem der Name Petrus ohne Begleitung
des heil. Paulus verläßt. So lesen wir im „Gen-
eralconcilium“ beide Apostel als Zeugen unseres Kreis-
schmuckes und als Zeugen der Wahrheit; so sind Petrus
und Paulus unzerstörlich in dem an bestimmten
Tagen im Orient vorgeschriebenen Fasten (auf-
trag) der heiligen, im Osten der heil. Messe, in
der Litanei usw. Was man daher immerhin auf
kirchlicher Seite den Stand voll nehmen von — nur
zu oft vernachlässigt — kirchlichen Schriftstücken und
damit kann denn der großen Wert des Festes ganz be-
sondere Wert zu erkennen nehmen, so verhält sich dies
nicht. Hätte man ja im protestantischen Lager
nicht über Petrus, ein eigenes protestantisches Festhalten
im Gegensatz zum kirchlichen zu betonen und
Paulus zum Ueberdies des „reinen Evangeliums“ zu
betonen.

Die kirchliche Kirche — das bringt sich und am
Tage der Apostelkürsten besonders auf — ist die
apostolische. So ist der Petrus bei der heil.
Messe das Gebet, spricht er auch die Worte:
(Ich glaube) „eine heilige, katholische und apostolische
Kirche.“ Diese Worte bezieht sich hier „apostolisch“
auf die Ursprünglichkeit der Kirche; von den Aposteln
hat die Kirche den Ursprung empfangen; sie
verfolgt noch heute dieselbe Lehre wie die Apostel;
Befolgung, Disziplin und Gottesdienst der Kirche
sind in ihren wesentlichen Zügen apostolisch
geblieben; vor allem aber nicht jeder katholische Bis-
chof verleihe seiner Kirche durch einen ununter-
brochenen geistlichen Stammbaum bis zu den Aposteln
hinauf. In aber die kirchliche Kirche ein wesentlicher
Verlust der wahren Kirche, so hätte nicht in Kir-
che zu stehen sein, doch ganz entsprechend Petrus
und Paulus besitzen den apostolischen Charakter
aufrecht haben. Deshalb betet die Kirche: „Pet-
rus, der Apostel, und Paulus, der Erläuterer, sie
haben uns den Weg gezeigt o Herr.“
Für das Dasein der kirchlichen Kirche wird
daher die Bezeichnung „apostolische Kirche“ ge-
braucht. Der Grund dafür ist einfach. Der

Papst ist sowohl als Bischof von Rom, wie als
Universalerbischof der katholischen Kirche, der Nachfol-
ger des heiligen Petrus. Dieser hat, ohne Zweifel
auf göttlichen Auftrag, seinen kirchlichen Sitz, nach
dem protestantischen Katenhals in Antiochia, zu
Rom aufgegeben und den römischen Episkopat
betritt mit dem universellen Primat verbunden, daß
der römische Bischof kraft dieses Primats Papst
ist und umgekehrt, und der Papst Bischof von Rom
bleibt, auch wenn ihn äußere Umstände nötigen, zeit-
weilig anderswo seinen Katenhals zu nehmen
(Neapel, Savona, Genua). Das alte Rom war
das Zentrum der antiken Welt; von dem Milliarium
aureum (dem goldenen Meilenstein) liefen die wich-
tigsten Straßen aus, auf denen der Weltverkehr
die Schätze des Orients und des Occidents zu-
floss; durch das providentielle Ereignis des heil.
Petrus sollte es werden der Mittelpunkt der kirch-
lichen Einheit, der höchste territoriale Ausdruck für
den Primat, auf den der Herr seine Kirche gebaut, die
Festung, von deren Feste aus Christus oberster
Vater mit weltumspannendem Bilde Christi herab
redet.

Rom ward durch Christi Einzug in die Stadt und
Pauli Lehre bald zur apostolischen Stadt. Na-
türlich genug ging die Grundsteinlegung zu dem
Kirchengebäude vor sich; ein ehemaliger Fischer aus
Galiläa, im verachteten Leibe Verdammten, legte
in einem ärmlichen Hause Christus den Grundstein
zu verlegen.

Als Nachfolger des hl. Petrus ist der Papst vor
allem Inhaber aller dem Petrus verliehenen Voll-
machten und Befugnisse; ihm alle ist, gerade so
wie Petrus, gesagt: „Weiß diesen Felsen will ich
meine Kirche bauen... Weib meine Kirche...
Weib meine Kirche... die über dich ist die
Schlüssel des Himmels etc.“ Ganz besonders zu
beachten sind die Worte des göttlichen Heilandes:
„Ich habe dir gegeben, auf daß dein Glaube
nicht wankt“, die den Sinn haben: Für Deine
Kirche, Petrus, bin ich selbst unmittelbar bei mei-
nem himmlischen Vater eingetreten, damit Dein
Glaube nicht die geringste Schwäche erleide; somit
aus die Unerschütterlichkeit Deines Glaubens unmittel-
bar auf meinen Gebete beruht, so „stärke Du hin-
wieder Deine Brüder“, d. h. übertrag Du die Dir
göttlich zugesicherte Festigkeit im Glauben auf Deine
Brüder im Apostolat. Hiermit versehen aber wie Petrus
jeder seiner Nachfolger im Primat mit der legit-
imierten Vollmacht im Glauben ausgerüstet. Denn
das Versehen, Belehren im Glauben muß ja fort-
setzen bis zum Ende der Tage; das ist aber nicht
Anderes, als die amtliche Ausübung der obersten
Lehrmacht; diese wieder muß notwendigerweise vor
ihrem Fortwachen geschützt sein. Und so ist denn der
Papst wahrhaft apostolisch, er der unfehlbare Vater
in Glaubenssachen!

**Was thun die Katholiken in ihrem Kloster
Gott bei Düsseldorf?**

Wanderer von den zahllosen Besuchern, welche im
verflochtenen Sommer zum ersten Male eine Reise auf
beunruhigen, hat sich besonders Angehörige einer

Wichtigste die Frage gestellt: „was mag wohl hier der Rathsherr während des ganzen langen Tages, so abgelenkt von der Aufmerksamkeit, thun?“ und eine der Wichtigkeit mehr oder weniger getreu und der Lebensweise dieser frommen Ordensleute günstige Antwort gegeben.

Von der Rathsherr'schen Hauptbeschäftigung in der Zeit ist das Gebet. Beten und immer beten, ohne auch die geringste Zerstreuung nach Außen hin zum Wohle der lebenden Brüder zu entlassen, das ist eben, was unsere ganz sinnliche Zeit, die allen Sinn für das Uebernatürliche verloren zu haben scheint, nicht so recht begreifen kann. Jeder betet man heutzutage wenig und bays nach Schicht, daher denn auch die Ueberhand nehmende Ungerechtigkeit, wie der Prophet Jeremias bezeugt: „Das Land wird öde und wüst, weil Niemand in sich geht.“ Die einzige Ursache, warum in geistlichen Dingen auf Erden so große Vernachlässigung ist, woran in der Welt so viele und so große Sünden und böse Thaten, des Himmels nicht, weil man irgend mehr ernstlich in sich setzt, und im Gebete sich mit Gott und geistlichen Dingen beschäftigt. Ja, unsere Zeit will, während sie die verkörperten Kräfte der Natur zu ergötzen liebt, von der Himmel und Erde in Bewegung setzenden Kraft des Gebetes nichts mehr wissen!

Und doch, sagt der hl. Isidorus, vermag das inabhängige Gebet das Verdrängen und Glück war ein Reich, und schenkt den Reichen wie mir, und er betete stehend, doch es nicht regnen möchte im Lande; und es regnete nicht drei Jahre und sechs Monate, und es brachte die Erde Frucht. Einen gültigen Anteil, versichert die hl. Schrift, hatte Moses, des Auserwählten, Gebet an dem über die Kanaaniter erzwungenen Siege, als alle Kämpen und Schwärmer der Kämpen. Während der Gottesdienst seiner Hände erhoben hielt, sagte das Volk Israel, und wenn er sie fallen ließ, wurde es geschlagen. Deshalb unterhielten zwei Männer ihm beide Hände, damit sie erhoben blieben, bis die Kinder Israel den Sieg davon getragen.

Einmaliges Gebet erhält Gnade, versichert Gott und erlangt Vergebung. Jods Freunde hatten durch zufällige Helden Gottes Strafgerichtslosig herausgerissen und würden dem geschlagen worden sein, hätte das Gebet des Freundes Gottes den Klammern nicht verdrängt.

Als die Kinder Israel das goldene Kalb anbeteten, wollte Gott sie nicht nur strafen, sondern gänzlich zerstören. Und Moses bat für sie: „Warum willst du, Herr, diese Sünde nicht vergeben, welche du mit harter Hand aus Ägypten geführt hast? Bedenke, o Herr, daß die Ägyptier sagen werden, du habest sie von da weggeführt und in die Wüste geschickt, um sie hier ohne Zweck und Nutzen zu zerstören und gänzlich zu vernichten. Erinnere dich, o Herr Abraham, Isaac und Jakob, deiner Diener, denen du versprochen und geschworen hast, ihr Geschlecht wie die Sterne des Himmels zu vermehren und ihnen das Land der Verheißung zu geben.“ Und der Allmächtige erwiderte: „Ich will, daß meine Jerm wieder sie ergründen und ich sie vergesse.“

„Was ist dieses, o Herr? Warum sagst du: Ich will, daß sie vergesse? Wer vermag dir die Hände zu binden? Wer widersteht deinem Willen? Willst du sagst du: Ich will!“

„Hieraus magst du die Kraft des Gebetes erkennen; denn Gott gab uns durch diese Worte zu verstehen, daß Bitten nachher Pflichten seinen außerordentlichen Reiz zurückhalten, ihn befähigen und vergrößern.“ (Augustinus.) Ausdrücklich lesen wir dieses im 105. Psalm: „Und der Herr sprach, sie zu vernichten, wenn nicht Moses, sein Auserwählter, zur Abwendung des Unheils vor ihm in den Grund getreten wäre, auf daß er sie nicht zu Grunde richtete. Und der Herr war verdrönt, so daß er das seinem Volke angeordnete Uebel nicht vollbrachte.“

Ja, Gott in seiner Allbarmerzigkeit freut sich wie ein guter Vater, wenn jemand beklagend ihm entgegentritt, und beschwert sich durch den Propheten Jeremias, wenn jemand seinen Reiz zurückhält: „Ich lasche unreine Linsen einen Mann, der den Reiz im Hause ergränzte und für das Volk sich mir entgegenstellte, damit ich es nicht vernichtete; aber ich fand keinen.“ Und anderswo: „Ihr erbetet euch nicht zum Ueberhande und füllet euch nicht als Räuber vor das Haus Israel.“ Auch der Prophet Elias befragt sich über den Klang an Hirsprachen: „Niemand, o Herr, ist da, der deinen Namen anruft, der sich erhebt und dich lobt.“ Das ist die Kraft des von den Freunden Gottes dargebrachten Gebetes! Deshalb verdienen fromme Jünglinge

nicht weniger Apostel genannt zu werden, als eifrige Prediger, mächtig, wie sie sind, Gottes strengen Arm zurückhalten, seinem Reize zu widerstehen und Vergebung für die Sünden zu erwirken, worum gründeten in den Jahrhunderten des Glaubens unsere Vorfahren unerschöpfliche Mittel für die einbeschuldigt haben führenden D. Henl! Weil sie die Ueberzeugung hielten, in deren beklagtem Uebel und frommen Leben eine Quelle züßigen und ewigen Segens zu finden. So zählte der Rathsherrorden im 17. Jahrhundert 288 Rathsherrn.

Dem frommligen Leiter, namentlich mit der Hauptbeschäftigung des Rathsherr'schen Ordens, war's wohl nicht unangenehm sein, auch etwas über die Einrichtung des Ordens zu hören.

Dieser Orden steht unter dem Wohlthun allein auf seiner ursprünglichen Stange, denn nie beehrte er einer Verherrlichung; was man der nicht alzu großen Strenge, sowie seiner weiten Verbreitung und der vollkommenen Abhängigkeit der einzelnen Brüder (Deren) vom jährlich stattfindenden Generalcapitel zu schreiben mag. Es war im Jahre 1084, als der hl. Hugo, Bischof von Grenoble, angewiesen wurde die Quartale seinen nach diesem Orte benannten Orden zu stiften.

Regeln hat er nicht hinterlassen, wie aus den „Geschichte und Gebräuchen der Rathsherr (Cartusianer Compositio) von Hugo, hiesigen General-Ordere, gesammelt, hervorgeht.

Die Rathsherr teilen sich in Mönche, Priester und Donati. Die Rathsherr, auch Sonner genannt, unterrichten alle vierzehn sich heimlich im größten Reichen des Reichs und erlernen es so von Heiligen, deren frommen Lehrenungen vollständiger nachkommen zu können. Daher wird von ihnen keine wissenschaftliche Bildung gelehrt.

Donati oder Diakone heißen solche für ihr Seelenheil besorgte Erwaehene, die sich in der Abt, später Richter zu werden, mit allem, was sie sind und haben, dem Richter zu Diensten stellen.

Die Priester lehren die Donaten weihen gemeinschaftlich und stehen unter der beklagten Leitung und Aufsicht eines Procurators.

Die Mönche (Patres) nehmen jeder für sich in einem Kloster aus fünf Klammern bestehenden Gebäude: Ein Wohnstube, ein Speisestube, eine Werkstätte, ein Raum für Küchen und Holz, ein Rathsherr.

Jedes dieser Gebäude hat zwei Ausgänge, einer von denen die eine zu einem alle Gebäude aber Ueberwegen verbindenden Kreuzwege und die andere in einen kleinen Garten führt, der von dem Mönche selber in den Stunden der Erholung nach Lust und Belieben kultiviert wird.

Eine wissenschaftliche Natur umgibt vollständig in diesem Klause von einander entfernten Gärten, Bäumen und sonstige Gebäulichkeiten. — Diese Gebäude heiligen die Rathsherr durch beklagtes Schweigen, Betrachtung der ewigen Wahrheiten, Studien und letzte Handarbeiten.

Am Sonn- und Festtagen speisen sie gemeinschaftlich; an den übrigen Tagen aber wird ihnen die Nahrung durch eine Offizier der Kelle verabreicht. Nahrung, Milch, Butter, Eier und der Gebrauch des Weines ist gestattet; Fleisch dagegen nicht. Ihre Kleidung ist von weißem Tuche und besteht aus einem Obertheile und einem mit Rapuze versehenen Capuliere.

In der Kirche versammeln sie sich um Mitternacht zur heiligen Abhaltung des Nacht-Officiums, welches sich drei Stunden dauert; dann zur Conventuellen Messe (nicht nach dem üblichen, sondern nach einem aus dem 12. Jahrhundert stammenden, sehr einfachen aber würdevollen Ritus celebriert), und endlich zur Vesper. Am Sonn- und Festtagen auch zu den übrigen heiligen Tageszeiten.

Jeder Mönche dürfen ihre Mönche besuchen, auch einige Tage da verweilen, um den geistlichen Exercitien obzuliegen.

Wenigstens einmal in der Woche haben die Patres gemeinschaftliche Erholung und Spaziergang außerhalb des Klosters.

An der Spitze eines jeden Rathsherr stehen: der Prior, ein Prior (Unter-Prior) und ein Prior Procurator, wozu letzterer neben der Aufsicht über die Rathsherr und Donaten noch die ganze Verwaltung des Klosters befehligt.

Dieser Orden hat der Kirche 6 Kardinalen gegeben, ohne Jene zu nennen, die aus Demut dem Rathsherr nachgelassen, als Gelasius Secundus, Wilhelm Kalabal und Johann Birel, der nach dem Tode Clemens VI. von Kardinallegation zum Papste ernannt wurde; ferner 66 Bischöfe und Bischöfe, unter ihnen 5 Heilige, und endlich viele Gelehrte;

der berühmteste ist Dionysius Areopagita, gemächlich der Rathsherr und Doctor christlich genannt.

Nach im Jahre 1792 zählte der Orden 136 Rathsherrn mit ungefähr 4000 Heiligen. In Deutschland und Holland im Besonderen des 18. Jahrhunderts Rathsherr: Bonn, Contor bei Bonn, Weiden, Trier, Gießen, Mainz, Erfurt, Regensburg, Würzburg, Tübingen, Altdorf, Gießen, Gießen, Gießen, Dülmen in Westfalen, Buxtehude, Danzig, Gießen und Bielefeld in Polen.

Hauptstädt befinden sich noch 28 Rathsherrn mit den beiden Stämmen, der großen Rathsherr, 4 Stunden von Grenoble in Frankreich, Richtung des Generaloberen und der Rathsherr St. Stephan in Osto in Galabrien, wo der hl. Siffrid lebte, und zwar in Frankreich 14 in Italien 4, in Spanien 2, in der Schweiz 1, in England und in Deutschland 1, nämlich die Rathsherr St. Stephan im Jahre 1809, beim Beginn des Kulturkampfes zerfallen und im verflochtenen Jahre wieder begeben.

Wir hoffen nun, daß diese noch so junge Rathsherr heute fast genug sein wird, um ihre Ehre zu Gründung anderer Rathsherr anzusehen zu können. In dieser Hinsicht werden wir auch zum Besonderen an unsere so sehrwichtige und so sehrwichtige Gesellschaft denken mit dem Reize, sich in die hl. Gründe zu schicken, wenn sie sich nach und nach dem Wohlthun der Welt dem Dienste Gottes ausschließlich widmen will.

Das Abenteuer des Majors Gleditsch.

So erzählt mir mein Freund, der Hauptmann: Als ich vor zwei Jahren in die kleine polnische Stadt versetzt war, und ich am zweiten Tage in eine neuer einzigen verdrängten Revierstation, wo die Kammerboten vertrieben, eintrat, führte ich aus dem Nebenräume eine überaus, lächerliche Stimme: „Schibumwer!“ entsetzte Gineer.

„Rein, Schib—mäh—je,“ sagte wieder die andere Stimme.

Es war mir sofort klar, daß hier einem Launen eines verblödeten gemacht werden sollte. Auf mein Fragen vernahm ich, daß es der alte blöde, gunglich laube Major Gleditsch sei, zu dem ich hineingeh, um mit ihm auf diese Weise einige Worte zu wechseln.

Wald wurde ich zu ihm hingeführt, um ihm vorzustellen zu werden.

Ich traf einen stattlichen, großgewachsenen, hoch in den Fingern stehenden Herrn, der mit unerschöpflichen Unterredungen unendlich viel auf dem Sofa lehnte. Major Gleditsch blieb er nicht, so wurde er nur genannt, und es hatte in diesem Namen folgende Bewandnis:

Ich hörte von ihm viel Lobendes. Jeder rühmte ihn als einen frommligen alten Herrn, der sich in der Jugend ginge, sich für alles interessierte. Da er wohlhabend war, so war es bei diesem Lebensstiligen Herr nicht zu verwundern, daß er sich einen großen Hund hatte. Es mochte ihm die größte Freude, Rat und Nummer, von es trat, zu verschlingen, wo er konnte. Seine Unerschöpflichkeit, seine nie mangelnde Willkür, wie er sie als Soldat gezeigt, wurden genug erwähnt. Kurz, er war der Gentleman, der den 18. April, wie er ihn ließ. Jeder einigen Hund besaß, nicht er, wohl von dem Vater nicht zu trennen, nicht die Gabe der „Zügel“, jene Gabe, die jedem Offizier, jedem Soldaten notwendig eigen sein muß. Es schickte ihm (und deshalb war er an der Major'sche Geschichte) jenes rasche, sofortige Handeln, das so durchaus erforderlich ist. Es schickte ihm das: er sperrte, doch zu lange erst nach, als er den Gleditsch geschick. Wie alle wissen, daß in jeder Lage der Offizier, der Soldat lieber blühend sein den ersten Schritt thun soll und muß, als daß er hin und her erwäge: soll ich oder soll ich nicht. Mit einem Worte, es mangelte ihm an Selbstbeherrschung, er ließ sich dirigieren, oder um es gut beizulegen zu sagen: übertrumpfen, hinter sich führen, überwinden.

Den letzten Willensschwächen wie von seiner großen Herzensgüte wurden allerlei Schmeicheleien erzählt: die höchste Strafe, die er seinen Büchsen, bracht diese geschick, unterlegte, ihm er darin angebrachte, daß er eine volle Schachtel Jährlinge auf

Widdchen schritt lechzt auf sie zu: „Reinette!“ Aber sie verwarf, ohne anzusehen, in ihrer Eile. Und nun kam ein Mann herbei: Als der Reutnant sich zu ihr gewandt, schaute sie plötzlich die Haupt an seine Brust. Und ihr immer noch auf der Erde weisendes Auge sprach: „Weshalb hast Du mich nicht bei?“

Und der Reutnant, dessen frisches, seltsames Gesicht sie nicht sah, sagte: „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

„Stamm stand sie auf und führte ihn in die Weidenschaft des jungen. „Du hast mich nicht bei?“

Die junge Weibchen erzählte ihm: Der Vater sei auf einer Reise von Rosenburg nach Dornburg einige Tage unweit von einem holländischen Dorf geblieben. Durch Mordbruch oder irgend einen andern Unfall sei er gestorben. Sie (die Weibchen) aber wisse, daß die Leiche des Vaters in der Nähe von Dornburg gefunden sei, die der Vater heimlich und unglücklich geliebt habe. In Dornburg habe er aus dem Gedächtnis die Liebeszüge wieder gegeben.

Ein früherer Kommandant kam durch irgend eine Expedition und bezeugte das Brautverlöbniß. Und es war ganz still. . . . Zwei seltsame, lebendige junge Herzen aber schlugen für einander, ihres Lebens hatten sich zwei seltsame junge Menschen gefunden. —

Am Morgen nach diesem Geschehnis trat in Lubowo ein alter, nasser, vermählter Herr, der Grafen-Widwe ein, Herr Widdchen. Er war ein Mann von hohem, schlanken Körperbau, von seinem Alter aus unangenehm gezeichnet. Er war ein Mann von hohem, schlanken Körperbau, von seinem Alter aus unangenehm gezeichnet.

„Gleich bei Nacht war er beinahe zum Ausbruch gekommen, wenn Widdchen nicht in solcher Weise abgelenkt gewesen wäre.“

Der Zufall kam dem Fürsten zu Hilfe. Am selben Tage abends trat der Reutnant der Weibchen, der selbst mit dem Regiment am bezeichneten Orte in veranlassen. Es sollte unendlich in Glimmern nach Polen rücken, um sich hier im großen Truppenverbande zu versetzen.

Am einen Nachmittag marschirte wieder Reutnant Widdchen mit dem ersten Zuge der 2. Compagnie des 7. Infanterie-Regiments durch die Straßengegend auf dem Wege von Lubowo zu. Er marschirte mit geschlossener Ordnung. Ihm war der Befehl gegeben, erst dann, wenn er den nächsten Hund des großen Hofes erreicht, das Regiment zu verlassen.

Der Tag war nicht so heiß wie vor einem Jahre, doch immerhin schnell und trocken, und es fehlte nicht an dem Zug und seinen Führer treulich waren.

Der Reutnant ließ halten, die Gewehr zusammennehmen, mochten. Dann schaute er den gelben, mitwollenen Felleid.

„Reutnant Widdchen erhielt hiermit den Befehl, ohne zu zögern, auf die Kapelle des 2. Bataillons in Lubowo zu marschieren und den dort sich befindlichen holländischen Fürsten Widdchen zu empfangen. Nach dessen Begleitung über war immer dort, sich aufzuhalten, ist ohne Rücksicht auf die Stelle in Gewehrform zu nehmen. Jedem Widerstande wird mit der Waffe begegnet.“

Der Reutnant rief seine Unteroffiziere zusammen und teilte ihnen das Königliche mit. Dann ließ er an die Gewehr treuen und ging mit seiner Abteilung auf die kleine Kirche los. Der Weg dorthin war ihm von seinem früheren Aufenhalte her in Schlaf Lubowo bekannt.

Raum waren sie eine halbe Stunde gegangen, da kam es wie Dregelien von fern. Widdchen ließ halten, ihm sahen und gab der Mannschaft Befehle. Als erster Schuß wurde angesetzt. Jedes vermerkte Geräusch war streng unterzogen. Verschieß, kein Rauschen der Zweige, kein lautes Kommando.

Das Dregelien wurde stärker, ein Knallen war zu hören. Da schimmerten die weißen Mäntel. Mit dem Säbel: Halt. Dann langsam. Und der Reutnant, von zwei Unteroffizieren begleitet, trat durch die einzige Thür des Kirchleins ins Innere; das Dregelien endete mit dem Knallen der Schüsse.

Als Widdchen eintrat, bot sich ihm folgendes Bild: Der Reutnant hatte eben den Segen über die Reu vermählten gesprochen. Dieser Krönung, darunter die Grafen-Widwe, weinten. Alle Damen, auch die Braut, trugen polnische Landtrouser.

Einem Augenblicke hatte der Offizier, dann aber schritt er graden Weges auf den Altar zu und legte

unter dem weißen Kopfband und Gefährden aller laßt die Hand auf die Schulter des Jünglings und sagte laut und langsam: „Im Namen des Königs, meines Herrn, Fürst Widdchen, sind Sie mein Geliebter, und als verlobt hat sich die ganze Versammlung hier angeschlossen. Jeder Widerstand ist verboten. Die Kapelle ist unweiblich und die es verdrängen würden, zu erschlagen, sind des Todes; (schon gelobene Gewehr rücken ihre Mündungen auf Ihre und Feuer.“

Es entstand einige Sekunden eine Verwirrung. Aber aus dieser löste sich rasch und gemessener Herr Widdchen. Er zog eine Schrift hervor und überreichte sie mit feierlicher Bedeugung dem Offizier: „Ich bitte zu lesen.“

Widdchen las, erhaunter und erklaunter werdend, wie folgt: „Ich hiermit dem Fürsten Widdchen Palatinen gelobten, daß am 23. August 1831 mit der Weibchen Widdchen in Weinen Lubowo, trauen zu lassen.“

Berlin, 13. August 1831. Friedrich Widdchen. Reutnant Widdchen hatte und hatte und sagte nicht, was er thun sollte. Dann aber nach einer Minute polnischen Schlägen verlor er sich, als hätte er vor seinen Könige. Und laut sagte er: „Die Versammlung ist frei und ungebunden. Der Befehl seiner Majestät ist nicht befolgt.“

Als er nach seiner Zurückkunft seinen Kommandeur benachrichtigte und den Befehl des Königs vorzeigte, schickte ihn der Regimentalkommandeur eines ärztlich auf die Kapelle, daß ihm schon in die Augen und sagte: „Widchen junger Freund, Sie sind arg dupirt.“

In Berlin hatte man seine Klagen und wußte sich ab. Seine Majestät waren wenig erdacht, daß der König mitleidig. Der angelegliche Befehl sollte sich heraus als ein kaltes Wasser für alle Hände verwehrt. Reutnant Widdchen kam vor ein Königsgewicht.

Als die Angelegenheit dem Könige in voller Auseinandersetzung vorgelegt wurde, sprach der hohe Herr in einem Stimm der Entschlossenheit aus und sagte: „Widchen ist ein Mann, nicht nachtragend; er ist ein Mann, nicht nachtragend; er ist ein Mann, nicht nachtragend.“

Und das war das einzige Einkommen gemeldet, das dem guten Major Widdchen im Leben begegnet ist.

3) Rästel. Zum Rästel bin ich aufgezogen, lach die Befehle liegt mit fern. Doch wenn ich auch recht zuversagen, daß ich mich selbstschändlich fern. Doch niemand hat mich sprechen hören, daß doch: was meine Sprache ist, ich stund, ihr Mannist darauf zu hören, daß ich mich selbstschändlich fern. (Man weiß wie Dank heil zu sprechen.) — Durch Widchen jähren man mich aus. Nur Rästel ist zu fernem Ziele. Sobald von mir die Schale ist. Und wenn noch einer: Wenn ich spiele, Sie'n erste Dinge auf dem Spiel.

3) Quadrate-Wachhabensrästel. Ein 4x4 Quadrat mit Buchstaben A, B, C, D in den Zellen.

Ein 4x4 Quadrat mit Buchstaben A, B, C, D in den Zellen. Die Buchstaben sind in den Zellen angeordnet: A B C D, B C D A, C D A B, D A B C.

3) Mischfussungen. Ein 4x4 Quadrat mit Buchstaben A, B, C, D in den Zellen. Die Buchstaben sind in den Zellen angeordnet: A B C D, B C D A, C D A B, D A B C.

3) Rästel. Ein 4x4 Quadrat mit Buchstaben A, B, C, D in den Zellen. Die Buchstaben sind in den Zellen angeordnet: A B C D, B C D A, C D A B, D A B C.



einzelnen mit mir ist ein Mittelstück in Bezug nicht angeht.
Nun sollte man glauben, daß die irdischen No-
thenden sofort nach seiner Bekehrung alle an-
gehören hätten, um der Klüber, und mit ihnen auch
der christlichen Gemeinde, habe sich zu wenden, um so
zu tun, als die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.
Die Gleichgültigkeit, inwieweit sie nicht mit dem Wesen
das, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

liebe? Das mußte mir noch nicht ganz genau
aber war hättet Mögen widersehen können. Ich
wenn er nicht nur durch seinen Gesang diesen
ausdrücken konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Sie hat mich noch nicht ganz genau
aber war hättet Mögen widersehen können. Ich
wenn er nicht nur durch seinen Gesang diesen
ausdrücken konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Der Brief.
Der Herr Herr war ein ungewöhnlich Mann.
Er hatte eine gewisse Art, die nicht nur ein
Wiedersehen konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Der Herr Herr war ein ungewöhnlich Mann.
Er hatte eine gewisse Art, die nicht nur ein
Wiedersehen konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Der Herr Herr war ein ungewöhnlich Mann.
Er hatte eine gewisse Art, die nicht nur ein
Wiedersehen konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Sie hat mich noch nicht ganz genau
aber war hättet Mögen widersehen können. Ich
wenn er nicht nur durch seinen Gesang diesen
ausdrücken konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Sie hat mich noch nicht ganz genau
aber war hättet Mögen widersehen können. Ich
wenn er nicht nur durch seinen Gesang diesen
ausdrücken konnte. Vielleicht hätte er noch etwas
sagen können, was die Bekehrung selbst zur Wiederherstellung
dieser Gemeinde wesentlichen beigetragen hätte und die
Betrachtung nur prinzipiell anerkannt hätte. Dies
nicht — gegenüber dieser Bekehrung hält die
Kirche für alles Fortschritt der christlichen Kirche.

Wiederholungen nur die Jüngst und nicht seinen

Wiederholungen nur die Jüngst und nicht seinen... Wachen hielt sich immerfort fränkisch das

Unter all den süßig lachenden Juchzern war aber doch ein

Eine Erinnerung.

Der in den jüngsten Tagen in Kurhild erfolgte

Es war im Jahre 1888, als sich die eheliche Frau

Als die Ehefrau von Herrn... die Ehefrau von Herrn...

Das verheißt Sie nicht. Von dem frühern

Der in den jüngsten Tagen in Kurhild erfolgte

- 1) Buchstaben-Vertauschung-Rätsel. Durch Vertauschung der Buchstaben sind je zwei

- 2) Charade. Die Erste: Weibchen von sehr Früchling.

- 3) Würfelspiel. Ein Spieler gewann durch ein Würfeln seiner

- 4) Räthsel. M F A V D A V K A V E

- 5) Veranschaulichungs-Räthsel. K a m m e r

Durch fortgesetztes Einzeichnen ist eines Buchstabens

Würfelfösungen.

1) Würfeln: Wange. 2) Quadrate-Buchstabenräthsel: S H I R A V G E II V E R U E R S

Wichtig! Wichtige Nachrichten sind: In 1) D und R. Wied. Eberth, Maria Döll, Josef

Siebter Sonntag nach Pfingsten.

Georgslied nach dem heil. Matthäus VII, 15-21.
Inhalt: Jesus warnt seine Jünger vor Falschheit und Verführern und gibt ihnen zugleich die Kennzeichen an, aus welchen sie dieselben erkennen können.

Die Berechnung des kostbaren Blutes des Herrn.

Wie der Monat Juni der schönsten Berechnung des allerbüßigsten Monats Juli gegenüber ist, so ist Juli der Monat der vorzüglichsten Anbacht zum kostbaren Blute des Herrn. Beide Anbachten beruhen auf menschlichen Grund, nämlich auf dem katholischen Glaubensbekenntnis von der persönlichen Vereinigung der zweiten Person in der Gottheit mit der menschlichen Natur. Wie das heil. Jesu das heil. Gottes, so ist das Blut Jesu das Blut Gottes und darum ein Schutz vor unendlicher Kollaterale, über Berechnung und Bedeutung.

Wohl ist es demnach richtig, daß Gott der Herr bereits im alten Bunde durch besondere Verdienste auf das kostbare Blut der persönlichen Erlösung hinweist. Schon beim Beginn der Geschichte der Menschheit wird das Blut des Weizenkörns vorgegeben durch das Opfer des frommen Abel, welches die Erlösung seiner Hinde darbrachte. In diesem Opfer war Christus vorgebildet von Abraham der Vater, wie der h. Johannes schreibt.

Vorgeschrieben war Christi Blut durch das Blut des Lammes, mit welchem zum Schutze gegen den Mitternachtengel die Thüren der Hölle im Bunde Abrahams beschriftet wurden. Sehr schön äußert sich Hierüber der h. Johannes Evangelium: „Das Osterlamm wurde in den Hölle geopfert und sein Blut an die Thüren geschrieben; dies war das Blut, dem Tode zu entgehen, welcher die Kräfte traf. Wenn alle das Blut dieses Lammes die Juden inmitten der Wüste und in solchen Zeit unerschrocken bewahren konnte, so wird das Blut Jesu Christi, nicht an den Thüren, sondern im Innern unserer Seelen angewandt, um viel besser bewahren. Nach jetzt geht jeder Engel des Himmels und Tode während dieser Nacht unserer Lebens weiter, aber waschen wir uns in h. Dyle. Der Wägen des Himmels das Blut; er wolle, seinen Tod nicht zu vermeiden, er erlöset sich im Gewissen an den Tod der Hölle. Deshalb rühmt er jene Thüren nicht an.“ Dieses hätte gesagt: „Vestiret die Thüren.“ Und nachdem sie das gethan, waren die Juden voll Vertrauen und Zuversicht. Und ihr Gewissen, die ihr das Blut des Lammes nicht kost, sollten kein Vertrauen haben! Vorgeschrieben wurde ferner das kostbare Blut des Erlösers durch den israelitischen Stamm, durch welchen das Haus des Abrahams dem in geliebte Land einziehenden israelitischen Heere gefolgt war, damit seine Besatzer zum Tode nicht, daß Abrahams die israelitischen Handwerker bezeugt hätte, verflucht werden. „Die Handwerker Joseph bezeugen.“ So bewirkt der h. Moses, Schlichter des 3. Vertrags, daß Abrahams als Heilungsgewissen eines roten Stoffs an seinen Hause aufhängt, um uns kund zu thun, daß

das Blut des Herrn der Preis der Erlösung sein werde für Alle, welche an Gott glauben und auf ihn vertrauen können.“ Dieser israelitische Stamm, sagte der h. Jeremiaus, „sind dieer das Geheimnis des Blutes Christi.“

Vorgeschrieben wurde endlich das kostbare Blut Jesu Christi durch die im alten Bunde von Gott selbst bestimmten blutigen Schöpfungen und Weihen, durch das Recht, das Blut der Tiere zu genießen, weil das Blut als einzig Heiliges galt; denn das heiligste Saft ist im Blute, und dieses bestimmte ich mich zur Vergebung für eine Seele auf dem Altare.“

Was erzählt nun vornehmlich haben verklärtem Blutvergießungen des Herrn, nämlich die Blutvergießung bei seiner Beschneidung, bei seiner Zeit zum Opfer, bei seiner Gefangung, Dornenkrönung, Kreuzigung und Kreuzigung, und endlich bei der Bestimmung seiner h. Seite durch den Langenstich.

Um hervorragender Verdienste des kostbaren Blutes des Herrn war der h. Apostel Paulus. Er vertritt die menschliche und göttliche in seinen Heilungen das kostbare Blut des Herrn; er macht darauf aufmerksam, daß nur unerschütterliche Hoffnung haben einzuwirken in das heiligste (von Himmels) durch das Blut Christi; er weist hin auf „das Blut des Bundes, wodurch wir geheiligt werden“; er lehrt, daß wir die Erlösung haben durch sein Blut, die Berechnung der Sünden; daß wir Gott „nahe gebracht werden durch das Blut Christi“; daß „durch ihn alles mit ihm verflucht werde, sowohl was auf der Erde, als was im Himmel ist, indem er Frieden macht durch das Blut seines Kreuzes“. Demnach hat jeder christliche Denker Recht, welcher vom h. Apostel Paulus spricht: „Wir können ihn den Heiler der kostbaren Blutes nennen und den Heiler der bekehrten Anbacht zu demselben.“

Eine ganz besondere Bedeutung der Anbacht zum kostbaren Blute oder zur jenseitigen und einflussreichen Dominanz, die h. Katharina von Siena, welche in ihren vielen Briefen an Personen aus allen Ständen, an Päpste, Bischöfe, Priester, Fürsten usw. stets auf den Wert und die großen Wirkungen des Blutes Christi zurückkommt.

Wohl eine Summe heiliger Gedanken erregt aber auch in der Zeit die Erinnerung an das kostbare Blut des Herrn. Es ist so überaus, so unendlich heilig, weil geheiligt durch die geheimnisvolle Verbindung mit der zweiten göttlichen Person, so unendlich wertvoll und kostbar durch die heilige Verbindung, durch den unendlich wertvollen Akt der Ausopferung desselben von Seiten des Welterlösers. Wie erinnert er an alle die schmerzlichen Schmerzen, die bei seiner schmerzlichen Kreuzigung der Heiland erduldet, an alle die Mühe der Liebe, mit welchen das heil. Jesu seine Dornenkrone bezeugte. Wie verleiht er uns die Kraft, um das heil. Blut mit dem Blute Christi zu erlösen, den bei der heiligen Wandlung die Hand des Priesters empofert, dem gläubigen Kelle zur Anbetung; wie anständig und wenig, mit welchem Gewissen der Tode aus Meere werden im Anbenden an dieses kostbare Blut die Gläubigen in diesen Momente an ihre Brust schließen, und in einem ganz anderen Sinne, als ein die Juden, scheinlich zum Altare auftraten: „Sein Blut komme über uns und unserer Kinder!“

Wie wichtiger Sammlung wird man bei der h. Kommunion sich erinnern, daß auch in der heiligen Eucharistie, die man empfängt, das lebendige Blut des Heilandes zugegen ist und genossen wird zum Heile der Seele! Genieß die Anbacht zum kostbaren Blute wird im Monat Juli erwaschen in den Herzen derjenigen, die dieses Geheimnis nur zuweilen zu betreten sich die Mühe geben.

Wahrheitlich nicht viele sich gemühen, so menschlich in Rücksicht auf die abhängige Lage der Kirche, ist das heilige, mit einem Blick von 100 Tausen, so oft man es anständig und reichlich betet, verbundene Schlüsselstein: „Guter Vater, ich verleihe Dir auf das kostbare Blut Jesu Christi zur Vergebung aller meiner Sünden und für die Anbacht der heiligen Kirche.“

Das Gebet macht glücklich.

Jedes gute, demüthige und vertrauensvolle Gebet steigt über die Wolken empor, und steht vor dem thronischen Gott, und verleiht ihm die Gnade, die er will. Gebet ist die Seele, die sich nach dem Himmel sehnt, während die Unterwerfung über nachlässige Herrschaft des Gebetes und trübselig anderer verborgenen Natur und den bösen Gewissen der Welt und unserer verdorbenen Eigenliebe überläßt.

Zwei Meilen ungelähr von Versailles, am Ende nachfolgender, geliebter Betriedes, begegnet unter dem Namen eines kleinen Landbesitzer, deren grüne Wiesen sich weitläufig erstrecken zwischen zwei mit Kalksteinwänden gefüllten Hügelreihen. Am Sommer dieser Wälder liegt das adeliche Dorf Chateaufort.

Vor einigen Jahren war ein hervorragender Schriftsteller unserer Zeit hierher gekommen, um in dieser ruhigen, erlösenden Einsamkeit seine Gesundheit wieder herzustellen.

Durch die Gassen der Kapelle gerufen, erzählt er, „ganz ich jeden Sonntag zur heiligen Messe. Dabei traf ich nicht selten zusammen mit einem merkwürdigen Manne. Es war ein Mann, dessen äußerliche und anfrichtige Anbacht ich nicht genug bewundern konnte.“

Bei seiner ärmlichen, dürftigen Kleidung zeigte sein ganzer Mensch eine Ruhe und eine Anmut, die, je länger und aufmerksamer ich ihn beobachtete, einen desto tieferen und vortheilhafteren Eindruck auf mich machte.

Diese Begegnung weckte meine Neugierde, so daß ich Erkundigungen über ihn erlos, und alsbald erfuhr, daß er von der christlichen Rücksichtliche lebte.

In bereits vorgerücktem Alter hatte er seine Frau und seine beiden Söhne verloren, von welchen letzteren der eine an der Pest, der andere bei der Cholera des Tod gefunden hatte. Ermüdet durch diese Mühseligkeiten, rebete ich ihn an und versprach ihm meine Hilfe.

„Sie haben einen Bessern Rath nötig“, sagte ich,

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 11, 1-9.
Inhalt: Jesus befehlt in dem Geheiß die von den ungeräten Dämonen seine Jünger, sie ihm die 70 Stämme der Völker zu übergeben und zu bekämpfen, um sie zu bekehren und zu erlösen.

Der Geist unserer Lebensaufgabe

Wir sind durch das sonntägliche Evangelium vor die Seele geführt. Wie alle sind Dämonen der Welt, Barmherzige der Welt, die er uns anvertraut hat. Uns allen steht ein Zug bevor, an welchem wir die Rechenschaft abzugeben haben den himmlischen Väter, wenn er zu uns spricht: „Du kennst nicht länger Barmherzige sein.“ Sozen hat solche Gedanken an die bevorstehende Stunde der Abrechnung genügt, uns mit Angst und Schrecken zu erfüllen. Fremdlinge sind wir auf Erden, wo wir keine Heimliche Rechte haben. An viele Wahrheit erinnert uns gar nicht. Jeder Lebensstufe, jeder Stufe, jeder Bestimmung eines christlichen Dieners, jede himmlische Stimme ist ein Memento mori. Was wir begehren, haben wir nur zu verwerten, also auch darüber Rechenschaft abzugeben. „Was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hättest? Quä du es aber empfangen, was rühmt du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Aber alles also, was wir sind und haben, haben wir Rechenschaft abzugeben. Jeder hat von Gott ein bestimmtes Maß von Reichtum und Gütern erhalten, um durch dieselben die Güte Gottes zu wehren, das eigene Heil und — soweit seine Stellung dies mit sich bringt — das Heil der Menschen zu fördern. Reiche des Hades, Zuhörer des Himmels, das sind wir, die wir sind. Jeder ist in seiner Lebensaufgabe Diener und Barmherzige der ihm anvertrauten Gaben Gottes. Reiche und Angehörige haben besonders die Pflicht, ihr Geld und Gut zum Segen der nothleidenden Armen zu verwenden. Gütern sind Barmherzige Gottes, welche die ihnen anvertrauten Gaben für den Himmel heranzubringen haben. Jeder ist im Innern seiner Seele Barmherzige der ihm zuteil gewordenen Göttergaben. „Wenn wir gegeben sind, von dem wird auch viel gefordert werden.“ Jedem Barmherzigen ist die Aufgabe gestellt, das er bei seiner Verwendung des Empfangenen sein Heil wirken kann. Keine gegen seinen Herrn ist die Hauptpflicht eines guten Barmherzigen; er darf sich nicht aneignen, was ihm nicht gehört, nichts verschwenden, nichts zu Grunde gehen lassen. Der Barmherzige im Evangelium „kam in diesen Ruf, als hätte er die Güter seines Herrn verschwendet“, daher mochten wir es oft gleich ihm. Wir betrachten uns als Götterkinder und nicht als Diener. Wir machen von unseren Reichtum und Talenten einen willkürlichen, unvernünftigen Gebrauch, verschwenden dieselben, ohne nicht den von Gott gewollten Gebrauch. Wir haben davon in die Erde, daß wir nicht die Güter Gottes gegen die Welt, sondern gegen die Welt, in der wir leben, verwenden, sondern, unsere Zusammenhänge mit einer übermenschlichen Welt, unsere Abhängigkeit von Gott negieren oder daß zu

vergeßen haben. Viele leben dahin, als Feinde des Kreuzes Christi, deren Gott der Bauch, deren Güter Herrscher ist, gänzlich versunken in sinnlichen Genüssen, in die Sorgen für zeitlichen Gewinn. Andere kennen zwar ein geistiges Streben, sie sammeln zwar Schätze des Wissens, sie forschen den Gesetzen der Natur nach, verlernen sich in die Erforschung der Wunder allerergründeter Gottheit, aber die Wissenschaft ist ihnen nicht Mittel zum letzten Zweck, zur Verehrung Gottes und zur Heiligung der eigenen Seele. Der Reiche kann bald nachlässig mit den barmherzigen Armen. Gütern regieren ihre Kinder nur für Zwecke des irdischen Lebens, lassen sie unterweisen in Fertigkeiten und Künsten, die sie bei den Menschen ansehnlich und anpreisen machen, kümmern sich aber wenig oder gar nicht um die geistige Erziehung, soviel als die gute Sitte und ein gewisser Ruf nach es erfordern, um die religiöse Ausbildung zu verhindern. Wäucher vergräbt die schönen Talente, die ihm Gott gegeben, anstatt sie nutzbar für die Welt zu erheben. Viele kommen sogar um die Grundzüge des ganzen christlichen Barmherzigen, nur die Gewohnheit des Sündens. Die Welt der Menschen steht nicht gegen den ungeräten Barmherzigen zurück, indem sie sich mehr oder weniger feiner und großer Bemühungen schuldig macht und gleich dem Barmherzigen beim Herrn „in diesen Ruf kommt“.

Der Herr rief ihn also und sprach: „Nicht Rechenschaft von deiner Barmherzigkeit, du kennst nicht länger mehr Barmherzige sein.“ Dieser ernste Ruf des Herrn ermahnt nicht, nichtig zu werden, auch für uns. Der ewige Richter wird dann alle unsere Gedanken, Worte, Werke, Unterlassungen vom Anfang unseres bewußten Lebens bis zum Ende befehlen prüfen und in seinem Richterpruch uns fassen, als wir treu oder untreu die Barmherzigkeit geführt haben. Auch im rechten Augenblicke bedachte sich der Barmherzige im Evangelium und trug durch einen reichen, im Sinne der Welt klugen Geschäftsmann Sorge für sein Leben nach abgenommener Barmherzigkeit. Die Klugheit dieses Barmherzigen sollte auch die Klugheit der Klugheit als Kinder des Lichtes, als Barmherzige der verschriebenen Gaben Gottes nachahmen. Der Heiland, welcher die arbeitslosen Streiche des Barmherzigen lobt und uns ermahnt, uns nach seinem Beispiel zu richten, durch ungerichtetes Gut zu erwerben, will damit nicht die hochsten Tugenden aufheben, noch auch uns zur Nachahmung gleicher Unselbstigkeiten antreiben, sondern er will uns, wie der hl. Augustinus sagt, durch dieses Beispiel daran erinnern, daß wir hinsichtlich unserer Seelenheilung ebenso klug und sorgfältig sein sollen, wie die Weltliche und wie wir es auch in Führung zeitlicher Güter zu sein pflegen. Mit derselben Klugheit und Geschäftigkeit sollen wir uns von unserm irdischen Gut und Gut durch Almosen und Werke der Barmherzigkeit Freunde verschaffen. Der Heiland nennt den Reichtum ungerichtet, nicht weil er voransteht, daß man ihn auf ungerichtet Weise erworben, sondern weil derselbe uns so leicht zur Ungerechtigkeit, zu Gels, Unmäßigkeit, Verschwendung, Lüge, zum

Räben verleiht. Wenn wir uns aber derselben bedienen, um damit Gutes zu thun und Almosen zu spenden, so machen wir uns dadurch Freunde, die uns nicht in die ewigen Wohnungen aufnehmen werden. Diese Freunde sind nicht die allerseitige Jungfrau, die Engel und Heiligen; es sind die Verdienten, welche wir voraussehen und die uns nicht bloß die Worte des Himmels hören, sondern uns auch freuen werden.

Es ist unsern mit christlichem Ernst und gewissenhafter Treue die Klugheit unserer Lebensaufgabe erwiesen, nicht der Reichtum, die wir schuldig sind, gedanken, uns jederzeit auf jene große angelegte Stunde der Rechenschaft vorbereiten und die Kinder dieser Welt in ihrer Tätigkeit, in ihrem Glauben für irdische, oft sinnhafte Zwecke zum Besten zu machen, um nicht als ungeräte Barmherzige des den verheißenen Lohn zu empfangen.

Die sociale Bedeutung der religiösen Erziehung.

Wie kann ein vernünftiger Mensch die Klugheit sein, der Menschen Klugheit auf Erden ist, daß sie den Himmel vorbereiten? So fragt einer der Hauptcharaktere der modernen Wissenschaft, Professor Büchtemann, im preussischen Abgeordnetenhaus. Es ist eine traurige und betäubende Thatsache, daß eine solche Erziehung nicht nur keine Reize des Geistes befreit, sondern auch praktisch im Leben geübt wird und vor allem leidet Gottes auch der Jugend ein geübt wird. Wollten freilich die Vertreter dieser Richtung sich einmal die Folgen der Lehre genau ansehen, sie würden über das Produkt ihrer Erziehungslehre erschrecken. Die Ideale, welche nach Lange, dem Geschichtsforscher des Materialismus, „keine Ruhe mehr haben“, sind verschwunden und an ihre Stelle Hastigkeit, Egoismus und Genußsucht getreten. Dieser vorherernde Strom hat unsere Jugend überflutet, so daß schon vor 40 Jahren die liberalen „Allg. Ztg.“ sagte: „Wie kommt es, daß im Allgemeinen die heutige Jugend idealen Interessen und Bestrebungen so abhold ist, so wenig Patriotismus, sittliche Reinheit so gering schätzt, dagegen alles Geld und Gede mit Rache vernichtet, der Materialismus trotzt, den sinnlichen Genüssen so oft Zeit, Leben und Gesundheit opfert? Wer die Thatsache leugnet, leugnet das Jüngere Geschlecht nicht.“

Die Antwort mag ein Vorkämpfer geben, dem man besonders Verehrung entgegenbringt für die christliche Ideale nicht nachgeben kann. Der Ministerpräsident der Rheinprovinz, Herr v. Helldorf, sagt: „Stellt uns das Cui bono bei allem Wissen und Handeln als obersten Grundsatze auf, und bald werden die Welt, die Liebe zum Vaterland und Vaterland, die Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit zu den sehr werthvollsten Dingen gehören, d. h. in ihrem innersten Kern angegriffen und zerstört werden. Jenes Wohlthun, Reichtum und Genuß genannt, der in einigen Wiederkehr sein eigenes Fiehl sucht und sich niemals löst, werde ihr eure Kinder opfern, frühzeitig, durch thöralen Aufzuchtungsmaßnahme, bläsierte und raffinierte Genußsucht. Ihr seht sie

Münchener Sonntagblatt

Religionskritische Beilage

Münchener Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Weber.
Verlag und Druck des Verlags G. Schönböck in München.

Nr. 29. Sonntag, 19. Juli. 1891.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIX, 41-47.
Inhalt: Jesus weint beim Abschied der Stadt Jerusa-
lem über die verkehrten Umgebungen derselben
und treibt beim Abschied in den Tempel die
Tische und Verkaufstische aus dem Heiligtum des
Volkes.

„Mein Haus ist ein Bethaus.“

Wie das Evangelium erzählt, sind der Heiland
voll heiligen Willens die Häuser und Verkaufstische
aus dem Tempel zu treiben. Der Ort, an welchem dieses ge-
schah, war der Hof der Priester, in welchem sich
auch die Juden versammelten, die den Gott der Juden an-
beteten. Hier boten Händler die Tiere für, welche
zum Gottesdienste gebraucht wurden. Da als Ge-
setz für den Tempel keine Vorschriften, sondern nur
die übliche Sitte angenommen wurden, so befanden
sich an dem Orte auch Verkäufer, welche den Ver-
kauf der Tiere ausübten. Dies geschah in dem
Hofe des Heiligtums der Juden, was an sich zwar
notwendig, hätte aber außerhalb der Tempelgebäude
geschehen sollen. Das mit einem solchen Treiben
verbundene Laus der Häuser und das
Verkaufsgeschäft machte auf die zum Gottesdienste ge-
henden Israeliten einen ständigen Eindruck und
machte es ihnen sehr unangenehm sein, welche
an diesem, als ihnen unbilligen Orte ihre Gebete
verrichten wollten. Daher ist auch anzunehmen, daß
bei dem Ausbruch des Tempels, diesen und Lagerstätten
verworfen wurden. Das alte, einseitige Bethaus
und errichtete mit Recht den Unwillen des Heilandes.
„Mein Haus“, sagt er, „ist ein Bethaus; ihr aber
habet es zu einer Hühnerhöle gemacht.“ Der Tempel
gegen alle Schäden so lauterliche Ort und gerade
über die Entheiligung des Tempels in Jerusa-
lem, um zu zeigen, daß ihm nichts so schwer ist, als
die Entheiligung jenes heiligen Ortes, wo er von den
Menschen ganz besonders will angebetet sein.

Der Tempel, den der Heiland reinigt, ist nur ein
äußeres Schatten- und Vorbild unserer geistlichen
Tempel. In diesen sieht der Herr, während lau-
fend Engel ihn anschauen und sprechen, auf andere
Männer nieder mit seinen heiligen Heiligtum und
Blute; mit diesem seinen heiligen Heiligtum und
Blute opfert er sich hier mit seinem himmlischen
Vater, das Opfer darbringend, dessen Schattenschild
die Opfer im Tempel zu Jerusalem waren; er
wehrt hier im Tobendest Tag und Nacht unter
und wehrt hier fortwährend die Häuser seiner Heilig-
keit und Blute, was nicht mehr für uns den Heiligen
begehren, den er ein für allemal begehrt hat, aber
doch die Frucht seiner Heiligung uns hier zuwenden,
was hier nicht mehr für uns begehrt, aber durch
die Heiligung der Verdienste seines Todes uns hier
nach täglich von unsern Sünden reinigen, was
nicht mehr seine himmlische Heiligkeit, was mit Lauten
verkündend, die das himmlische Ohr vernehmen, oder
während seine Diener und Werkzeuge sie verkündigen,
mit unerschöpflichen geistlichen Tönen zu unserm Gehren
sendend; nicht mehr in himmlischer wahrnehmbarer Ge-
walt mit seinen Engeln hier zu Tische sitzend und

ihnen das Brot brechen, aber uns hier noch täglich
das himmlische und irdische Brot brechen und
andere Seele mit Mann heilend, sehr lieblich und
freundlich, so oft die Hohenpriester an unser Ohr drin-
gen, und höher ruft mit seiner lieblichen
Stimme: Kommet alle zu mir, die ihr mühselig
und beladen seid, ich will euch erquicken! Wie
süß war ihm und gnädigreich, als er die Gegen-
wart in unsern irdischen Kirchen, die dadurch
mehr und eigentlicher Gottesdienste sind. In wie
vielen und vollkommenen Sinne spricht der Herr's
jener Worte des heiligen Evangeliums aus: „Wie süß
ist mir, daß ich gehen darf in das Haus meines
Vaters und daß ich weilen darf in seinem Heiligtum!“
O wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr!
Doch hierher kömmt lieblich der Herr, der hier weilt,
ist nämlich der dreimal Heilig, den mit verschiede-
nen Anlässe die Engel anbeten, er ist der mächtigste
und höchste Gott Israels, der Herr der Oerthoren,
der sich auf Sinai unter Sch und Donner offen-
barte und der den Moses befehlt, die Schuhe aus-
zulegen, da der Ort, wo er steht, ein heiliger Ort
ist. Mit welcher Ehrfurcht sollten wir also an die-
sen Ort treten und hier verweilen, wenn sogar der
alle vorbildliche Tempel von unserm Heilande einer
solchen Bereinigung würdig gehalten wurde!

Sind die Kirchen des neuen Bundes so ehrer-
würdige heilige Orte, so ist auch die Entheiligung des-
selben eine so große Sünde. Wer sich dort un-
gebührlich betriegt, der verfehlt sich nicht allein gegen
Gott, den er beleidigt, sondern auch gegen seine
Mitmenschen, denen man Reue zeigt. Ein
solcher frevelt gegen Gott, begeht gegenwärtigen einen
Sündenverstoß, indem er Gott in seinem eigenen
Hause beleidigt. Wie die Unbill um so größer, je
höher die Würde der Person ist, die beleidigt wird,
so ist auch der Ort, an dem sie geschieht, auf die
Sündhaftigkeit der Handlung von Einfluß. Beleidigt
die Unbill im eigenen Hause dessen, der beleidigt
wird, denn ist sie am schwersten. In jede Sünde,
die anderswo geschieht, vor Gott ein Verbrechen, so ist
doch der Tempel, der ihm in seinem Hause angetan
wird, in seinen Augen am verabscheuenswürdigsten.
Der Herr rief, sagt der ehrenwürdige Vater, die
Kamraden aus dem Tempel, in welchem nur gött-
liche Dinge vorgenommen, Gebete und Opfer dem
Herrn dargebracht, das Wort Gottes gelesen, gelehrt
und gesungen werden sollten. Wenn also der Herr
nicht einmal jene Dinge im Tempel feierlich ge-
schehen wollte, welche im Tempel geopfert wurden, um wie
viel mehr wird er züchtigen, wenn er dort solche an-
stellt, welche lachen, unruhig Geschwätz führen oder
sich sonst ungebührlich betheuern? Denn wenn der
Ort jener heiligen Handlung, welche anderswo in ihm
erlaubt waren, in seinem Hause nicht haben, um wie
viel mehr sind Dinge, welche nirgends erlaubt sind,
des göttlichen Jammers wert, wenn sie in dem Gott
geheiligteten Hause geschehen! „Mein Haus ist ein
Bethaus.“ Die Kirchen sind des Gottesdienstes
wegen da, um Gott zu verehren und anzubeten; wer
aber statt dessen sich ungebührlich im Bethaus be-
trübt, der entweicht die heilige Stätte, der beschimpft
Gott. Ist es nicht nach dem Befehle offenbar ein
Verbrechen, wenn Chrieten vor dem Altartheiligen nicht

ihre Knie beugen, anstatt auf die heiligen Geheimnisse
mit aller Ehrfurcht und Ehrfurcht zu achten, sich aller-
lei Freistellungen freiwillig hingehen oder gar länd-
liche Witze sich zu erlauben kommen lassen? Wozu
man nicht annehmen, daß Chrieten, die sich so be-
tragen, kaum nach an die Gegenwart Gottes in dem
heiligen Sakramente glauben? Wagt in einem sol-
chen Bethaus nicht eine Verehrung der Weisheit
und ihres göttlichen Stützens? „Renn etwas schänd-
liches ist“, ruft der hl. Ambrosius, „als das Ge-
schehen dem Betrage der heiligen Sakramente und des
Gefühls bei der Eucharistie der heiligen Sakramente,
da die Heiden doch sich gegen ihre Götzenbilder so
ehrerwürdig zeigen!“ „Dort steht der Priester, wel-
cher die Gebete aller Gegenwärtigen Gott darbringt“,
sagt der hl. Hieronymus, „und du lästest die Heilig-
keit dich nicht, zu lästest nicht! Ist es nicht ein
Verbrechen, daß der Priester nicht herabsteigt, nicht nur
auf dich, sondern auf Alle!“

Durch die Ungehörigkeit in der Kirche geht
man auch seinen himmlischen Reue. „In dem
Kirchen“, schreibt der hl. Hieronymus, „soll
nur ein Gott, ein Heiland und ein Heiligtum sein; das
ist aber nicht möglich, wenn Einige sich ungebührlich
zeigen.“ Gleichwie die Würde der heiligen Chrieten
Andere zur Reue führt und sie erbaudt, so be-
trübt die Ungehörigkeit Einzelne das gerade Gegen-
teil bei Kindern. Diese werden durch den Mangel
der Ehrfurcht zu Freistellungen verleitet, sie
werden gehindert, sich ihren heiligen Eindrücken
und der Verehrung mit Gott hinzugeben; die Frucht
ihrer Anbetung und ihres Gebetes geht verloren.
Andere, insbesondere jüngere Leute, lassen sich eben-
falls zu Ungehörigkeiten verleiten; weil sie sehen,
daß man die Religion so wenig achtet, so machen sie
es ebenso und nehmen nach und nach ähnliche
schlimme Gesinnungen an. „Wer zur Zeit des
Gottesdienstes allem Geschwätz sich hingibt“, sagt
der hl. Hieronymus, „wird eine doppelte Strafe finden;
erstens weil er den, mit welchem er spricht, vom
Gebete abhält, und dann, weil er auch den Heilig-
stehenden Verächtlich ist.“ Aus der Verachtung der
Häuser und Verkaufstische im Tempel können wir er-
sehen, welche eine Beantwärtigung jene auf sich haben,
welche in den Gottesdiensten die Welt sündliche An-
betung und Ehrfurcht vernachlässigen und sich mit
einem Heiden, Gedanken, Wägen oder unangehörigen
Handlungen beschäftigen und Andere in ihrer Anbetung
hören. „Wäre die Ungehörigkeit in den Kirchen“,
sagt der hl. Augustinus, „nicht ein so großes Ver-
brechen, würde Jesus, der sich gegen alle Schäden so
lieberlich und sanftmütig zeigt, gegen die Tempel-
säulen zu Jerusalem so streng gewesen sein und,
sein heiliges Born entflammt, ihnen dargeworfen
haben, daß sie aus einem Bethause eine Hühner-
gube gemacht!“

Wenn wir das Haus unseres Heiligtums und Heiligtums
wir, so oft wir uns ihm nahen, von unsern Heiligen
den Staub ab, d. h. verdammen wir aus unserer
Seele, was der Heiligkeit des Ortes und der Hand-
lungen, die hier gefeiert werden, unthun ist. Gleichen
wir nicht eingehend des Wortes des Herrn: „Mein
Haus ist ein Bethaus.“

Was ist der Papst.

ausgewählte Mitglieder hat der Papst gegen das Oberhaupt seiner Kirche? Was ist die Idee des Herrn Ferrari, Bischof von...

Dies ist der gültige Lehrgang des Papsttums für nachzukommen. Die Kraft des Glaubens was es, durch welche Petrus die Vätergemeinde über die ganze Kirche erhielt.

Stolze Regentenröhren sind ausgefallen, mächtige Staaten sind zerfallen, kluge Staatsmänner haben oft Maaßregeln eintreten, um den Hellen Petri zu unterwählen; gewaltige Heere haben davon gestülzt — umsonst: das Papsttum ging nicht unter, denn es ist unsterblich, weil es auf göttlicher Grundlage beruht.

Die Kirche zum h. Vater Leo XIII. lobt und breitet in den Herzen aller Gläubigen. Forderung ist er von den Sorgen um das Wohl der Gläubigen das ganze Wohlsein; wie oft hat er für die Kirche in Deutschland geküsst, als jener Kulturkampf unglücklichen Tyrann und Ullar in gleicher Weise schädigte.

Was diesen einen Zeugniss der gegenwärtigen Kirche, aus der sonst großen Zahl, ist einig, in welcher Richtung unser h. Vater hat Petrus und Jesus gelebt. Und wenn der h. Vater Befehle in eigenem Hause; Rom befindet sich noch in Plänen der piemontesischen Erbprinzen.

Reiner gibt sodann einen geschäftlichen Überblick über die Beratung des Papstes und bringt folgende, darauf bezügliche Worte...

der allgemeinen Katholikerversammlung zu Venedig in Venedig. Ich will heute nicht näher erörtern, unter welcher Beziehung und erscheinenden Umständen...

Der Papst hat die Gebote erfüllt für den h. Vater. Das Gebot — so lautet ein heiliges Wort in einem Gebetbuch — ist eine Pflicht, die der Mensch Gott nicht widersteht.

Die zweite Pflicht ist, den heiligen Vater durch den sogenannten Petrusdienst zu unterstützen. Der heilige Vater braucht Geld für die Regierung der Kirche des ganzen Christentums.

Wir müssen kämpfen und öffentlichen Bekenntnis von unserem Glauben ablegen. Dieser Kampf vollzieht sich von Zeit zu Zeit auf dem Gebiet der politischen Wahlen. Nach sind die Zeiten des politischen Kampfes nicht so lange her.

Als wir uns auch nur zur Lösung der römischen Frage habend befragen, daß wir gemeinsam zu handeln haben. Die römische Frage ist die Frage, welche die römische Kirche hat.

Holländisches. Das Parlament hat einen kurzen Brief über die in die Schritte erinnet, welche die holländische Regierung im Hinblick auf die römische Frage zu tun hat.

Der Sitzung müßte sein Ursprung und Inhalt sich verständig über die römische Kirche. Er ist, als ging er auf den Rehen. Erleben aber würde jemand auf den Tag und bewegt sich um das römische Reich, einen nach dem anderen wie zum Groß an...

das Haupt führen. Guten Abend, meine Herrschaften! Ich hoffe Sie willkommen, und ich bin...

Die holländische Stimmung: Ihre Herrschaften sind willkommen, und ich bin in Holland zu sein und zu bleiben ist und anzuhalten, aber auch...

Von der Seite bis nach Rotterdam ist das Land ein einziger großer Weizenfeld. Das ist die Natur, die das holländische Land auszeichnet. Die Natur ist die Natur, die das holländische Land auszeichnet.

Wenn der Himmel nicht, daß Rotterdam sich nicht durch den Handel der römischen Kirche hat, das ist die Natur, die das holländische Land auszeichnet. Die Natur ist die Natur, die das holländische Land auszeichnet.

Die Erben von Rotterdam sind nicht allzu reich, die Natur ist die Natur, die das holländische Land auszeichnet. Die Natur ist die Natur, die das holländische Land auszeichnet.

Sehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVII, 9-14.
 In dem Namen des Vaters Amen.

Die Pharisäer

waren zur Zeit Jesu, da ihre Macht sich über alle Schichten der Gesellschaft erstreckte, die Zusagegeber der öffentlichen Meinung. Sie waren sehr gefährliche Feinde, besonders für denjenigen, der sich ihre Lagnade zugezogen hatte.

Zwei ganz verschiedene Menschen treten uns vor Augen, ein Pharisäer, der im hohen Selbstbewusstsein sich überhebt, und der demütig betende Zöllner. In seiner Verleumdung glaubt der Pharisäer sich auf eine nur noch wie hohe Stufe zu stellen, indem er sagt: „Ich bin nicht wie die Mäuler, Ingepredigten und Uebertreter.“ Was ist aber darin so Großes oder Außerordentliches? Drei Sünden erludt er, vor denen er sich häutet und zwar solche Sünden, deren öffentliche Begehung ihm die Ehre vor der Welt rauben und ihn in hoch Befangenes bringen würde.

Er ist aber auch das Gute. Alles in Allem weiß er zwei gute Werke anzuführen: er fastet und entrichtet den Zehnten. Nun war es aber keine Pflicht, wenigstens einmal in der Woche zu fasten, und wenn er nach einem zweiten Tag zurückkam, so lag darin für einen vornehmen Mann, der sich schweren Arbeiten nicht unterzog gar nichts Besondere. Keulich verhielt er sich mit der Zehntenabgabe. Er entrichtete den Zehnten von allen Früchten, die er erntete — das mußte er aber nach dem gesetzlichen Gebote thun — für so geringfügige Werke, die nur äußerlich verrichtet werden, ohne daß das Herz daran Anteil hat, dürfte er einen übernatürlichen Lohn von Gott nicht erwarten, zumal da weltliche Augen das Herz nicht sehen können.

der hat nicht gebetet, hat die Gerechtigkeit seines Herzens, die er mit in die Kirche gebracht, in der Kirche wälzen lassen. Wer aber vor Gott stehend, sich über andere erheben kann und Alle um und neben sich verachten und obenbreiten noch Gott danken kann, daß er nicht ist, wie die übrigen, der hat sich durch seine Annäherung an sich, an den Willen Gottes, an Gott sich verlobt; an sich durch Selbstüberwindung und Selbstüberhebung, an den Willen Gottes durch die Bewahrung, an Gott durch den freiwilligen Dienst für dasjenige, was nicht von Gott ist, sondern von dem bösen Willen des bösen Menschen kommt.

Viele pharisäische Gerechtigkeit ist demnach durch und durch falsch, ist eine falsche Gerechtigkeit, weil das Weiden der Gerechtigkeit, die Liebe gegen Gott und den Nächsten, das innere Gerechtigkeit, ganz fehlt und die äußeren Werke durch Handel verfaßt sind. Diese Gerechtigkeit ist aus lauter Hochmuth, Selbstüberhebung, Menschenverachtung und Gotteslästerung zusammengesetzt. Diese nur eingebildete Gerechtigkeit ist eine wahre Ungerechtigkeit, die der Gehelndie nicht sieht, der Hochmuthige nicht sehen will, der Heuchler noch dazu mit der Sünde guter Werke verblüht und der Gotteslästerer sich zur Duelle des Fluches macht.

müßige Stunden glug gerechtfertigt nach Hause, jener eingebildete Gerechte aber nicht.“ Dieser seiner sinnlosen Gleichmüthe, welche durch sich schon klar genug ist, hat Jesus noch einen Schlüssel angehängt, der das, was das Gleichnis in einem einzelnen Beispiele lehrte, in einer allgemeinen Lehre aufzufassen sollte: „Wer sich selbst erhebt, der wird erniedrigt; wer sich aber erniedrigt, der wird erhöht.“ Wer sich mit dem Pharisäer selbst erhöht, sich selbst unter die Zahl der Gerechten setzt, obgleich die Ungerechtigkeit noch in seinem Herzen lebt und herrscht, der wird erniedrigt, indem ihm die ewige Gerechtigkeit, welche den rechten Weg anweist, eine Stelle unter den Ungerechten und Ungeliebten anweist. Wer sich aber mit dem Zöllner selbst erniedrigt und im lebendigen Bewußt der Selbstüberhebung seine Sünden erforscht, erkennt, bekennt und bekennt, den erhöht Gott. Die ewige Erbarmung trägt, vergiebt die Sünde und die ewige Gerechtigkeit weilt ihm eine Stelle unter den Gerechten an, und wenn er im Guten beharrt, unter den auserwählten Söhnen an.

Ein Wort über das Wallfahren.

Wallfahrer n. Diezenbrock zählt zu dem gewaltigsten katholischen Krieger Deutschlands in diesem Jahrhundert. Erst 17 Jahre alt, machte er als Landwehrsoldat den Feldzug von 1815 gegen Frankreich mit, dann subierte er das Cameracoch, wandte sich aber bald aus innerem Antrieb der Theologie zu, wurde Pfarrer, Erzieher des berühmten, heiligensüchtigen Bischofs Salzer von Regensburg — auf den letzten Grabstätte im linken Seitenschiff des Domes von Regensburg liegt heute immer noch die Denktafel des Volkes grüne Reize und irische Douquet nieder, obgleich er schon 60 Jahre ist, ist, und es finden sich beiseit, indem immer zusammen Peter — und Generalstab, am 1844 aber noch Diezenbrock Fürstbischof von Breslau.

Hören wir, was er bei einer Gelegenheit von Wallfahrten gesagt hat — es ist aufgezeichnet von seinem Nachfolger im Amt, dem Fürstbischof Dr. Förster, was alle gemäß der Wahrheit entsprechend. Kardinal Diezenbrock war auf der Pannungkreise in den pharisäischen Zeiten seiner Ebelei heilig und hatte die Abgesandten auf dem Schloß Friedelgrommen, dem Eigentum des Erzbischofs Albrecht von Oesterreich. Das Schloß liegt auf einer Höhe und befehligt die Gegend; ihm gegenüber liegt ein anderer Hügel, auf welchem, umgeben von allen Linden, ein Stachel-Waldschloß steht. Es war eben in der Hitze von Maria-Feierstunden, da kam der Fürstbischof von seinen Feinden aus sehen, wie die Pilger und Wallfahrer in langen wohlgeordneten Reihen von allen Seiten herzogen und geführt von ihren Seelherren, unter den sitzenden Bauern und dem Hofgen des Herzogs, laut betend und streunend kamen singend, zur Bergkirche anstiegen, welche feierlich und freundlich, wie ein Gruß der Jungfrau, ihnen lieblich entgegenkam. Der Kardinal wurde nicht müde, diese Wanderzüge zu betradten. Und als es nun Abend wurde und die

Erster Sonntag nach Pfingsten.
Evangelium nach dem heiligen Marcus VII, 31-47.
In h. 1: Jesus heilt wunderbare Weise einen Taubstummen und rüht aus diesem Anlasse dem Volke laut zu gratulieren.

Die Heilung des Taubstummen
In eine Wunderthat zum Besten des Unglücklichen im heiligen Evangelium. Aber dieselbe hat zugleich eine Bedeutung auf die ganze Menschheit. Was Jesus nämlich dem Taubstummen gethan hat, das hat er nicht weniger auch dem ganzen menschlichen Geschlecht gethan. Es ist ja kein großer Beruf und der Beruf einer Menschwerdung, auch unsere Dienen zu dienen, damit wir die heilige Lehre des Evangeliums in uns ausbreiten können. Wie der Mitarbeiter des Herrn der ganzen Menschheit gethan hat, so ist er auch ihre Ränge, pflegt ihr die Worte des Herrn und mit der Liebe den Umgang, die Sprache der Hoffnung zu reden, das Vertrauen und die Hingebung gegen Gott und des Wohlwollens gegen die Mitmenschen. Richt jeder, dessen Lebensziel nur seinen Dienst ist, hat auch schon das Wort des Gottesknechts, wie auch nicht jeder, der die Sprache der Menschen redet, kann schon die Sprache der Heiligen des Herrn reden. Viele haben in diesen Worten des Herrn und hören nicht, hören und verstehen nicht; und viele reden, aber ihre Worte sind Hohn auf ihre Christen und Menschennatur. Diesen seinen großen Beruf, der Menschheit das Wort, d. h. das Verständnis der höchsten Dinge aufzuschließen und der Menschheit die Sprache zu lehren, d. h. die Worte der Wahrheit und Liebe in den Mund zu legen, hat Jesus Christus treu erfüllt, was er im Evangelium dem Taubstummen, das hat er im vollsten Maße der ganzen Menschheit gethan. Er verknüpft dies an das Ende der Welt das Wort des Menschen und erschließt durch seinen heiligen Geist dem Menschengeist den Sinn seiner Worte. Ken nun an hören und verstehen, was des Hörens und Verstehens wert und etwas das jedes Gehör und Verstand ein eitles und ungesegnetes ist. Und er ist die Sprache der Menschheit. Er heilt die Sinne und erfüllt sie mit göttlichen und hohen auch menschlichen Gedanken, Empfindungen, Regungen und Bestrebungen. Auf diesen höheren geistigen Sinn der im Evangelium erhaltenen Darstellung wollen auch die hl. Väter hin. „Wahr Sollen“, sagt unter anderem Bede, der Geschichtschreiber, „legt seine Finger in die Ohren, wenn er durch die Gaben des hl. Geistes die Ohren des Verstandes zum Verständnis und zur Aufnahme der Worte des Heiles öffnet. Denn der Finger Gottes ist der hl. Geist, nach der eigenen Versicherung unseres Herrn, der zu den Jüngern sagt: „Wenn ich im Finger Gottes die Taube anrede, warum trüben ihr denn euer Inneres auf? Durch diesen Finger Gottes wurden auch die ägyptischen Bauwerke von Moses überstanden und wurde das Volk auf die Steinernen Tafeln geschrieben, weil wir durch die Gaben des hl. Geistes sowohl vor den Kämpfen der Menschen und der bösen Geister ge-

schützt, als auch in der Erkenntnis des christlichen Willens erleuchtet werden. Mühen sind die in die Ohren des Taubstummen gelegten Finger des Heilandes die Gaben des hl. Geistes, wodurch die Herzen, die vom Wege der Wahrheit abgewandt sind, zur Erkenntnis und zum Verständnis der Weisheit des Heiles geöffnet werden. Und weil auf die Erkenntnis der Wahrheit auch das Erkenntnis derselben folgen muß, deshalb wird passend hinzugesetzt, daß Jesus die Sprache des Taubstummen mit seinem Spitzel berührt; indem hierdurch angedeutet werden soll, daß er den Mund derjenigen, die er im Glauben unterrichtet, auch zum Bekenntnis des Glaubens anreibe; denn der Spitzel des Herrn bezeichnet den Schlüssel der Wahrheit, von der es im Buche Jesus Christus heißt: „Ich bin aus dem Munde des Allerhöchsten hervorgegangen.“ So daß er also durch die Berührung der Sprache des Taubstummen mit seinem heiligen Mund berührt macht, um Aemter der Wahrheit auszusprechen und den Glauben zu befestigen.“

Das Jesus eben dasselbe, was dem Taubstummen im Evangelium, der ganzen Menschheit ertheilt, d. h., daß er ihr das Wort aufzulegen und die Sprache selbst habe, ist in seiner hl. Kirche nicht geschehen. Wie der Herr nämlich das Ohr des Taubstummen mit Spitzel berührt und das „Epithema“ gelichtet hat, so berührt die Kirche mit jedem Taubstummen, der heiligt im Namen und als Stellvertreter des Herrn: „Offen dich.“ Er will damit andeuten, daß der Geist des Taubstummen von nun an dem Evangelium soll aufgehen und der himmlischen Erkenntnis teilhaftig sein. Ja, für Christus und für das ewige vom Vater gesandte Wort soll fortan dieses Ohr offen stehen. Es werden die Hören der himmlischen Wahrheit diesem Ohr das Wort des Lebens vernehmen von nun an, und es wird der Geist der Wahrheit, der heilige Geist, der Seele das wahre Verständnis des Wortes und den lebendigen und heiligen Glauben einleiten von nun an; der Taubstumme wird fernerseits von nun was an heiliger Wahrheit in sein Ohr und sein Herz bringt, sorgsam aufnehmen und bewahren und mit Mut und Standhaftigkeit bekennen mit Mund und Hand, in Wort und That.

So ist dieses „Epithema“ in der heiligen Taube von einer großen Bedeutung. Es heißt eine hohe Bestimmung aus, es ist große Gnade und eine heilige Pflicht. Wenn zur Heile das Taubstumme das Wort hören will! In das Ohr des Taubstummen auflegen für die Lehre des Lebens, so mögen Vater und Mutter treulich mit dem Rinde Worte des Lebens reden, es gewissenhaft zum Erlaube des höchsten Unterrichtes anhalten, unerschütterlich bei demselben auf christlichen Glauben der christlichen Wahrheit hängen; so mögen die Lehrer und alle, welche Gottes Wort bei dem Rinde vertreten, mit allem Eifer es in der That und Liebe des Herrn unterrichten. Welche jeder Christ seinem sein erdnetes Ohr hin, wo Christus durch seinen rechtmäßigen Diener zu ihm redet, demselbe er lebenslanglich die Schenkung

nach dem göttlichen Worte und die Liebe zu bewahren, öfter er mit Freuden und ohne Menschenmühe seinen Mund zum Bekenntnis der geschehenen Wahrheit und „lebe er als Gerechter aus dem Glauben!“

Die Bedeutung heiligerischer Lesarten.
Neben dieser ebenfalls wichtige als seltsame Thema hielt P. Ritter Rath & J. im Wiener katholischen Damenleserinnen einen interessanten Vortrag, den das Wiener Vaterland im Familien- und Familien-Blatt mitteilt:

Hochansehnliche Versammlung!
Ein überaus wichtiges, großes und bedeutungsvolles Wort hat uns hier veranlaßt. Es gilt ein Unternehmen zu fördern, welches dem hochberühmten Cyrenäer katholischen Frauen seinen Ursprung verdankt und einen Zweck verfolgt — ebenso heilig und groß, wie ihn irgend ein Apostel, ein Verkämpfer für alles göttliche und menschliche Wahre und Gute — ein Kämpfer für die Tugend und das Glück der Menschen anstreben kann. Wir sind versammelt, die Wichtigkeit und Bedeutung des Vereines zu erörtern, der den Titel führt: Damenleserinnen.

Hochansehnliche Versammlung! Jedes geschaffene Leben bedarf zu seiner Fortdauer und seinem Wohlstand einer ihm entsprechenden Nahrung; die Pflanze hat ihr Leben, sein Leben hat das Tier, auch der Mensch hat sein Leben. Woher ist die Pflanze? Was dem anorganischen Stoffen der Erde. Woher ist das Tier? Was der Nahrung von Pflanzen oder von anderen Tieren. Im Menschen ist außer dem animalischen Leben noch das Leben des Geistes; außer der Nahrung, die er mit dem Tiere gemein hat, bedarf er der Nahrung für seinen Geist. Was ist dieses? Diese Nahrung für seinen Geist? Der Geist hat die Fähigkeit zu erkennen. Der Geist hat die Fähigkeit zu wollen; inwiefern er erkennt, ist sein Reich die Wahrheit, inwiefern er will, ist sein Reich das Gute; darin liegt die Nahrung des erkennenden Geistes; in der Wahrheit, die Nahrung des wahlenden Geistes in der Vermittlung des Guten. Wie nun die natürliche Sorge für das Verbleiben des Menschen drängt nach Speise und Trank, so drängt ein natürlicher Zug den Menschen, die Wahrheit und das Gute in sich aufzunehmen. Hier haben Sie die physiologische Erklärung von dem, was wir Wohlgelehrte nennen.

Unter dem Worte, die Wahrheit und das Gute der Menschenseele zu vermitteln, heißt abem — das Wort — das gesprochene Wort, vor allem das geschriebene Wort. Das gesprochene Wort mag an und für sich mehr Eindruck machen, als das geschriebene, aber das gesprochene Wort vergeht, das geschriebene bleibt; das gesprochene Wort hört man einmal, das geschriebene — nach Umständen — immer wieder; das gesprochene Wort hört man schnell vorübergehend, das geschriebene mit aller Mühe, die man sich nehmen mag; das gesprochene Wort nur beim Verkörer in Gegenwart Anderer, das geschriebene auch in der Einsamkeit, das gesprochene Wort nur eine relativ geringe Menschenseele, das

geschriebene hat seinen Einfluß auf die weltliche Presse. Die einen Demokraten und Cicero niemals gelesen, können heute noch über die Gewalt ihrer Beerdigungen; deshalb Cicero: *Scipio in unum socium, de Partis eritque dei pax*.
Diese kurze Zusammenfassung, hochschulische Wertung, zeigt Ihnen zur Genüge, daß das geschriebene Wort für den Geist der Menschheit das ist, was die ersten und wichtigsten Lebensmittel, was Bräunen und Quallen sind für seinen Leib. Wie die Schiffe des Volkes sich gestalten, so gestaltet sich das ganze Leben des Volkes, wenn das höhere Leben ist nur der Ausdruck des Innern. Darum der Satz: Wer die Schiffe des Volkes beherrscht, der beherrscht die Ideen des Volkes, wer die Ideen des Volkes beherrscht, der beherrscht das ganze Volkstum; also: Wer die Schiffe beherrscht, beherrscht das Leben.

Kenntnisse wie nun die Frage: Wer beherrscht die Schiffe? In seiner klassischen Abhandlung über die Gefahren der Belletristik schreibt der Lehrer zu früh verstorben P. Jungmann:

„Der baltische Gefeime, Ritter v. Ditz, welcher im Februar 1808 als Greis von 94 Jahren zu Ehrenburg im Gießhau, wolle 20 Jahre, von 1807 bis 1827, als Betreuer Balzers im Schwedenslande. Während dieser Zeit war es, daß er durch äußere Rücksichten bestimmt, sich entschloß, in die Freimaurerloge zu Bern einzutreten, die er indessen einige Jahre später wieder verließ, nachdem er den Geist und die wahre Tendenz des Ordens aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Dem Mitteilungen, welche der alte Mann später, während seines Stillseins im Gießhau, über seine Erfahrungen in der Loge machte, ist die Zusammenfassung, welche ich anführen im Begriffe stehe. Ditz mußte sich sehr bald überzeugen, daß in den Logen die Mächtigsten und die Führer der Revolution zur vollen Herrschaft gelangt waren, und daß das Ziel, für welches der Orden arbeitete, ein anderes war, als alle Nationalität, alle Gerechtigkeit und Gerechtigkeit zu untergraben. Insbesondere aber setzte ihn die Mächtigsten durch ästhetische die Sinnlichkeit reizende Schriften die höhere Schwermüdigkeit in ihrem Sinne zu befeuern und befeuern so mit sehr gefährlichem Streifen der Geist beizubringen bemüht waren. In Jauern g. B. wurde von ihnen ein Buchhändler gewonnen, in einem Zimmer hinter seinem Kaufmann ein Magazin unästhetischer Bücher und Bilder anzulegen, und mit der Willkür betonen, die Bücher und Bilder auf Logen verrante Weile besonders auch in den Kreisen der Frauen und Mädchen zu verbreiten. Von Jülich aus wurde das gleiche Manöver an einem Orte angeführt, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, nämlich in Paris-Ginsheden. Es lag eine treffliche Wohnung darin, gerade an dem Orte, wo jährlich tausend und tausend Bürger aus der Schweiz, aus Deutschland und Frankreich zusammenströmten, um sich in heiligen Sakramente der Ruhe von ihren Sünden zu reinigen und durch die Hülfskräfte der nobelsten Mütter der Herrin zur höchsten Lebensführung zu führen — eine solche Werkstätte der Unheiligkeit zu errichten. Ähnliches geschah an einem Ort, welche das Rantons Heils durch die Buchhändler Fremde. Am wichtigsten aber errichteten die schlaggehe Anführungsabteilung in Karen unter der Leitung des Kavaliers- und Zeitungschreibers Jaffe, der Verfasser der „Frommen Stunden der Anbacht“.“

Wie waren übrigens, daß es sein geistiges Mittel gleich, ihr zerklembend Gift in alle Schichten des Volkes, in das Innere der Familie zu leiten, als belletristische Belletristik.“
Stellen wir diesen von Ditz bekanntgegebenen Absichten der Freimaurerlogen die Thatsachen von heute gegenüber, so begreifen wir, wie P. Fortner in seinem bibliographischen Referate auf dem literarischen Katholikentage Recht hatte, zu sagen: „Wenn wir den Büchermarkt ansehen, so finden wir eine wahrhafte Massenproduktion und nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Belletristik. Vor allem sind es Romane und Romane, welche die Welt überflutet; erwidern Sie mir“, fährt er fort, „daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1884 nach Nachweis des Hirschfeld'schen Katalogs nicht weniger als 800 Romane und Romane von deutschen Buchhändlern veröffentlicht wurden, und unter diesen 300 17 fahpallische. Seitdem sind sechs Jahre verstrichen und der Jahresanzahl von 1888 gleich an Belletristik nicht 200, sondern 1423, und der Nachweis von 1889 lagert 1715 an.“ P. Fortner sagt weiter: „Der einzige Satz erzählt es, daß in fünf Jahren von 1877 bis 1882 nicht weniger als 1000 Romane in zweiter oder noch höherer Auflage in

Deutschland publiziert wurden, und noch reichlich die Stärke der Auflage von 2000 bis 10000 — das arithmetische Mittel also 8000 — rechnen sich die Auflage 4000, so haben wir ein unübersehbares Reduzergemäl. Es sind demgemäß in einem einzigen Jahrzehnte 1200 000 Exemplare Romane in Deutschland allein erschienen, darunter die 17 heftigsten mit höchstens einer Auflage von 70 000 Exemplaren. Jola allein hat überlich in den fünf Jahren in Deutschland 32 000 Exemplare seiner Romane verkauft. Wenn man ferner bedenkt, daß belletristische Zeitschriften liberaler und naturwissenschaftlicher Richtung in schwerer Prose erschienen, daß die „Gartenlaube“ allein in mehr als 100 000 Exemplaren monatlich herauskommt, und nehmen wir hinzu, daß jede politische Zeitschrift ihren belletristischen Teil von der gleichen Richtung hat, so tritt und eine erschreckende Masse von Romanen liberaler und naturwissenschaftlicher Richtung entgegen. Aber Massen sind Macht, und welche Macht sind es, die uns hier entgegen treten?“

Gründen Sie sich an einen kleinen Trost in England. Ein englischer Dichter hat Jola Roman „Terre“ übernommen und wurde deshalb von Literaturkritik angegriffen. — Der Kritiker brach die Feder vor, und da rief der Gedicht-Vergleicher: Im Vortrefflichen, verfluchen Sie unter Dichtern in diesem Schmutz. — Dieser Schmutz geht in dreien Stufen hinauf ins Hoch — hinein in die Menschengeister.

Es ist wahr — beim Kampfe für die liberale und materialistische Idee — ist es die Belletristik nicht allein; es arbeitet daran eine gewaltig verbreitete Presse — und es arbeitet daran mancherorts in unserer Zeit mehr und mehr die sogenannte populäre Wissenschaft, die unter anderem was befehligt hat mit einem „Leben Jesu von Nazareth“ — noch „orientalischen Kulturen“ — soll wohl heißen: aus dem Zalmab . . . Die Belletristik hat aber bei alledem doch eine ganz eigentümliche Kraft und eine ganz energische Wirkung. Es giebt nämlich eine Menge Menschen, die sich für Blätter politischer Natur, für Neben- und populäre Wissenschaften wenig interessiert — aber für einen Roman, so man sich noch nicht findet — wo man sich nicht finden darf und jetzt demnach zusammenkommt, interessiert sich sehr lebhaft hinter dem Deck. Gegen Lehren und populär-wissenschaftliche Bücher schenkt man sich leichter, mag auch der alte Wille da sein oder Spaniale und Gefühl sind nicht derart befangen. Ganz anders aber ist es beim Roman, bei der Novelle und bei anderen belletristischen Werken. — Da ist alles Schlichte noch einmal gehörig verpackt, parfümirt, womöglich in bewußter Verleumdung hingestellt, da werden alle möglichen Sophismen in langatmige Schülberungen heimlich eingeschleift. Alles arbeitet los auf Erregung der Phantasie und des Gefühls.“ Und noch sind die Folgen? Oder wir die Worte eines gewiß unerbittlichen Jungen — den Verfasser des „Sankt“ und der „Neuen Helise“, dem trotz aller Irrthümer, zu denen ich sein Etzel verführte, demnach in einzelnen Fällen die Macht der Wahrheit und des Gewissens die liberalkonventionellen Weltanschauung entziehen hat. In seiner Abhandlung „über den Einfluß der Wissenschaft und der Kunst“, welcher von der Akademie zu Bonn der Preis zuerkannt wurde, spricht sich Rousseau folgendermaßen aus: „Wahle Gott, die Mehrzahl unserer Schriftsteller wäre nämlich geliebter; es würde besser Leben und Dicht und gute Sitten, besser als den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft. Aber diese höchsten Wohlwahrer kommen auf allen Seiten her, besessener mit ihren widersinnigen Theorien, um an den Gemüthern des Glaubens zu rütteln und die Tugend zu untergraben. Sie lähmen verächtlich bei den alten Worten „Natalität“ und „Religion“ und legen all ihr Talent mit ihrer Kenntnisse daran, Alles, was es unter den Menschen heiligen giebt, niederzuerstern und in den Staub zu jagen.“

Da behauptet der Eine, es gebe keinen anderen Gott, als die Welt; der Andere, der Unterfchied zwischen Gutem und Bösem sei eine Chimäre, ein Diktum, die Menschen dürften ohne Strafe — wie die Thiere in der Wildnis — sich gegenseitig aufressen.

Das ist die Weltlichkeit die sie uns lehren, und die wie von einer Generation zur anderen auf unsere Nachkommen vererben. Das Verbotene, allen Bestimmungen der menschlichen Vernunft widersprechende, ist es wahr, hat es wohl der Nachwelt eines hinterlassen, das sich verleihten Liebe mit jenen Wunden der Schande, die unter der Herrschaft des Geistes in die Presse für die Welt geschrieben? Die gottlosen Schriften eines Zenippus, eines Dio-

koros sind untergegangen mit ihren Verfassern; die unheilvollen Zimmerlein eines Sokrates, eines Epikurus, Dant der Reife und des Gebrannten, den wir von ihr machen, werden nie mehr von der Welt verschlungen. So geht dem hin ihr berühmten Werke, für welche die Götter unserer Väter kein Verhängnis gebildet haben würde, geht hin, begeliet jene noch berühmteren Bücher, in denen unter Tausend seine fittliche Phantasie erblüht, erblüht als treue Jünger den kommenden Geschlechtern die Geschichte unserer Aufklärung und unsere Fortschritte. Wenn sie nach lesen und nicht noch überdies sind, als wir, dann werden sie ihre Hände zum Himmel erheben und sprechen in der Stille ihrer Seele: Wunderschöner Gott, du, der die Götter in deiner Hand hält, erlöse uns von der todbringenden Aufklärung unserer Väter und gib uns die Unschuld wieder, daß einige Gut, das uns glücklich machen kann, das von Deinen Augen Wert hat.“

So sprach Jean Jacques Rousseau vor hundert Jahren. Seitdem hat sich die von ihm geordnete Literatur in geradezu schrecklicher Weile vermehrt und die Menschheit in unangenehmer Weise zugekommen. Durch ein Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen, der alten oder neuen dem Gemüthe der verschiedenartigen Lebensformen, ist es dahin gekommen, daß — wie wir oben erwähnt — mit einem verhältnißmäßig kleinen Theile der literarischen Produktion innerhalb jeder kirchlichen Lebens- und Weltanschauung stehen, wenn sie eine kirchliche Lebens- und Weltanschauung nicht geradezu bekämpfen; durch ein Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen ist es gelungen, daß ein unbestimmter Prozentsatz der literarischen Produktion, statt das Herz zu zerbrechen, jede Entzweiung untergehen, dem kirchlichen Sittensgefühle einhoh Loch sprechen.

Nehmen wir nur einige der ersten Wahrheiten heraus, die zu erkennen der menschliche Geist befähigt und bestimmt ist: die Gerechtigkeit, die Größe der Seele, die Fortdauer in der Ewigkeit. Ohne von Büchern zu sprechen, welche diese Wahrheiten direkt bekämpfen — betrachten wir die moderne unter das Volk geworfene Lektüre. — Was ist wohl in diesen Büchern, trift man überhaupt seinen Namen? nur mit einem „Weltlich“; das Leben wird geschilert ohne innere Beschönigung, ohne Rücksicht auf Gott. Wie oft ist aber an Gottes Statt das Wort Natur, Gefühl, Instinkt gesetzt.

Die Seele des Menschen — wie ungleichbar sind oft die Qualitäten, ein ganz unbestimmtes Gefühl einer geliebten Seele nicht bloß in Zweifel zu ziehen — sondern einfach zu leugern; ja innerer mich, ein innerer Instinkt über „Schuldhaft“ in der „Gartenlaube“ gelesen zu haben; ohne Aufsehen zu erregen, die weltliche Welt der beim Denken und gesunden Aufmerksamkeit verdrängte Phantasie wieder erlegt werden; eine ganze Theorie des Materialismus unter der Aufschrift „Schuldhaft“.

Der Schanke an die Unheiligkeit: hören Sie nur eine einzige Strophe eines Gedichtes, das die „Gartenlaube“ vor ein paar Jahren als Dichtergesandte: Das Gedicht ist beileide: „Hörst du“, und die heiterste Strophe lautet:

„Hörst du, das ist die Strophe
Des Unheiligkeitigedichtes!
Schwingt auch ihr Trübsalgefänge
Zurück bei Witz des Hühnergefanges!
Amstet — wohl ist es erhen
Vant der Menschheit Trost und Wohal!“
In dieser Benennung der Unheiligkeit gehört die Anspielung, die Verleumdung des Selbstmordes, wo derjenige, welcher das Werk der äußerlichen Heiligkeit, die Hand der dem Leben erracht, nach als ein Held hingestellt wird.

Sollen wir noch von den Verdrößen gegen die Gerechtigkeit sprechen, die in der großen Masse der dem Volke gedruckten Schriften enthalten ist? Schließen wirmer heute mit Recht; Alles man ebensol gelte genannt, das nennt man jetzt ein wenig pikant.“ Nicht sollen die Bücher sein, sein laßt man sie nicht, pikant, losst verlegt man sie in vielen Verlagehandlungen nicht, also soll „pikant“ geschrieben werden, wenn der Schriftsteller erklären will, „pikant“ ist heute, was man ebensol gelte genannt.

Was das Christentum — die katholische Kirche angeht, so hat man sich allmählich daran gewöhnt — das Heiligste in diesen für die Massen bestimmten Büchern nur mehr in Kurzfassungen zu geben; geschichtliche Wahrheit, insbesondere derichtigste Thatsachen müßten es sich gefallen lassen, in jeder Betrachtung und Beredlung wieder anzuführen, um den

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.
 Sonntag nach dem heiligen Lukas 9, 29-37.
 In dem: Jesus erweilt seine Jünger über das Glück der empfangenen Offenbarung Jesu, befehligt das Gebet der Wälder und Klüften als unerlässliche Bedingung zum Gelingen des ewigen Lebens und erklärt die Klüftenlieder durch die Parabel von barmherzigen Samaritanen.

Die Parabel von dem barmherzigen Samaritanen

Alle im Lande! des Herrn und vornehmlich den Klüften recht kennen und lieben lernen. Die Juden waren in dem waldig nicht geringen Jertum befangen, das dem klüftig waldigen Gebote von der Liebe der Klüften alldem genug gethan waren, wenn nur die Wälder ihrer Nation und Religion einander liebten. Christus, der Herr, lehrte hingegen durch diese Parabel, daß jeder Mensch als Nächster angesehen und geliebt werden müsse, von welchem Lande, Stande, Luz, wer immer er sein wolle, um welchen wir uns eben, wie der Samaritanen grüßen hat, noch verachtet müssen können. Es ist hier die Rede von dem Samaritanen, der dem Vaterlande, der Religion und der Sitten nach ein Fremdling, von den Juden herab als Heiden angesehen, ja ihnen verhasst war, und sich ihnen hinwiderum, da es die Zeit erforderte, überaus treu und freundschaftlich erwiesen hat. Denn als er einmal zur Befreiung seiner Gefährten die Wälder seines Vaterlandes überschritten hatte und den Juden traf, der von den Klüften so freundlich umhauert und ausgegründet wurde, so sah er sich, daß sein Leben auf dem Spiele stand, hatte er, während die Stammesgenossen des Klüftigen hinter Herrens an ihm vorübergingen, mit ihm herab die Klüfte und überhauete den, der gegen ein Feind seiner Nation und Religion war, mit so vielen Wohlthaten, als er nur konnte. Er verlor seine Wunden, wachte Od und Wein zu seiner Heilung an, hob ihn auf sein Pferd und geleitete ihn zur Herberge, in welcher er ihn auf seine Kosten erquidete und wieder verließ ließ.

Darum mag ich leicht verstehen, laßt der ehrentüchtige Petrus Gaudius über diese Parabel, daß ich das Gebot von der Liebe der Klüften nicht werden sollen das Volk der Juden, welches den Klüften wegen des Vaterlandes, der Bewandigkeit, des Gewinnes, der Freundschaft, wegen der Verleumdung und Götzen verehrt und nicht von der Freundschaft nach dem Klüfte des Klüftigen wist. Daher ist von einem heiligen Richter gesagt: „Freundschaft misset das Volk nur nach der Klüftigkeit des Klüftigen.“ Aber weit anders lehrte Christus, der Herr, von dem Klüftigen denken, wie solches seine Worte erklären: „Wenn ihr die Klüfte, welche euch lieben, noch ihr Dank verdient ihr! Denn auch die Säuber lieben die, von welchen sie geliebt werden. Und wenn ihr Gutes thut denen, die euch Gutes thun, noch ihr Dank verdient ihr! Denn auch die Klüften thun das.“ Ich will mich demnach betheuen, die Liebe der Klüften mit zu verschaffen und zu leben, welche in der Liebe Gottes und in der Klüftigkeit der

Herren gegründet, alle Sterblichen umfaßt, und welche nicht nur auf Bekannte und Freunde, sondern auch auf Fremde, Unwürdige und Feinde sich erstreckt. Denn das Wort des Herrn ist nicht ungerührt: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und betet für die, welche euch verfolgen und euch verurteilen, damit ihr seid Kinder des Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnet läßt über Gerechte und Ungerechte.“ Sohe daher auf wahren Samaritanen, der, gleich er im Klüften Herrens treu und von der Klüften Klüftigkeit hatte, noch vom Klüfte alle herab, zur Erquidung und Heilung des Verwundeten und Gekerkerten sogar ungeteilt herabsteigt und den, welchen der Richter und der Zeit unbedacht gelassen, sehr menschentreuend behandelt und ihm nicht, wie einem Fremdlinge, sondern wie einem Mitbürger oder Bruder, ja sogar wie einem Sohne selbst und durch andere dient und sich für ihn ganz ungerührt verwendet, ohne durch die Hoffnung oder Erwartung einer Belohnung demogen zu sein. Dieser Dienst der Barmherzigkeit und Liebe soll daher von mir niemals verlegt werden, wenn ich mich um Klüften wohlthätig machen kann, da der Herr nicht nur der Natur nach, sondern auch um der Religion willen mein Gewisse und Bruder ist, oder auch ein Glied nicht des nämlichen menschlichen Leibes, doch mit mir unter einem Haupte verbunden und durch das ewige Band heiliger Gemeinschaft geeinigt ist.

Schmeie ich also nicht mit Recht, entweder taub oder unruhig zu sein, wenn ich dem Rufe eines Klüftigen, in welchem Christus selbst ruft, meine Barmherzigkeit verschleiere! Es ist ein ewiges Klüftigen Klüftigen: „Wer Güter dieser Welt hat und nicht seinen Bruder nachsehen und verachtet sein Herz verhalten, wie soll er ihm die Liebe Gottes bezeugen?“ Wenn ich nicht taub und ohne Liebe bin, warum höre ich jene göttliche Stimme nicht: „Sprechet dem Klüftigen und Waisen Recht. Rechtfertiget den Niedrigen und Armen. Rettet den Armen und weicht den Klüftigen aus der Hand des Klüftigen.“ — „Selig der Mann, der sich des Klüftigen und Armen annimmt; an dem (für den Barmherzigen) klüftigen Tage wird der Herr ihn erretten.“ — „Um Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit regelt über den, der nicht Barmherzigkeit thut.“ Es soll mir also leid thun, daß ich in der Liebe und Befreiung der Klüftigen nicht nur von diesen Samaritanen, sondern auch von vielen Heiden übertraffen werden, welche, obwohl sie das geliebteste Gesetz nicht haben, doch die Liebe, welche den Herren Klüftigen eingeleitet ist, häufig bezeugen und gar wohl wissen, daß jenes Wort der Natur und der Vernunft gemäß ist: „Wie ihr wisset, daß auch die Klüfte thoren, also thut auch ihr den Klüftigen!“ Ich will mich auch erinnern an die heiligen Klüftigen Klüftigen, Abraham, Iohs, Joseph, Moses, Iob, Daniel und Barnabas, welche andere viele Wohlthaten erzeigt und sich sogar denen, die es nicht verdientes, oft auch den Feinden als mitleidig und freigebig von Herren bewiesen haben. Zudem will ich mich also anwenden, daß auch in mir, wie es im Samaritanen geschehen ist, Klüft der

lebendigen Liebe dienen, Hände und Vermögen, vor allem aber, daß das Herz durch Wohlwollen und Barmherzigkeit mit Andern, vorzüglich mit den Verwundeten, aufrichtig verbunden sei. Ich will daher gegen niemanden jemals hart und unerschuldig sein, denn mein Dienst sehen kann, da Christus, der Herr, unter allen Geboten des Evangeliums keines mehr einsetzt, den Etwas eines nachdrücklich zu bezeugen gebietet, als dieses: „Das gebiete ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Und damit er uns dem Grund dieses oft wiederholten Gebotes gab, sagte er: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“

So der ehrentüchtige Gaudius. Möge das Gland unserer Brüder, nach Stande, Geschlechte und Volk ist auch sein, und Reich zu Herren gehen, dem mitleidigen Gedächtnis aber auch die barmherzigen That folgen, ohne dafür einen andern Lohn, als den des Himmels, zu erwarten. Betrauten wir aber auch auf den unendlich vollkommenen Samaritanen, der sich unter dem Bilde des ersten mit so unerschütterlicher Geduld selbst gekerkert; haben wir ihm auch den Grund für die unendliche Barmherzigkeit, was mit er noch klüftig die geistigen Wunden uns heilt, und mit dem waldigen Weine und dem Ode seiner Gnade fahrt.

Die elterliche Autorität im Arbeiterstande.

Unter den Klüften. So schreibt P. Sogel in der „Katholischen Welt“, welche durch die Arbeitergesetzgebung erreicht werden sollen, nimmt u. A. auch die Einführung der elterlichen Autorität im Arbeiterstande einen hervorragenden Platz ein. Gemäß mit Recht; denn es ist eine sehr besorgniserregende Thatsache, daß sich, wie in den höhern Kreisen, so auch in den untern Volksschichten, eine Zustellohigkeit und eine Mißachtung der elterlichen Autorität zeigt, die die Ausbildung einer vollkommenen Generation sehr erschwert. Die jungen Burken und Mädchen aus dem Arbeiterstande haben sich vielfach eine Idee von „Freiheit“ in den Kopf gesetzt, deren Ausführung für sie selbst sowohl, wie für ihre Angehörigen und die ganze Weltlichkeit von den verberberlichsten Folgen begleitet sein muß. Kaum ist das junge Volk der Schule entwachsen und in die Arbeit getreten, so will es auch das Leben genießen, d. h. es will an Vergnügungen teilnehmen, die keine überaus, namentlich in größeren Städten, von spekulativen Klüften u. im Uebermaß veranstaltet werden. Diese Vergnügungen mitzumachen, beharf das junge Volk aber des Geldes, und da die Eltern nicht gewillt sind, die Kosten der kaum etwas verdienenden Söhne und Töchter damit zu zahlen, so kommt es bald zu unehelichen Kaufstritten in der Familie. Freunde und Fremdbinnen der Vergnügungssüchtigen hören davon und die geben den Letzteren den guten Rath, einen Teil des Lohnes für sich zu behalten. Gibt es dann weiter Sauf und Streit zu Hause, so setzen die klüftigen Klüftigen Dingen erlitten folgenden Freunde und Fremdbinnen zu den Betreffenden: „Was gehen Euch die Klüften“

„Warum ist an jenem Abend im Weinstock verkauft worden?“

„Was Unterhaltung.“

„Was Unterhaltung bringen sich ja doch vernünftige Leute keine Stunden bei.“ meinte der Richter, „es muß einem Grund gehabt haben.“

„Freilich hat's einen gehabt,“ versetzte der Seppel, „weil wir haben wissen wollen, wer hinter ist.“

„Wie viele waren hier?“

„Kein Gott, wie viel werden's gewesen sein,“ sagte der Richter nachsinnend. „Da war einmal der Hieser Knecht, nachher war der Schmeißerer Simon, nachher war auch noch der Knecht-Sohn, der Trampel.“

„Waren das alle?“

„Ich bin halt auch dabei gewesen.“

„Und —?“

„Nachher wird auch der Hieser Knecht gestrichen sein und der Hieser Simon. Erstlich ist Reiner mehr, richtig, ein eilich Weibchen sind auch noch gewesen.“

„Und der Anton Wollersberger?“ sagte der Richter.

„Der Anton Wollersberger — wer ist der?“

„Genannt der Knecht-Schmeißer.“

„Jehes, der Knecht-Schmeißer?“ rief der Seppel, den ihm's halt vergaß.“

„Der hat Ihnen ja das Messer in den Leib gesteckt!“ rief der Richter.

„Aber sie haben's ja wieder herausgeholt.“

„Sind Sie mit ihm in Freundschaft gewesen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Richter. „Der Wollersberger hat's halt herausgeholt. Wie haben sie halt jeder wollen haben.“

„Der Schneider und Sie!“

„Ich nein, ich und der Simon. Und die Wollersberger hat gesagt: den Wollersberger nehme ich. Also haben wir halt wollen wissen, welcher der Richter ist.“

„Wie kam aber der Schneider dazu?“

„Ja, der ist halt auch dabei gewesen.“

„Mit dem Schneider sollen Sie gar nicht gerufen haben!“ sprach der Richter.

„Na freilich nicht,“ entgegnete der Seppel schmunzelnd, „da haben wir's schon so auch gemacht, welcher der Richter ist. Mit dem Knecht und mit dem Simon hat's halt gemacht.“

„Und wie war es weiter?“

„Der Richter sagte die Wollersberger: „Wie soll's denn gewesen sein? wir haben halt gemacht.“

„Denker zurücklegen, hat ein Frage ausgelegt, hundertmalig gefahren, mit den Händen aneinander losgerissen, und was Stühler abgerissen.“

„Ja — der Schneider,“ sagte der Richter.

„Und der Anton Wollersberger?“

„Der hat jetzt nur so zugehört. Nachher wie er gesehen hat, der Schwächler Simon liegt unten an, hat er ihn geholt, weil er kein Knecht war.“

„Wie hat er ihn geholt?“ fragte der Richter.

„Halt ausgehoben hat er ihn wollen, weil ich dem Simon allesamt ichent: Du Wollersberger, Du brauchst mir ja das ganz Händel heraus!“

„Und was hat der Schneider gemacht?“

„Ich hab' nichts gesehen. Wie wir nachher ausgehoben sind und drauf geschaut haben, ichent ein einmal ein Weibchen: Jenes Maria, Seppel! Die steht ja ein Weibchen im Händel! — Ich hab' mich um, noch allesamt nicht. Jetzt! sag ich, hab' ich schon 'ne Weile was heißen gehört! Hab' nachher hintergehoben mit der Hand und halt richtig das Messer drin!“

„Woll ja gute zwei Zoll tief gesteckt sein,“ sagte der Richter.

„Rann ichen sein“, antwortete der Richter ruhig, „weil es gar nicht heraus hat wollen. Ich weißlich (das und herrschen) ein Weib, ichent aber nicht. Simon, sag ich, sei so gut, sich mit das Messer heraus! Der Simoner zuglakt auch eine Weile und ichent auch nicht. Geht das Ding denn nicht heraus! sagt der Simoner, hat es sich verflammt zwischen den Knochen und das Hest ist blutig.“

„Prober das's Rag!“ sagte der Simoner. „Richt doch a Schand sein! sagt der Rag und zuglakt und zuglakt und endlich hat er's herausgehoben.“

„Nun fragte der Richter den Richter: „Was haben Sie nachher gemacht?“

„Wer, ich?“ fragte der Seppel entgegen. „Das Messer hab' ich aufgehoben. In ein langes Weibchen gesteckt, aber weirs nicht abgerissen.“

„Und das's Rag?“

„Das's Rag in der Juden hat der Schneider ja wieder zuglakt.“

„Ich meine die Wunde, die er Ihnen gestochen hat.“

„Ja ja, die Wunde auf dem Buckel. Die Weibchen haben ein Messer drangelegt.“

„Und dann —?“

„Dann nachher sind wir Knechtstoten gegangen!“

„Und der Anton Wollersberger?“

„Ja, der Schneider! Der Schneider hat auch mitgeholfen.“

„Und haben Sie sich nicht zur Rechenschaft gelassen?“

„Freilich haben wir geschrien. Der Schneider hat allesamt haltig aufgehoben.“

„Und der Richter hat's wegen? Haben Sie es gleich gemacht, daß der Wollersberger gestochen hat?“

„Ich freilich.“

„Er hätte Sie ja tot setzen können!“

„Ja“, meinte der Richter, „das hab' ich ihm auch gesagt, ein andres Mal sollt' er mit lo umgehört sein. Das's Rag! Rann man haben bei einer solchen Dummheit!“

„Jehes Wollersberger!“ sprach nun der Richter, „Sie fordern wohl Schmerzensgeld.“

„Ich! Wegen was?“

„In die Wunde jetzt halt!“

„Ich kann's schon. Hab' nachher nimmer nachgehört.“

„Also versetzen Sie ihm auch?“

„Nein!“

„Dem Anton Wollersberger!“

„Ich“, sagte der Seppel, „versetzen! Warum denn? Bin ja gar nie hand (Vieldeit) gewesen auf ihn. Er hat mich halt ein Messer jucken wollen.“

„Jetzt wendete der Richter sich zum Knechtstoten und sprach: „Nun, Anton Wollersberger, was sagen Sie dazu?“

„Der Anton Wollersberger juckte erst recht die Richter.“

„Warum haben Sie geschrien?“

„Der Schneider antwortete ganz besonnen: „Weil ich dem Schwächler-Simoner hab' helfen wollen.“

„Mit dem harten Messer?“

„Ja, mit den Händen allein hat ich halt nicht ausgehoben“, sprach der Schneider trocken. „Der Wollersberger, ich werde Sie einbringen lassen.“

„Nun trat der Seppel vor und sagte: „Ich bin Herr Richter, machen's keine Gefährten. Der Schneider der ist halt ja ein Weibchen gut aufgehoben gewesen. Hat ein eilich Messer gestochen.“

„Wollersberger, der Schneider, ich bin lassen's gut sein.“

„Der Richter rückte auf seinem Stuhl etwas zurück und sprach: „Ich stünde, der Wollersberger konnte wieder einmal gut aufgehoben werden und will ihm nun Zeit geben zum ersten Nachdenken, daß man bei guter Laune nicht den guten Kameraden das Messer in den Leib steckt. 13 Monate Kerker werden nicht zu viel sein.“

„Der Schneider sagte kein Wort. Der Seppel rief ihm zu: „So, Toni, jetzt hast die Dummheit!“ und ging neugierig nach Hause.“

„Diese Geschichte hat sich mit vor Jahren zugegetragen mitten in Steiermark, noch hat nicht ein Wort erzählt haben und wird sich immer wieder ereignen, denn der Seppel geht im Lande tausendmal um. Er ist — getraut ich mir zu sagen — das Weibchen des hiesigen Bauers: nicht wehlig und nicht nachgierig, einer, der erlittener und's hat oft laun bemerkt wird, und wenn auch, so am liebsten sein Aussehen davon macht.“

Denkspruch.

Wenn man das gotteshürliche Leben für Schmelzlichter und das Kerzchen der Irdischen für Schwachheit ansieht, so macht die aus dem allem nichts, wenn die christliche Tugend, welche erhaben ist über alle menschliche Tugend, kann durch eine so falsche und lächerliche Beurteilung nicht verbrannt werden.

1) Silbenrätsel.

a	a
bal	ber
de	der
fan	fan
la	la
ter	ter

Diese Silben sind so zu umstellen, daß die betreffenden Reihen dieselben Wörter ergeben, wie die gegebenen wägerechten.

2) Rätsel.

Vertilche Rand mit den freilichen Stellen, ich muß dich bezaubern, habe ich einmahl auch dich und die Rechte vertrieben. Stand ich einmahl als Schlichter mit Rechte und Schwamm vor der Zeit, Wachte nicht ein und nicht ein: wachst du mit reichlich erteilt.

3) Sternrätsel.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

Jede Zahl ist durch einen bestimmten Buchstaben zu ersetzen. So entstehen 6 vierbuchstahlige Wörter, deren Anfangsbuchstaben von 1 bis 6 ein ephraem'sches Wort bezeichnen. Der Konstant ist bei allen derselbe. Die Wörter lauten:

- 1) ein gefälliges Tier,
- 2) einen Heilermann,
- 3) eine Ackerpflanz,
- 4) einen bescheiden Heilerstoff,
- 5) ein Hölzchen-Siegenheilmittel,
- 6) eines Gelehrtenbegriff.

4) Kryptogramm.

e	n	t	i	c	b
b	n	t	i	e	i
a	n	a	n	i	b
m	e	b	t	i	i
a	v	e	b	i	n
t	b	r	i	e	i

Die Buchstaben der verschiedenen Figuren ergeben einen bekannten Reversspruch aus Schillers „Wilhelm Tell“, wenn man mit dem richtigen Buchstaben beginnen alle Buchstaben in der Reihe durchgeht, daß keine Übersprünge oder nochmal herbei wird.

5) Buchstaben-Rätsel.

Es zeigt dir zur Sommerzeit
 Ein l und ein grünes Reis —
 Ein e und i wehmüßig dich
 Und halb so's Delferreit es schall.

Wissensfragen.

- 1) Ergänzungsrätsel:
 L I M V E I T
 H E R O A C H E N K
 E R R P R I N Z
 S C H E R Z O D E R M
 G r e b e r e r — W i d e r t r i n d e
- 2) Verstecktes:
 S u b e r t u s
 W a r f e
 R a m e l l i e
 W a r m e
 R e s e l
 S p i l l e n
 R e u l e
 G i m b e t
 R u m ä n i e n — D u f a r e s t
- 3) Rätselwörter: W e i n, S e h e, W e i n, O e r, H i n n e, W e i ß, J e h e — E d e e u m j u l e r n e n
- 4) Rätsel: W a n d e r s p i l

Wichtige Erläuterungen konnten ein: G e r t u, u S a b e n s e l f a W a l d e n j u 2, W e r B r i e n j u 2, a W e r i e S i l f e n j u 2, 3, 4, G e r t, R e n n j u 3, S t r i c C i t a j u 2, X p e r S e h e n j u 2, 3, 5, W e r; W a n n u n d O u b e r t i n e D e g g e n u n d D e i n i c h W i l d e n j u 2, 3, 4, G e r t r a n d; T r e b e r R a n n j u 2, 3, D a n f i n g e n; G e r t h o l D o l m e n j u 2, 3, 4, W e r e n f e l d; F r a n W e i ß j u 2, 3, 4, O b e r b i l l.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Quintagesim nach dem heiligen Lukas XVII, 11-19.
 In Pauli: Jesus geht auf dem Wege von Samaria nach Jerusalem zum Aufzuge, den ihnen oben nur ein Engel, ein Samaritaner, für die empfangene Wohlthat dankt.

Maria Himmelfahrt.

Gott danket dich unter Dessen, Vater Jäh im Abendland,
 dich, der Himmel zeigt sich offen,
 und Maria steigt sich offen,
 Wie Leben sich Jerusalem,
 Ruh und Gede: nun ist es Zeit,
 Ihre Tagzeiten mit Sonnen
 Ruh der Weltung wohl bemüht.

Gingest du von ihrem Schoo,
 und vom heiligen Geist geleitet,
 Nimm von Vater die Krone,
 Königin der Christenheit.

Über Wolken, über Sternen,
 über Engeln hoch am Thron,
 Wie du dich in uns erhoffen,
 Wo uns tausend Hände drohn.

Über uns in dunkeln Thale
 Rechte deinen Thron auf,
 Und im letzten Abendlicht
 Dir uns das Vaterland!

O Maria, Königin,
 Sei bei Gott uns Fürsprecher!

Der Hochzeiter" nennt der Volkssinn die vier höchsten Feste des Jahres: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Maria Himmelfahrt wird zu den höchsten gerechnet. Welche hohe Ehre für Maria liegt schon in dieser Zusammenstellung! Weihnachten, das Fest des Vaters, der seinen göttlichen Sohn in Liebe für uns Menschen hingab; Ostern, das Fest des Sohnes, der aus Liebe zu uns Mensch geworden, in der Auferstehung sein Heilswort vollendet; Pfingsten, das Fest des heiligen Geistes, der an diesem Tage in feierlicher Weise den Grund legte zu jener Wirklichkeit, trotz deren er fortan unablöslich durch die vom göttlichen Geiste bereiteten Mittel die Seelen zu heiligen und zum Heile zu führen sucht. Was diesen erhabenen göttlichen Besessenen nicht die menschliche Mutter des menschlichen Sohnes Gottes angereizt; denn es' gleichmäßig den 3 göttlichen Personen nicht Erhabenheit im Himmel und auf Erden, als Maria; und wenn wir sagen: Ihre lei dem Vater und dem Sohne und dem hl. Geiste, so gibt es nicht ihren Reinen, denn höhere Ehre gebührt, als Maria.

Und wenn wir an den drei ersten Hauptfesten je das Geheimnis der Wirklichkeit der drei göttlichen Personen zu erkennen Stelle setzen, so reißt sich auch in diesem Sinne das Fest Maria Himmelfahrt dem Leben würdig an. In der That trat an demselben das heilige Kind, welches der göttliche Sohn an Bräutigam seiner Mutter übertrug hatte, die Mutter der Wirklichkeit zu sein, in volle Wirklichkeit. In ihrer himmlischen Herrlichkeit erhoben, ist Maria das leuchtende Vorbild der Gläubigen, und

die mächtige Vermittlerin von Gnaden, die Hilfe der Schwachen, ihre Fürsprecherin, ihre Mutter, ihre Fürsicht. Wie, die im Himmel an der Herrlichkeit und Seligkeit Gottes teilnehmen, legen auch das dankbare Dankmal ab, daß sie es dem Vater dem Sohne und dem hl. Geiste zu verdanken haben; aber damit verbunden ist die dankbare Anerkennung, welche einen großen Anteil an ihrem ewigen Gede Maria hat. So tritt also Maria-Himmelfahrt würdig ein in die Reihe der vier Hochzeiten.

"Maria Himmelfahrt!" Aufnahme Maria in den Himmel! nennt die hl. Kirche das heutige Fest. Das Fest bereitet uns also an das Lebendige der hl. Jungfrau. So, wenn der Mensch stirbt, soherst die Seele vom Leibe zum Vater in die Himmelfahrt; der Zeit bleibt auf der Erde und wird zu Erde. Nicht so bei Maria. Ihr Sterben, wenn wir es also nennen können, war auch nicht ein Sterben, wie das Sterben der übrigen Menschen. Als ihre Seele mehr und mehr zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit gediehen und damit ihre Liebe zu Gott und dem göttlichen Sohne, und mit der Liebe die Schwärze nach Ihm den höchsten Grad erreicht hatte, da durchbrach gewissermaßen diese Harmonie der Schwärze heiliger Liebe die Hülle des Leibes und schwebte gleichsam empor zum Himmel. So durchbricht die schwärze Hülle die hergange Hülle und entläßt die Kraft der Wärme: so durchbricht der Schwärze, wenn er keine Vollendung erreicht hat, die Hülle der Hülle, dahinschwebend in der Frucht seiner Arbeit.

Aber auch der Leib der hl. Jungfrau sollte nicht der Verwesung anheimfallen; er wurde wunderbar von Engeln emporgetragen und in seiner Bestimmung wieder mit der Seele vereint. Wie den göttlichen Sohn, so schenkte die Himmelfahrt auch die Mutter in der Märter die verklärten Leibe.

Die hl. Kirche lehrt im Heilsschem von der Auferstehung, nennt die hl. Jungfrau im Himmel empfangen haben, von der Freude, welche ihr Himmel ihren bereitet. Erst ja um die ganze Herrlichkeit ihrer heiligen Seele sichtbar hervor, eine Herrlichkeit, welche, wie die Kirche sagt, die Herrlichkeit selbst der höchsten Engel soweit übersteigt, daß kein menschlicher Verstand es zu erreichen vermag.

Also bereinigte sich bei Maria, um sie zu solcher Höhe der Vollkommenheit und Heiligkeit zu führen. Was ja schon durch ihre unbefleckte Empfängnis der Grund dazu gelegt: Ohne jene Schäden, womit die Sünde der Stammeltern die menschliche Natur befallen hätte, mit einer vollkommenen Natur, dem unversehrten Werke der göttlichen Weisheit und Liebe, und umgeben mit der Herrlichkeit des übermenschlichen Lebens und mit allen Sorgen desselben, trat Maria ins irdische Leben. Und vom ersten Augenblicke an ganz durchdrungen von ihrem Ziele, blug sie der von Gott ihr gestellten Aufgabe zu jeder Zeit mit der vollsten Hingebung nach: Gottes heiliger Wille und sein Wohlgefallen waren die Richtschnur ihres Lebens im Kleinen wie im Großen. Rein sinnlicher Gebaute fand je Weg in ihrem Geiste, seine sinnlichste Wegung in ihrem Verge;

sein sinnlichstes Wort kam je aus ihrem Munde, sein Heiligtum in ihrem ganzen Leben. Wie der der sanfter, sonnensare Himmel, so war ihre Seele, ihr Leben rein und lauter.

"Siehe," sprach sie, "ich bin die Magd des Herrn;" sie war es in allem, zu jeder Zeit. Sie war ihr Augenmerk auf das gelehrt, was Gott von ihr wollte, wie er es wollte, und der Erkenntnis entsprach die That: Sie war nur das, was Gott will! Alles so wie Gott will. So war ihr ganzes Leben eine stetige Erfüllung des göttlichen Willens.

Aber auch sie konnte das nur durch die Gnade, die Heberzeugung vollendet lebendig in ihrer Seele: "Ohne mich kann ihr nichts tun." Daher ihr Gitter im Gebete. Und so bemüht wie das Bemühen ihrer Gnadendebilität, so krennend das Verlangen nach Gnade, so groß ihr Vertrauen auf die Gültigkeit Gottes, jegliche Gnade zu spenden, so inbrünstig war ihr Gebete, so reich die Gnade, welche in Kraft ihrer Gebete über sie lag ergoß.

So gediegen in ihrem fortwährend, vollkommenen Streben, den Willen des Herrn zu erfüllen, und unter dem reichen Ausflusse der Gnaden alle Tugenden in Maria zu der höchsten Höhe der Vollkommenheit.

Wie sie daher in den Himmel einzeln, als die ganze Schönheit und Herrlichkeit ihrer hl. Seele sich vor den Blicken der Himmlichten entfaltete, da war der ganze Himmel erfüllt von Staunen und Bewunderung, von heiliger Freude im Anblicke einer solchen Seele, von Dank und Preis des Herrn, der in Maria eine solche Königin herangebildet hatte, und alles aushahte ihr, der Königin des Himmels. Auch wir schauen heute und abseht voll Bewunderung und Verehrung auf zu Maria, der Himmelskönigin; wie freuen uns über ihre Erhebung; wir bringen ihr unsere Aufbahrung dar; wir lieben sie als unsere große, herrliche und liebevolle Mutter, wie nehmen ja ihr unsere Aufsicht in allen unsern Tugenden und Akten mit ungetrübter Aufrichtigkeit. Das ist nie erhöht werden, das wird nie erhöht werden, daß Gott den verläßt, der zu Maria seine Aufsicht nimmt.

Das Rotkränzchen.

Von Pedro Antonio de Marcon.*

Der eine zwei Tausend gab es in Madrid einen Rotkränzchen, an dem so oft regnete, als die Sonne zum Vorschein kam. Dessen der Monat Juni den das seinen Ende nahm, dauerten die Rotkränzchenregengüsse immer noch fort. Doch waren sie lieblich, wie alles, was in den Bereich des Frühlings und der Jugend gehört, und keineswegs so trübselig einseitig, wie die abschuldigen Rotkränzchen der frühen Novembertage. An jenen Rotkränzchen lag inmitten der Plaza de Santa Ana ein Rotkränzchen, auf dessen Einband das französische Wort "Noies" zu lesen war. Das Buch lag auf dem Trottoir, was als Beweis angenommen werden konnte, daß es von irgend einem Vorübergehenden verloren worden.

* Der bedeutendste unter den zeitgenössischen Schriftstellern Spaniens, im Juli d. J. in Madrid gestorben.

den. Nicht mochte es ein hübsches Kustchen gehabt haben, sehr aber war der Wunsch und zünftigen Lichten sehr abgesehen. Den Beschlag bildete eine vergoldete Spange von jener Art, die man mit dem Haat des Mannes findet. Aber den Ring, als Witz wissen nicht, wie lange dieser Schmuck hier liegen geblieben, wäre nicht von irdischer Erde der Vertriebskraft der eine elegante junge Dame gekommen, deren gesellschaftliche Stellung nur sofort durch die Bemerkung kennzeichnen wollen, daß sie von einem Diener verworrenen Kustchen begleitet war. Die Gematria ist nicht leicht, aber den Ring, als wollte sie in die Straße der Engel steigen, und gelangte auf diese Weise genau an die Stelle, wo das Kustchen lag. Sie sah es und blühte vorfreude in die Hände, als sah sie denjenigen, der es verloren haben konnte, vermochte aber weder vor noch hinter sich eine lebende menschliche Seele zu entdecken. Nicht weiß es in diesem Augenblicke, ob der zu tiefste bezann, hauptsächlich aber, weil zu besagter Stunde diesen ist überhaupt niemand zu passieren pflegte. Die Dame ließ das Buch durch den Diener aufheben, nahm es in die Hand und legte das Folienstück behutsam zwischen den ersten und dem letzten Blatte, aber den Ring hat sie nicht gefunden. Hieraus sollte sie ihren Weg fort mit dem Buch, ihren Hund in der Correspondenz de Espana, verstreutlichen zu lassen.

Als Juana nach Hause kam, sagte sie ihre Mutter, sie hätte diesen die gemachten kleinen Entschlüsse und erwarte, daß der Vater sich in der Mutterarmut befinde. Dann erzählte sie der Mutter von ihrem Hund. Nachdem sich Juana in ihr Zimmer zurückgezogen und ihre Streifen und Toilette mit einem Dankschreiben verabschiedet, nahm sie in einem niederen Saal Platz, wo sie sich bequem zurücklegen konnte. Dort gesaß sie, eine längere Weile zu sitzen. Dann öffnete sie plötzlich und aufsehend nur einer entgegenkommenden Kasse folgend das geheimnisvolle Taschenbuch.

Es bestand aus etwa hundert Seiten, von welchen mehr als die Hälfte weiß geblieben war. Die übrigen Blätter enthielten teils mit Bleistift, teils mit Tinte geschriebene Bemerkungen ohne Ordnung oder Zusammenhänge, welche zwar erkennen ließen, daß sie von einer und derselben Hand herrührten, die aber einen sehr verschiedenen Charakter zeigten. Offenbar waren einige dieser Aufzeichnungen mit Witz, andere in flüchtiger Hand, einige im Eifer, andere wieder in bequemer Händelschrift gemacht. Juana schrie beim Aufschlagen der ersten an und war demselben auch neugierig. Sie verhehlte sich keineswegs, daß es war ihrem Vater zuhause, und sah in das Buch zu nehmen und dies auch noch zu dem Zwecke, um sich zu überzeugen, ob nicht irgendwo der Name des Besizers zu finden sei. Doch war sie bald, und verlor sie ihre Neugierde, die Kasse zu sein, so vergeblich. Sie las also die erste Seite.

Nur dieser ersten, nur mit Bleistift geschriebenen Seite fand Folgendes:

Schneider.	Redaktion.
Photographen.	Verfassern.
Kosteller.	Schalt.
Fischer.	Mühl.
Garren.	King.
Händler.	Rechtsanwalt.

Nachdem Juana dieses Verzeichnis gelesen, verlor sie in tiefen Sinnen. In ihrem lebhaftesten Gedächtnisse alsobald die Verhalt der Schreibenden dieser Zeilen in moralischer und sozialer Hinsicht bestimmtere Formen anzunehmen. Nach etwelchen Überlegen gelangte diese Person zu dem Bewußtsein, daß eine gewisse Bekanntschaft sich ihrer Seele zu bemächtigen begann, wie sie ein vom Dunkelheit des Gehirnmittels umgebenes menschliches Wesen in uns bewußtsein bringt, dessen allseitige Verhältnisse sich fremd sind und die wir nur von dem Fremden her betrachten können. In dem Gedächtnisse dieser Person lag und kam etwas Fremdartiges zu liegen, und wir meinten in deren Leben eine Bekanntschaft für unser eigenes zu haben. Man mag nun die Sache nennen, wie man will: Wahn, die Jovial unetere eigenem Sinn zu leben, Willkür, oder endlich Verwirrung der alle Menschen gemeinsam umfassenden höheren Seele, — so bleibt die Erscheinung doch immer dieselbe, und wir werden uns einer gewissen Schwermut nur selten erweichen können.

Wie lassen hier die Betrachtungen folgen, welche diese zusammenhanglosen Worte in Juana's Seite weckten.

„Schneider“, sagte sie zu sich selbst. „Der Verfasser des Buches ist also ein Mann, und wahrscheinlich ein eleganter Mann, gemäß oder bereit in einem selbständigen Alter.“

„Photographen . . . Handelt es sich hier um seine eigenen oder um solche anderer Personen? Hat er Bilder zu erhalten oder will er welche besitzen?“

„Kosteller . . . Der junge Mann beschließt sich zu verheiraten. Da Schneider weist auf die Verbindungen zu einer wichtigen Unternehmung, während die Photographen beweisen, daß die Reize eine Weile und die Abwesenheit von langer Dauer sein wird, da er seinen Besonderen sein Bild zurücklassen wird. Diese Notiz hat er ohne Zweifel gemacht, doch mit er nicht vergesse, die Bilder ihren Photographen abzugeben. Bei dem Orte, welchen der junge Mann verläßt, muß es demnach einen Photographen gegeben haben. Welcher Ort mag dies sein? Sollte er eines von Madrid nach America gegangen sein?“

„A. Das, wenn so weit? Ist es ja möglich, daß er eine Bekanntschaft in der Provinz machte. . . .“

„Fischer . . . Dieses einzige Wort läßt auf ein vorerfährtes Gitz schließen. Der junge Mann ist ohne Zweifel ein guter Sohn, ein treuer Vater, wenn, oder er beweist den Verlust seiner Frau oder auch eines geliebten Kindes. . . .“

„Redaktion . . . Nicht ist es zu verstehen. . . .“

„Schalt . . . Nun, es freut mich, daß er über Mittel verfügt. Wie hoch mag sich dieses Kapital wohl belaufen? . . .“

„Mühl . . . Nun, das ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. . . .“

„King . . . Das ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. . . .“

„Rechtsanwalt . . .“

„Verfassern . . .“

„Schalt . . .“

„Mühl . . .“

„King . . .“

„Rechtsanwalt . . .“

„Verfassern . . .“

Sennarot de Gomez
 Cotto
 Der Herr Barret
 Ramona
 D. Manuel
 D. Casimiro
 D. Casimiro
 D. Casimiro

Juana empfand ein nicht zu beschreibendes Unbehagen beim Blick so vieler Namen und besonders des persönlichen Charakters am Schluß des Verzeichnisses. Schließend überlegte aber doch die Reize ihrer Jugend, eine Entscheidung zu treffen, und sie ließ sich ihre Unternehmungen fort.

„Fischer“, begann sie wieder zu überlegen, „sollte nicht ein Freund des jungen Mannes zu sein und wahrscheinlich in der Stadt, die das Taschenbuch enthält?“

„Ja, aber was ist der Name des Mannes?“

„Der Herr Fischer. . . .“

„Die sind von gar keiner Bedeutung. Wahrscheinlich ein paar alte Jungfern, Freiwiliger seiner Mutter, welchen einen Antheil von dem Vermögen zu machen der Vermögen sich gewannen sieht. . . .“

„Die sind Damen de Gomez ist wenig gelegen.“

„Gina . . . O, das ist schlimm. . . .“

„Sie ist ein Spielzeug.“

„So viel sieht man einmal, daß diese losgerissenen Unternehmungen der Männer noch wenig Nutzen bringen. . . .“

„Aberling gibt es dort auch Bibliotheken, Lesesäle, in und ausländische Tagelöhner, aber. . . .“

„Doch lassen sie sich doch vorläufig, obwohl mir die Sache ziemlich verhängnisvoll ist.“

„Der Herr Fischer. . . .“

„Das gefällt mir und ich recht lobenswerth, daß er sich nicht nur den Gesellschaften erweist, sondern auch mit solcher Aufmerksamkeit dem Schrift. . . .“

„Wer aber kann wissen, ob er nicht vielleicht vor seiner Abreise eine heimliche Ehe geschlossen hätte?“

„Ihm kann das der Frau nicht aus dem Gedächtnisse weichen.“

„Aber in der Folge nicht von einer. . . .“

„Sie“, die Reize, so würde mit dieser Dame wohl zu verfahren geben. Dieser Ramona ist daher nicht zu verachten. Sie ist ein Freundin der Angehörigen, Wohlthäterin kann sie auch eine Vertraute, Vertraute oder verheiratete Schwester sein.“

„Schalt . . .“

„Der Herr Fischer. . . .“

„Das ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. . . .“

„Mühl . . .“

„King . . .“

„Rechtsanwalt . . .“

„Verfassern . . .“

„Schalt . . .“

„Mühl . . .“

„King . . .“

„Rechtsanwalt . . .“

„Verfassern . . .“

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.
 Evangelium nach dem Mt. Matthäus XVII, 24-33.
Inhalt: Jesus warnt seine Jünger vor der zu ängstlichen Sorge für das Irdische, ermahnt sie zum Vertrauen auf Gottes Fürsorge und ermahnt sie vor allem, nach Heilmitteln und Tugenden zu streben.

Frage.

Einmal, einmal nur anfragen.
 Herr im Himmel, o höre ich dich,
 Alle Himmel Choralstimmungen:
 Leise Gelände, leise die Nacht?
 Einmal, einmal nicht ich fragen
 In die Gottesgaben, die
 Alle tiefste Nacht vertrauen,
 Die nicht lassen will von mir.
 Ach nur eine kurze Frage,
 Ach ein einzig kleines Wort:
 Wird die Nacht, die ich dir frage,
 Wären die zum Grabe fort?
 Wird ich, wie der Sturm mag treiben,
 Lassen sie von dir, mein Kind?
 Wird ich immer fern die bleiben?
 Herr, Du weißt es, schweigst nicht!
 Sage ja! und laß mich wandern
 Entsetzt Jahr im Genuß nach,
 Will nicht schauen auf die andern,
 Langweil tragen jedes Noth.
 Ein'ger Ernt' Gnade feine,
 Ahrbarmer, in die Brust,
 Daß ich nie vom Pfad irre,
 Deiner treuen Hand demut.
 Wilhelm Kretzer. S. J.

Vor der ängstlichen Sorge für das Zeitliche warnt uns der Heiland im heutigen Evangelium und ermahnt uns, vor allen Dingen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen. Nach der Verbindung mit Gott streben, der unser höchstes Gut ist, nach Reinigung und Heiligung trachten, die der Weg zu unserem höchsten Ziele ist, darin besteht die Hauptaufgabe des menschlichen Lebens. Alles Uebrige ist von untergeordneter Bedeutung. Wir haben nur ein Herz und daß das Gott geschaffen für sich; es kann nicht geteilt werden.
 Niemand kann zwei Herren dienen, wenn die Wünsche und Interessen beider im Widerspruch stehen. Ein im Dergewandter Wunsch ist unbeschädigt in allen Dingen. Und ein Dienstmeister sich nicht nach den Geboten seines Herrn richtet, würde in der Dienstleistung Missethaten und Unzuverlässigkeit zeigen. Der Heiland nennt die beiden Herren, denen der Mensch sich zuwenden kann: er ist Gott und der Mammon. Gott ist unser höchster Herr, aus dessen Hand alle Güter kommen, und dessen Hand uns alle Güter wieder abnimmt. Wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter geschenkt hat, und wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter wieder abnimmt. Wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter geschenkt hat, und wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter wieder abnimmt.

höchster Herr als unser Schöpfer, aus dessen Hand alle Güter kommen, und dessen Hand uns alle Güter wieder abnimmt. Wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter geschenkt hat, und wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter wieder abnimmt. Wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter geschenkt hat, und wir sind ihm zu danken, daß er uns die Güter wieder abnimmt.

Der gottliebende Geist verläßt über die geistlichen Güter mit großer Sorgfalt. Hat der Herr ihn mit Reichtum gesegnet, so hängt er sein Herz nicht daran, er vergißt über den vergänglichsten Gütern nicht seines ewigen Gottes, bei all seinem Wohlstand gelangt er zu der Überzeugung, daß er in seinen irdischen Dingen arm ist. Der Weltgewalt ermahnt, die sich trennen, sollen sein, als ob sie sich nicht trennen, und die heiligen, sollen sein, als ob sie sich nicht trennen, und die heilige Welt gebrauchen, sollen sein, als ob sie sich nicht trennen, und die heilige Welt gebrauchen, sollen sein, als ob sie sich nicht trennen.

Gott allein verdient die innigste und vertrauensvollste Hingebung. Darum mahnt der Sohn Gottes alle Menschenkinder: „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Kleid, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als eine Speise, und der Leib mehr als ein Kleidungsstück?“ Diese Worte des Herrn legen vornehmlich die Kinder Gottes eilig und treu ihren Lebensberuf erfüllen und je nach ihrer Lebensstellung mit dem Fleiß der Ammen arbeiten und mit der Sorgsamkeit der Bienen sammeln. Dann dürfen sie hoffen, daß ihr Vater im Himmel es ihnen nicht mangeln lassen werde am nöthigen Lebensunterhalte und der handgemachten Kleider.

Die ängstliche Sorge ist nicht das Merkmal der Kinder Gottes, denn übermäßigerummer wegen des Irdischen vertritt zu großem Respekt von dem Höchsten Mammon und zu wenig Vertrauen zum allgütigen Gott. Weiblich ist innerlich. Wie Danksacht eine köstliche Ehre dieser Menschen ist, so ist die Besorgtheit ein großer Fehler vieler Armen. Wie viel ängstliche Sorge gibt es unter den Armen! Wohlhabender Menschen Wohlhabende mit ungeheurer Gabe, mit unerlöschlicher Gabe, mit schändlicher Verschwendung noch immer höherem Wohlstande trachtet, um noch größere Besorgtheit, noch verschwen-

derlicheren Aufwand, noch glänzendere Pracht, ängstliche Lebensweise, größere Verehrung der Seligen besorgt ist, jammert mancher Arme in trübender Angst, es werde ihm das nöthige fehlen. Das ist ängstliche Besorgtheit, die den Herrn Gottes entkennt. Vor aller ängstlichen Sorge, die keine Sorgen der nöthigen Nahrung und Kleidung Gott und seinen Segen ganz außer Acht läßt, müssen wir uns hüten. „Denn euer Vater weiß, daß ihr alle dessen bedürftig seid.“ Der Heiland sagt nicht, euer Gott oder euer Herr, sondern euer Vater, um uns ein desto größeres, unverfälschteres Vertrauen einzuflößen; denn unser Vertrauen nicht auf einen Vater, und jammert auf einen solchen Vater, der alle seine Kinder mit so unendlicher Güte und Liebe umfacht, und dem angelich alle unsere Bedürfnisse bis ins Einzelne bekannt sind! er weiß doch ihr besten Bedürftig: doch eine genügt uns, um uns mit nöthigen Vertrauen seiner Leitung zu überlassen. Wenn Gott bei seinen irdischen Geschöpfen, die nicht seine Kinder und Angehörigen sind, nicht allein für das Notwendige, sondern sogar für das Ueberflüssige sorgt, wie wird er dann auch dasjenige vorzusehen, wozu er weiß, daß es auch notwendig ist, daß ihr bedürftig seid! Über, wie der heil. Cyrillus von der Bedürftigkeit schreibt: „Wenn du sagst, weil es etwas Notwendiges ist, deshalb muß ich besorgt sein, so sage ich vielmehr umgekehrt: Weil es etwas Notwendiges ist, deshalb eben brauchst du nicht besorgt zu sein. Wäre es etwas Ueberflüssiges, so dürftest du nicht das Vertrauen anzuhängen, sondern höchster Geduld bewahren; da es aber etwas Notwendiges ist, darfst du doch um so viel weniger ängstlich besorgt sein; denn was gleich es einem Vater, der seinen Kindern nicht einmal das Notwendige geben mag?“

Und doch lassen viele Menschen unter Mühen und Sorgen einher, die nie eine Stunde für Gott übrig haben, immer nur im Irdischen verfunken. Was haben sie davon, wenn ihnen trotz aller Sorgen kaum trockenes Brod Mehl, die Not und Unzufriedenheit täglich erhellender wird? „Wer Gottverläßt, den verläßt Gott wieder.“ All ihre Mühe ist nur das Vorzeichen für die ewige Verdammnis. Ein wahrhaft vernünftiges Geschäft der Weltlosigkeit aller Erbgüter, alles Irdischen, legte der König Salomon, der an geistlichen Gütern besah und an irdischen strebten gemah, was je einem Irdischen besitzenden ist, ab, indem er sprach: „O Gestalt der Wirklichkeit, was alles ist Gift.“ Das Wort des hl. Augustinus mögen wir immer bedenken: „Gott wird sowohl die Armen als auch die Reichen einst über das zur Rechenschaft ziehen, was sie in ihrem Leben besitzen, ob sie Gottes gekonnt und auf die Hilfe von Oben vertraut haben.“

Der Vincenz-Verein.

Von der Gründung und Ausbreitung des Vereins. Der Leser wird sich vielleicht wundern, wenn wir ihm sagen, daß der so überaus segensreich wirkende Verein in der großen Weltstadt Paris seinen Anfang nahm, und daß er gerade



Schöpfungster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem H. Lucas XIV, 1-11. Inhalt: Jesus heilt als Gast im Hause eines Pharisäers einen Wasserkrüchigen, kritisiert die Fastenwesen über die Festigung des Sabbaths und die Keimendigkeit der Dornen und Weizenkörner.

aber, so hatte man berechnet, werde er sich der Sabbatsheiligung schuldig machen und dem heilen Geiste verfallen. Jesus aber, vor dessen Augen ihre Bläue offen lag, wußte, bevor er den Bitten des Kranken willfährte, die Trägheitlichkeit in einbringlicher Weise davon überzeugen, daß er ihrer Anglist kein und ihrem Trug ausweichen. „Ist es erlaubt, fragt er, am Sabbathe zu heilen?“ Jesus wußte sehr wohl, daß die Angerathen eine Festigung am Sabbathe für unerlaubt erklären würden, während sie sich keineswegs scheuten, die schwachen Arbeiten am heiligen Sabbathe zu verrichten, wenn es sich um die Abwendung ihrer eigenen zeitlichen Schwächen handelte. Darum erwiderte sie der Heiland, indem er die weitere Frage an sie richtete: „Wer von euch, dessen Hül oder Loh in eine Herde gefallen, würde ihn nicht sofort herausziehen am Tage des Sabbathes?“ Durch diesen Hinweis sah der Herr gleichsam den Scheitern die Bläue hervortreten, hinter welcher sie ihre gottesmüderischen Anschauungen vor der Welt verbergen. Ich kenne euch, so wolle der Heiland sagen, sehr genau; ich kenne nicht nur euer Thun und Lassen, sondern ich sehe die geheimen Beweggründe, die daselbst bestimmen; keiner eurer Gedanken ist mir unbekannt, denn die Dornen offenbaren sich und der ich die Hirten heranziehe, und ich werde nicht mich, auch eurer Fehler in ihrer ganzen abhelfenden Wahrheit vor die Augen zu stellen, weil ich euch befreien und auf den Weg des Heiles zurückführen möchte. Ihr dagegen schwieget, wie Neugierde, die bei ihrem lächerlichen Treiben überrollt werden und nicht mehr langem können, oder auch wie Kinder, die im Hinterhalte lauern, um mich zu verderben, jedoch nichts anfanglich machen können, was ihnen Tadel verdient, was dem Schatten eines Unrechts hätte gleich erachtet werden können. „Sie schwiegen.“

Der Heiland sagte noch eine Mahnung bei, als er sah, wie die Geladenen sich drängen, um die ersten Plätze bei dem Gastmahl einzunehmen. „Wenn du zu Tische geladen bist, so setz dich an den letzten Platz.“ Der Grund, den er dafür angiebt, ist ein solcher, daß jeder, abgesehen von allen weltlichen Gründen, schon aus menschlicher Rücksicht ihm anzunehmen sich bereit setzen sollte, der aber im Grunde des göttlichen Geheimnisses nur der Träger einer, nicht allein bei der Menschheit, sondern in dem ganzen Reichthum und Streben des Christen zu beobachtenden Mahnung sein sollte: „Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“ Jeder, der als Christ leben, herrschen und sich weihen will, soll diese Mahnung Christi beherzigen und sich dazu entschließen, jede Partei der Hoffart und Abheerhöhung aus seinem Leben zu weihen. Wer eine zu hohe Meinung von sich hat, wird übergehört und vernachlässigt ist, der hat für andere nur Veringswürdigkeit, Tadel und Beschämung, weil er der Schwelgerei und der Hingabe und dem brüdermüderischen Neid, selbst er seiner Brüderlichen Güte und Ansehen gesehra sieht. Obgleich man andere den vordringlich gar zu begründeten Vorzug vor ihm, so ist das neidische Herz nichtig geworden; das Willkürliche Ehrung erachtet er für

Verzögerung seiner selbst und sein Mittel gilt dann für unerlaubt, um den Platz zu verhandeln, der des Willkürlichen Namen anzeigt, um den der Höhe ihn zu führen, auf welche Fleiß und Verdienst ihm geboren. Die Erde wäre ein Paradies, wenn sie nur zufriedene und demüthige Menschen trüge; aber sie ist ein Jammerthal, weil die Willkürigkeiten des Hochmuthes und ihrer Tochter, des Neides, sie verunreinigen, weil die Menschen in Eitelkeit und Hingabe einander verachten und erniedrigen, indem sie sich einbilden, das Glück der Andern erniedrige sie (Gal. 5, 26). Eine große That vollbringt, wer durch die Demuth seinen Reich begreift, dort bringt nicht: „Wo die Demuth eintritt, dort bringt nicht, wo die Demuth eintritt, dort bringt nicht, wo die Demuth eintritt, dort bringt nicht.“

Zwei Weidener.

Ein zauberhafter Morgen stand über der Erde. Mit kräftiger Wärme schien die Sonne vom leuchtend blauen Himmel herab; die prächtigen Wälder, auf welchen hoch und taubendlos stehend das frische Gras wogte, die Acker und Felder, auf welchen dicht und gleichförmig das Getreide noch in grünen Dolmen bestanden stand, die Wälder mit ihrem prächtigen, hellen und süßen Grün der Wälder und dem einladenden Dunkel der Tannen; das alles zusammen wirkte mit unbeschreiblicher Anmut, um den Nerven als Behagen erscheinen zu lassen.

Ein großer Scherer ging langsam und schweren Schrittes den schmalen Weg durch das hohe duffige Gras vor einem Häuschen der Kirche zu, welche etwas fernwärts von dem hässlichen Orte stand, welcher halb als ein Landhütchen erschien, halb als ein Hütchen aber auch wieder das Gebrüde des Wäldes und Lurus einer Gevilschaft hatte.

Der Ort war ein sehr besetzter Boden- und Kerkort in Eibdenstein.

Im Sommer stehen Dunderke, ja Tausende von kranken Kranken in dieses Bad, um Erholung, Erfrischung, Ruhe und Heilung durch das berühmte Wasser in Traut und Bad zu gewinnen. Die meisten derselben sind vornehm, reiche Leute, manche kommen nur der Unterhaltung wegen; viele aber auch als wirkliche Kranke und Heilbedürftige. Unter ihnen ist auch der alte Herr, der langsam durch die Wälder der Pfarrkirche angiebt. Es ist ein handgrifflicher, der schon seine 30 Jahre auf demselben Posten lebt und in Ruhe und Stille seines heiligen Dieners, Pfarrer- und Lehranten waltet, aber durch ein schweres Leiden anständig gemüthet, hier in der Ruhe die Heilung sucht und bereits auch davon einen ersten Anfang gespürt hat.

Denk ich der erste Tag, daß ihm der Aboarzt auf dringendes Bitten erlaubt hat, zur Kirche zu gehen und — nach monatelanger Pause zum ersten Male wieder das heilige Wasser des neuen Bundes, den jugendlichen göttlichen Leib und das Blut unseres Geliebten, in seinen Händen haltend, Gott dem Vater darbringen und in sein Herz aufnehmen zu dürfen.

Wie freute sich der Herr auf diese hl. Messe!
Den ganzen Abend hatte er sich vorbereitet durch Gebet und Betrachtung auf diese halbe Stunde, wo über ihm der Himmel sich öffnen und er die Herrlichkeit Gottes schauen und genießen soll. Und die Nacht über, wenn er erwiderte, freute er sich über auf den letzten Morgen des heiligen Tages, welcher ihm das größte Glück Himmel und der Erde bringen sollte: seinen Heiland! In aller Frühe hatte er sich mit jugendlicher Frische erhoben, und mit einer Andacht und Zerknirschung, welcher man sich nicht erinnern kann, trat er in die Kirche ein, um die Messe zu hören, welche er mit der Betrachtung hingab.

So ging der Herr dahin zum Kirchlein. Noch nie war ihm die Natur so schön vorgekommen, noch nie der Himmel so nahe erschienen wie heute, da, wie es heißt, mit dem Verbe und die Seele einen Tag süßen Trank und freudiger Ansehung feiern sollte. Endlich hatte er die Kirche erreicht und trat in die Sakristei ein.

Der Herr unterdessen allein bereits ein Priester, angethan mit den h. Gewändern zum h. Opfer, verweilt in Gebet und Betrachtung. Er dachte etwa das Alter des Eintretens zu zählen. Wie der ein- tretende Priester sich etwas besinnend umschau, von dem der Priester sei, so wandte sich der andere Priester zu ihm und sagte leise: „Sie werden sich wohl ge- dultet mühen, Herr Priester, der Priester ist fort und läuft ohne Absicht für mich.“ Und als die alle ihr blickend, die an der Wand hing, sagte er hinzu: „Er kam schon lange zurück sein.“ Es schien aber, daß er am Ende seinen Namen für den Herrn habe!

Eines Augenblicks schaute der Priester den Spre- cher an; dann verneigte er sich tief vor ihm, um die Hand, an welcher ein großer Ring war, ehe- nachst auf die Knie zu drücken.
Er hatte sofort gesehen, daß dies bereits in den größten Geheimnissen verweilt, welche niemand anders war, als der Kardinal Herr Schmalzgraber, welcher ebenfalls zu dieser Zeit in dem Bode weilte um seiner angegriffenen Gesundheit willen.

„Berechenen Sie, Eminenz“, sagte er, „ich erlaube Sie nicht sofort beim Eintreten...“ Dann hat ihm möglich ein: „Wie viele“, wenn da dem Kardinal die Messe begann zu hören?
„Sie er den Mund öffnen konnte, trat der Priester ein und erklärte dem Kardinal: „Eminenz, es ist kein Wechsler mehr zu haben.“

Wie ein Stich ging's dem armen Dorfprediger bei dieser Nachricht durch's Herz; wie hätte er sich auf der nicht sein! Ein unbeschreibliches Gefühl des Schmerzes und der Enttäuschung übermannte ihn. Aber nur einen Augenblick war es der Fall. Der Priester lernt von h. Opfer täglich sich selbst opfern: seine Reigungen, seinen Willen dem Willen Gottes habzugeben.

Der Kardinal hatte den Priester gefragt: „Können Sie mir dienen?“
Aber dieser wurde über und über rot und ant- wortete: „Nein, lieber Eminenz, ich bin nur dann und wann anhaltend hier; der eigentliche Wech- ser ist abwesend.“

Schweigend wollte der Kardinal das h. Opfern wieder abgeben; da trat der Dorfprediger zu ihm und bot: „Eminenz, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Messe diene.“

„Hochwürdiger Herr Prälat“, erwiderte dieser schließlich überaus, „Sie sind wohl älter als ich — ich darf Ihnen nicht dienen.“

„O, ich bitte darum!“ rief lebhaft der Herr.
„Nein, nein, lassen Sie es, ich möchte mich ja schämen!“

„Eminenz, gestatten Sie mir diese Bitte!“ Da- mit nahm der große Herr das Weisheit, welches von aller Form, schwerfällig und geringsüchtig war, ging zur Thüre, klingelte, und der Kardinal machte, wohl oder übel, folgen, um das h. Opfer darzubringen.

Der Kardinal war sehr gern verfallen; nur wenige Weiler waren anwesend, denn die meisten Leute hatten der Frömmigkeit angezwungen. Still, in stiller Andacht vollzogen die beiden Herren am Altare ihres heiligen Amtes, der eine opfernd, der andere dienend. Gott allein kennt die süßen Gefühle imigen Altars, Dankes und Freies, welche zu ihm aufrichtbar auf- steigen.

Der Wechsler aber kniete stillförmig an seinem Plaz. Da Gott es nicht gefügt hatte, daß er die h. Messe lesen durfte, so begnügte er sich damit, wachsam derselben Dienst anständig auszuüben. In seiner Demut meinte er im Stillen: Wohl habe ich mich nicht würdig genug vorbereitet; nichtlich

zu weislich darauf geübt — und überhaupt, wer kann von Gott fordern, daß er ihm die Gabe seiner Güter schenke?

Die h. Messe war vorüber, der Kardinal und sein Wechsler traten zur Sakristei zurück. Der Dorf- prediger, welcher wohl sah, daß er heute nicht mehr die h. Messe feiern konnte, wollte, mit einer inneren Bewegung den in andächtiger Zerknirschung verweilt Kardinal grüßen, sich still erwidern.
Dieser schaute aber auf, trat zu dem großen Wech- sler, erklärte ihm die Hand und legte lächelnd: „Man müsse Sie mit über sagen, was ich Ihnen für den Dienst schenke.“

„Eminenz“, war die Antwort, „es ist ja niemand zu hoch, daß er bei der hl. Messe diene; und doch ist das Glück hatte, gerade Ihnen dienen zu dürfen — das ist mir Leben und Überdauern.“

Der Kardinal wollte etwas antworten; da über- schlug plötzlich sein Gesicht ein heller Strahl, als ob ihm ein guter Gedanke eingekommen wäre.
„Ich dachte gar nicht daran“, — ja, er rief, „und Sie müssen mich dafür entschuldigen, Herr Priester, Sie haben genau nach der hl. Messe lesen wollen.“

„Ja? — ja, Eminenz“, war die Antwort.
„Und Sie wollen unbedrückter Tügel wieder geben?“

„Es ist doch nicht möglich, Eminenz?“ —
„Es wird aber möglich werden. Sie dürfen das h. Opfer nicht bekräftigen; bitten Sie sich nur dazu; ich werde für den Wechsler sorgen.“

Damit gab er dem Priester einen Brief, welcher ihm dem großen Priester die hl. Gewänder an- zuziehen, der letztere bedeckte den Kopf, und als alles nun fertig war, nahm der Kardinal das schwere Wech- seln auf den Arm, und alles Entzünden des Priesters hat nicht.

„Bedenken Sie meiner beim Bismarck“, erklärte der Kardinal dem Priester zu, „ob ihm einen Brief, was die Sakristei und führt als Wechsler dem armen Wechsler vom Tische zum Altare vorsehen.
Gott hat Gott vom Himmel und alle seine Engel mit Wohlgefallen und Freude auf diesen Altar herabgesehen, um ein solches Wechsler, daß wie der Herr nach der Hofkapelle, nach der h. Kom- munien schmeckete, das Opfer darzubringen und ein Wechsler zum höchsten Range in jeder Tempel, welche der Gott und seinen Heiligtum alle gleich, als ein Wechsler und unbeschreiblich antwortete, das was trug, einwärts und zur Handlung stellte.
Die dieser Geschichte zu Grunde liegende That- sache hat sich in einem sehr bekannten illustrierten Bode ereignet, der Name des Kardinals ist nicht- bekannt.“

Das ist aber nur möglich in der katholischen Kirche, wo die Gewänder und das unbeschreibliche hochwürdige Beispiel anderer göttlichen Wechsler sel- ber, der in allerhöchster Verdemüthigung und Selbst- hingabe Tag und Nacht im Tabernakel des Altars wohnt, solche Dede und Demut aus seinen heiligen Herzen in die Herzen seiner Wechsler und Jünger fließen läßt.

Die Amerikaner in Beziehung zum Gartenbau.

Die Ansichten über die Beziehung der Amerikaner zum Gartenbau sind so verschieden, daß es angebracht erscheint, das hier und wider genauer zu erörtern. Die „Kulturwissenschaften“ bringt in Nr. 1 Nr. 25 eine Abhandlung von Herr Dr. A. Herr. Die Amerikaner im Dienste des Gartenbaues.“ In derselben weiß er nach, daß die Amerikaner manche Pflanzenarten anführen, weil diese ihnen einseitig durch Darbietung von Schlafmitteln Schatz gewannen. Die von uns unter einheimischen Pflanzen hier letzteres nach den Beobachtungen Teilweise viele Ve- getation (Häufigkeit), Kungelarten (Steinob- stätter) und Hülsenfrüchten (Bismarckbäume). Bei der diesen Bohne (Vicia faba) erscheinen diese Pflanzen — so nennt man die Jungpflanzen — am Ende der Blattstängel, bei manchen Stämmen am Blattstiel und am Grunde der Blattstängel, beim Schmelz (Viburnum Opulus) ist zu 12 an den Blattstiel, bei der Angleria (Passia officinalis) an der Ährenseite der Blätter. Die Amerikaner denken, wie groß, als Vorkurs für die Amerikaner.
Zur legt uns die Frage nahe: „Sind die Pflanzen in dieser Weise den Amerikaner einzuwachsen, was dann die Amerikaner für die betreffenden Pflanzen?“
Lassen wir das Dr. Am beantwortet, welcher aus a. D. sagt: „Die Antwort lautet dahin, daß die Amerikaner sich darüber erwidern, indem sie die Pflanzen der ihren Feinden, den pflanzenfressenden Insekten,

insbesondere von deren Larven schätzen. Sind den Tieren an Werke abget, erwidern sie durch ihren Mut und durch die große Gemüthsstärke ihrer vorzüglichsten Insekten, mit denen sie kämpfen, welche ihnen an Größe wechselliegen läßt, angreifen und töten. Darin stimmen die Larve einer Reihe erfindere Wechsler, welche den Wälder ihrer Feinde, Künsteleierkeit töten, wie: Bismarck und Schmelz, überwiegen, daß ein Baum, welchen Amerikaner zum höchsten Nutzen für die Gärten gepflanzt haben, vor der Kampflage gefährdet ist. In einem Krieger- krieg, wie die Massen von Donkey Pin (Krieger- krieg) viele Strecken verunreinigt hatten, waren einige kleine Deden dadurch von ihnen befreit, gelichtet, daß sich amerikanische an Grunde der betreffenden Stämme angesiedelt hatten. Verschieden teilte täglich mit, daß im Jahre 1884 bei Chemilang in einem Teile einer Expedition der Boden umgeben und die wälder des Bauman wohnenden Amerikaner durch vertrieben wurden. In diesem Teile der Wälder wurden die Wälder frühzeitig von Insekten zerstört, während die anderen Bäume von den Amerikaner in wechselliegen Weise geschützt wurden.“ Hiermit hat nicht also sehr, daß die Amerikaner einige Wechsler der Natur sind. Können sie aus daher in der Pflanzen- baut nicht recht behältlich sein? Die Entfernung der Massen aus den Kriegen der Wälder ist ein mög- liches, ist unauflösliche Arbeit. Wechsler ist bei die Amerikaner nicht selten, ihren Weg zu diesen Pflanzen hinanzuziehen? Das könnte man wohl bekräftigen, wenn man von den Amerikaner aus je dem Stamm und den Arten der von Massen befallenen Bäume Strichen des künsterlichen Aufklärung antwortete. In Italien soll dieses Verfahren von den Wechsleren bereits angewandt worden.

„Sind wir nun auch eine andere Stimme, die den Amerikaner nicht so geneigt ist, die des großartigsten Hofgärtners Bismarck in Karlsruhe. In dem Jahre 1885, bringt er eine Abhandlung: „Die Anleihe die Schilling des Gartenbaues.“ Er fragt nicht die Amerikaner, sondern die Amerikaner, welche die Amerikaner nicht selten, ihren Weg zu diesen Pflanzen hinanzuziehen? Das könnte man wohl bekräftigen, wenn man von den Amerikaner aus je dem Stamm und den Arten der von Massen befallenen Bäume Strichen des künsterlichen Aufklärung antwortete. In Italien soll dieses Verfahren von den Wechsleren bereits angewandt worden.
„Sind wir nun auch eine andere Stimme, die den Amerikaner nicht so geneigt ist, die des großartigsten Hofgärtners Bismarck in Karlsruhe. In dem Jahre 1885, bringt er eine Abhandlung: „Die Anleihe die Schilling des Gartenbaues.“ Er fragt nicht die Amerikaner, sondern die Amerikaner, welche die Amerikaner nicht selten, ihren Weg zu diesen Pflanzen hinanzuziehen? Das könnte man wohl bekräftigen, wenn man von den Amerikaner aus je dem Stamm und den Arten der von Massen befallenen Bäume Strichen des künsterlichen Aufklärung antwortete. In Italien soll dieses Verfahren von den Wechsleren bereits angewandt worden.“

„Sind wir nun auch eine andere Stimme, die den Amerikaner nicht so geneigt ist, die des großartigsten Hofgärtners Bismarck in Karlsruhe. In dem Jahre 1885, bringt er eine Abhandlung: „Die Anleihe die Schilling des Gartenbaues.“ Er fragt nicht die Amerikaner, sondern die Amerikaner, welche die Amerikaner nicht selten, ihren Weg zu diesen Pflanzen hinanzuziehen? Das könnte man wohl bekräftigen, wenn man von den Amerikaner aus je dem Stamm und den Arten der von Massen befallenen Bäume Strichen des künsterlichen Aufklärung antwortete. In Italien soll dieses Verfahren von den Wechsleren bereits angewandt worden.“

„Sind wir nun auch eine andere Stimme, die den Amerikaner nicht so geneigt ist, die des großartigsten Hofgärtners Bismarck in Karlsruhe. In dem Jahre 1885, bringt er eine Abhandlung: „Die Anleihe die Schilling des Gartenbaues.“ Er fragt nicht die Amerikaner, sondern die Amerikaner, welche die Amerikaner nicht selten, ihren Weg zu diesen Pflanzen hinanzuziehen? Das könnte man wohl bekräftigen, wenn man von den Amerikaner aus je dem Stamm und den Arten der von Massen befallenen Bäume Strichen des künsterlichen Aufklärung antwortete. In Italien soll dieses Verfahren von den Wechsleren bereits angewandt worden.“

„Sind wir nun auch eine andere Stimme, die den Amerikaner nicht so geneigt ist, die des großartigsten Hofgärtners Bismarck in Karlsruhe. In dem Jahre 1885, bringt er eine Abhandlung: „Die Anleihe die Schilling des Gartenbaues.“ Er fragt nicht die Amerikaner, sondern die Amerikaner, welche die Amerikaner nicht selten, ihren Weg zu diesen Pflanzen hinanzuziehen? Das könnte man wohl bekräftigen, wenn man von den Amerikaner aus je dem Stamm und den Arten der von Massen befallenen Bäume Strichen des künsterlichen Aufklärung antwortete. In Italien soll dieses Verfahren von den Wechsleren bereits angewandt worden.“

früher haben, als ob sie dieselben weniger wollten, von der süßen Süßigkeit eines abgelaufenen Aushilfsgeistes, als ob sie diesen weniger wollten, von der süßen Süßigkeit eines abgelaufenen Aushilfsgeistes, als ob sie diesen weniger wollten...

Es ist ein seltsames Spiel, das die Natur mit uns treibt, wenn sie uns die Kraft der Vernunft gibt, um die Vernunft zu überwinden...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Das Kind der Steppe.
Von Marie Sponner.

Das Kind der Steppe ist ein Kind der Freiheit, das in der Weite der Steppe aufwächst...

das ist, während Blumen sind in veränderlicher Fülle angefüllt, als letzte Schmauß für das junge Mädchen...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Das Kind der Steppe.
Von Marie Sponner.

Das Kind der Steppe ist ein Kind der Freiheit, das in der Weite der Steppe aufwächst...

— jetzt scheinen die Besorger sie erreicht zu haben — doch nein, weiter ist sie ihnen entflohen, weiter noch sie, immer weiter.

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Das Kind der Steppe.
Von Marie Sponner.

Das Kind der Steppe ist ein Kind der Freiheit, das in der Weite der Steppe aufwächst...

— jetzt scheinen die Besorger sie erreicht zu haben — doch nein, weiter ist sie ihnen entflohen, weiter noch sie, immer weiter.

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Die Kunst der Dichtung ist eine Kunst der Illusion, die die Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie überführt...

Das Kind der Steppe.
Von Marie Sponner.

Das Kind der Steppe ist ein Kind der Freiheit, das in der Weite der Steppe aufwächst...

Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten.
 Evangelium nach dem H. Matthäus XXI, 34—46.
 Inhalt: Jesus besucht die Parusier, welches das größte Weib im Geiste sei und bereitet ihnen seine göttliche Natur und Würde.

In Maria Geburt.

Gebenedeit sei über dich,
 O Jungst ohne Mädel,
 O Herz, dem heiligen Geist gemählt
 In Gottes Tabernakel!
 Du hast mit Zeiten reinen Blut
 Das ew'ge Wort befruchtet,
 An Dir hat Jesus Keim gezeit,
 Das unter Allen weiset!
 O Heiland, der immerdar
 Die Welt zu dir entzweit,
 Die Söhne Deiner Jugend war
 Auf Demut tief gegründet,
 Du suchst dir in Gott Ruh ein
 Bei allen Deinen Tugenden,
 O Mutter, du hast's allein
 Wie Mutterliebe, das Leben!
 O Herz, getraut, mit Jesu getraut,
 Dem Schmerzschwermüthen kundig!
 Wer ward so tief in dich versenkt?
 Wer hat wie du gelitten?
 Was heu'ge Demut schmerzt?
 Jhu konnte nicht beugen,
 Denn höher ging die Vorsehung,
 Je mehr die Platen stiegen.
 O Herz, das fern und eintig war,
 Und liebend sich erschloß,
 Wie Dämmerglanz' mit Herz erheit',
 Die Dir so reich entlieh.
 Weh! es um noch Deinen Mund,
 Heilig' in ihm die Sprache,
 O mach es feuch, demüthig mit,
 Die Welt in ihm entzweit!

Eine Mutter lebt mit ihrem Kinde überaus glücklich, sie hinget ihr mit warmer Liebe an und blickt alles auf, um ihr Freude zu machen. Die Mutter verdient es aber auch, die wertvollste Frau, mit allen Tugenden und weiblichen Vorzügen reichlich ausgestattet; sie lebt ganz für ihre Kinder und ist Tag und Nacht bemüht, ein beneidetes die Pflichten einer christlichen Mutter auf das vollkommenste zu erfüllen und sie jütlich und ewig glücklich zu machen. Jetzt naht der Geburtstag der Mutter. Schon mehrere Tage vorher findet man die Kinder in immer neuer Verärzung und in der eifrigsten Thätigkeit, um diesen Tag zu bevorzugen. So überreichen sie dem am Tage selbst die Mutter mit der feinsten Ausstattung ihrer Liebe und mit den süßesten Geschenken, und die Freunde, die auf ihren Besuchen strahl, die dankbare, südlische Dingschung, welche in ihren Herzküßchen sich ausdrückt, giebt dem Schmelz und den Weichheiten erst rechte Wärme und reines Wort. Ein schon'st! Ein Fest der Freude für die Kinder, daß der Tag der Acker ihnen eine solche Mutter gegeben hat; ein Fest des Dankes für all das Gute, das durch die Mutter ihnen geworden ist;

ein Fest des Verlangens und des Strebens zu Gott, daß ihnen die Mutter noch lange, lange bleibe; ein Fest, das die Mutter erfreut, die Kinder eint und das Band der Liebe enger schließt und inniger gebietet.

Das ist unser Fest am heutigen Tage: Mariä Geburt, der Geburtsstag der heiligsten Jungfrau, unserer Mutter. Maria ist unsere Mutter. Ja unser aller Mutter hat sie der Herr bestimmt, als Er uns am Kreuze durch Sein Leben und Sterben die Kinship Gottes wieder erwarb; „Siehe da deine Mutter!“ Da hat Er uns Seinen Vater zum Vater und Seine heilige Mutter zur Mutter gegeben.

Welch eine Mutter! Es ist eine Mutter, welche in jedem Grade alle vortheilhaftigen, alle vortheilhaftigen Eigenschaften in sich vereint, welche ihr vortheilhaftiger wäre? Darum verehren, darum lieben wir sie so sehr.

Wo ist eine Mutter, welche solche Liebe trägt zu ihren Kindern, wie Maria zu uns? Wie ihr göttlicher Sohn sich aus Liebe zu uns am Kreuze zum Vater brachte und Sein Leben hingab, so hat Maria ihren geliebtesten Sohn gleichfalls willig in den Tod dahingegen und Liebe zu uns, weil sie erkannte, daß wir nur so zum Heile gelangen konnten. O wie reich ist ihr Mutterherz an Verlangern nach unserem Heile, wie reich an Mitleid und Erbarmen, wie reich an Bereitwilligkeit zu helfen. Darum sind wir voll des innigsten Dankes gegen Maria.

Und wo ist eine Mutter, die so mächtig wäre, uns jegliche Güte, jegliches Heil zu vermitteln? Durch ihre Fürbitte vermag sie alles. Darum vertrauen wir ihr mit schmerzlicher Zuversicht. Willig ist es also, daß wir ihren Geburtsstag in hohen Ehren begehen!

Wir freuen uns, daß uns in Maria eine solche Mutter gegeben worden ist.

Wir bringen ihr an ihrem Festtage unseren Dank für alles Gute, das wir durch sie empfangen haben, für alle Güte, die sie uns erwiesen hat. Wir erinnern uns an den Vorfall und bringen ihr das Gebets entgegen, daß wir mit ercenten Eifer alles annehmen wollen, um uns durch Nachahmung ihrer Tugenden, durch ein dem ihrigen ähnliches Leben ihrer würdig zu erweisen. Wir bitten sie, daß sie uns auch fernhin den Segen ihrer mächtigen Fürbitte ertheilen lasse, daß sie sich in allem und zu jeder Zeit als unsere Mutter erweise und uns helfe, daß wir eintig zu ihr kommen, um sie eintig zu lieben und zu loben.

Von den Wanderbügel.

Unter dem Titel „Die Vogelwarte Helgoland“ von Heinrich Wäde, herausgegeben von Dr. Rudolf Wiedersheim, ist soeben ein Verlage von Johann F. Neher in Ravensbrunn der erste Band eines Werkes erschienen, das von den Entwürfen aller Wander lange mit Spannung erwartet worden ist. In einer nur wenige Seiten langen Vorbermerkung erzählt Dr. Wäde, der langjährige englische Gouvernementssekretär auf Helgoland, daß ihm niemals der Gedanke

gekommen sein würde, ein Buch zu schreiben; aber die Natur hätte ihm die Feder insulagen in die Hand gedrückt. Der Entschluß, als Seemaler eine Reihe von Jahren in nächster Nähe des Meeres zu leben, habe ihn nach Helgoland geführt, dort sei er unermesslich mit der so wunderbare reichen Vogelwelt der Insel in Berührung gebracht worden, und nachdem er sich jahrelang aufmerksam mit derselben beschäftigt und dabei vieles, was ihm wissenschaftlich und neu, gefehlt, habe er zu erkennen geglaubt, daß ihm die Pflicht auferlegt sei, seine Erfahrungen nicht mit sich selbst wieder verschwinden zu lassen, sondern dieselben den Forschern auf gleichem Gebiet zu erhalten.

Wäde berichtet zunächst den Zug der Vögel; die Richtung, die Höhe und die Schnelligkeit des Wanderfluges, die meteorologischen Beeinflussungen desselben, den Zug nach Alter und Geschlecht; sodann sucht er die Fragen zu beantworten, was die Vögel während ihrer langen Züge leidet und was sie zum Ausbruch veranlaßt. — Ein größter mehr rein wissenschaftlicher Teil handelt von allen Vögeln, die seit etwa 70 Jahren auf Helgoland beobachtet worden sind. Was Wäde über die Richtung des Wanderfluges sagt, entspricht im Wesentlichen dem, was seit vielen Jahren beobachtet und festgestellt worden ist. Ein großer Teil der Vogelwelt bemerkt sich zwischen Ost und West, ein anderer zwischen Nord und Süd.

Der Herbstzug führt die Wanderer ihren Winterquartieren zu, die sich bis Antarktis und Neuseeland erstrecken. Bei dem Frühlingzug — von Westen nach Osten und von Süden nach Norden — sind Larven und heranwühende Vögel die überaus hervortretenden Kennzeichen seines ganzen Verlaufes. Nirgends sieht man einen Versuch, den langen Wanderflug in kurze, besagene Begehren zu teilen, wie dies im Herbst nach dem ersten großen Vorstoß sehr bald geschieht, nirgends wird eine Neigung für eine längere Ruhe bemerkt. Von den vorübergehenden Zügen und in erster Morgenfrühe angefangen Stunden werden sieben viele schon nach wenigen Stunden weiter, die größte Zahl derselben hat um 10 Uhr vormittags Helgoland bereits wieder verlassen, und bald nach Mittag sind fast alle verschwunden. In allen Urtheilungen des Frühlingzuges ist hier das Wäde ausgesprochen, für einen bestimmten Zweck ein fest vorgezeichnetes Ziel in einer streng eingehaltenen Zeit zu erreichen. Von diesem Bestreben wird denn auch die Vogelführung ganz besonders beeinflusst, die, um in kürzester Zeit vom Winterquartier zu dem meist unter bedeutend höheren Werken belegenen Winterquartieren zu führen, eine gerade auf das Ziel gerichtete, also der größten Zahl der Fälle nach eine mehr oder weniger nördliche sein muß.

Besüglich der Höhe des Wanderfluges ist Wäde bei seinen Beobachtungen mit den einflussreichen Mitteln zu überraschenden Ergebnissen gelangt, und er faßt an diese Thatsachen Verrechnungen und Berechnungen über das Schwebvermögen der Vögel, die zwar das Räthsel, vor dem er steht, keineswegs lösen, aber das Räthselhafte in anziehender Weise klar und allgemein verständlich machen. Aus dem Beob-

Die beiden Freunde, welche sich seit mehr als fünf Jahren nicht mehr gesehen hatten, erzählten sich die Geschehnisse dieser letzten Zeit, sprachen über ihre gegenwärtigen Verhältnisse und tauschten gegenseitig bessere Jugendberinnerungen aus. Dann verließen sie das Wokel. Im Begriffe, auseinander zu gehen, fragte Alfred seinen Freunde: hast du die Schützer, ich bin eine Weile nie frage dich an und sagst dann: „Wäre ich da wohl bereit sein, mir einen Gefallen zu erwirken, auch wenn es Dir ein kleines Opfer kostete?“ — „Gewiß, was denn?“ — „Du solltest — meine — Schwiegermutter unterhalten, da ich gern allein in die Oper gehen möchte.“ — „Aber wie soll ich das fertig bringen?“ — „Sie kennt mich so gar nicht?“ — „Das wird sich schon alles machen lassen. Sprich Du es?“ — „Ja!“ — „Aha, dann wird schon alles vorzüglich gehen. Du hast ja noch etwas Zeit —?“ So begleitete mich noch meinen Vorgesetzten, ich kann Dich dann gleich mit meiner Schwiegermutter bekannt machen.“

Der gute Freund hatte erwartet, die Bekanntschaft einer höheren Person mit vornehmer Stellung und einigem Vermögen zu machen, und hat diesen gewohnten er eine in den besten Jahren stehende Frau von hübscher Figur und ganz angemessenen Sitten. Sie sprach so freundlich, daß es ihm gar nicht einleuchtend war, daß es die so gefürchtete Schwiegermutter sein konnte.

Der seltsamsten Zeit erlitten Heinrich in der Wohnung seines Freundes. Welche hatte merkwürdigerweise noch keinerlei Anzeichen gegeben, an anzunehmen. Gemüthlich saßen die drei bei einem Glase Wein und plauderten ganz fröhlich mit einander. Als das Gespräch endlich etwas zu trocken begann, meinte Alfred, ob etwa ein Spielchen „66“ beliebt wäre. „Spielchen genügt mir auch?“ fragte Heinrich. — „O, etwas!“ — „Sagen Sie mir nicht, ich ein kleines Spielchen zu machen?“ — „Wenn es Ihnen angenehm ist?“ — „Durchaus, durchaus!“ Das erste Spiel hatte die Schwiegermutter gewonnen, das zweite auch. Man war eben daran, das dritte Spiel zu beginnen, als Alfred plötzlich aufsprang, seine Hüfttasche hervorholte und kaum, erregt durch das Hin- und Hergehen, dieselbe durchwühlte. „Was ist denn eigentlich los?“ fragte er. — „Die Schwiegermutter, und Heinrich liegt vor Aufregung die Karten fallen. „O, ich Spiel!“ rief er, und man sah, wie er sich zu setzen begann. — „Ja, das denn so wichtig?“ fragte Heinrich. „Freilich, natürlich ist das wichtig; ich hätte doch gewiß einen Kaufman von mindestens 300 Mark bekommen.“ — „Dann gehe doch jetzt eben noch hin!“ replicierte Heinrich. — „Ja, gehe nur hin!“ schrie die Schwiegermutter. Alfred ließ sich das nicht zweimal sagen. Schnell hatte er sich umgezogen und das Haus verlassen. Die Schwiegermutter spielte mit Heinrich ein Spielchen nach dem anderen; sie hatte sich immer Glück, was sie außerordentlich zu freuen Heinrich. — „Was brillant!“ rief er, „ich war schon bald fertig, aber Herr X. ließ mir keine Ruhe. Ich ließ ihn versprechen, eine Flasche mit Wein zu trinken. Wir haben da viel über geschäftliche Sachen gesprochen, so daß ich gar nicht merkte, daß es schon so spät war.“ — „Auch uns ist die Zeit sehr schnell vergangen,“ erklärte ganz beiseite die Schwiegermutter. — „Wie mich das freut!“

Beim Abschied sagte Heinrich seinem Freunde versprechen, den nächsten Abend wieder zu kommen; auch die Schwiegermutter gab ihm diesen Wunsch zu erkennen.

Schon vier Abende hintereinander sah Heinrich in der Wohnung seines Freundes gemüthlich bei der Schwiegermutter, und jedesmal hatte Alfred Gelegenheit gefunden, unter dem einen oder anderen Vorwande sich zu entfernen. Sonberbarerweise ließ ihn die Schwiegermutter ruhig gehen, so daß Heinrich sich schon verdammt sah, die Klagen seines Freundes als erfinden zu betrachten. Offen gestanden, war die Gesellschaft der Schwiegermutter gar nicht ohne; sie konnte so interessant plaudern und so schlauesch lächeln, daß es dem guten Freunde bisweilen ganz sonderbar zum Vorschein kam. Den nächsten Abend hatten sie gar keine Karten angeht; sie hatten ein Gespräch begonnen, daß sich immer interessanter gestaltete. Man sprach von Dilettant und jenem; Hein-

rich erzählte von seinen Reisen, sprach über Menschen, mit denen er zu thun gehabt, über Verhältnisse, in denen er sich bewegt, und schließlich sprach er auch von der — Liebe! Die Schwiegermutter hörte aufmerksam zu, wie er einen immer höherem Ton anschlug, und bisweilen lächelte sie auch zu ihm hinüber, wobei sich merklich bemerkbar ließ die Mißstimmung gegen sie. Als sie sich an diesem Abend verabschiedete, drückte Heinrich der Schwiegermutter heimlich die Hand und, wie er wenigstens gefühlt zu haben glaubte, war der Händedruck in etwas erwidert worden. Des anderen Morgens hatte Heinrich seinen Freund auf der Straße getroffen, und ihm noch einmal herzlich geküßt für seine Freundlichkeit. Er schickte sich so wohl, an den Abend die Freiheit recht genießen zu können. „Deute abend kommst Du doch auch, nicht wahr, Heinrich?“ — „Wenn Du es möchtest, natürlich!“ — „Bei doch so gut! Ich mag es mitunter recht, und meine Schwiegermutter wieder nach Hause; da möchte ich doch heute abend noch einmal ausgehen.“ — „Vergißst Du Dich denn auch des Abends?“ — „Und wie! Ich sage Dir, man ist nie so geboren, wenn man sich so recht der harten Arbeit ledig fühlen kann!“ — „Dieses Gefühl hast Du Dir schon so lange behalten können?“ — „Aber, Du weißt doch, Heinrich, daß ich meine Schwiegermutter bei guter Stimmung halten muß!“ — „Ja — Du hast Recht!“

Alfred war am Abend wieder ausgegangen und amüsierte sich ganz ausgezeichnet. Begeistert trat er den Heimweg an; in seiner Freude hörte ihn nur der Gedanke an die nahe Abreise. Doch dachte er sich diesen Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen. Heute abend wollte er einmal ganz fröhlich sein. Ein lustiges Lied spielte, bis er die Treppe hinunter war, was das? — — — Er lauschte an der Thüre — — — was für Stimmen sind das? — — — Dann wurde es wieder still. Alfred öffnete die Thüre — — — aus dem Gange sah er Hand in Hand sein Freund Heinrich und seine — Schwiegermutter. Alfreds Gesicht färbte vor Jähren, doch im nächsten Augenblicke nahm er die Seite der heiligeren Seite an. Sein Freund und seine Schwiegermutter behielten ihn auch noch, aber in seiner tiefen Aufregung. Sie wußten den „Jah!“ so übergegangen und so harmlos hinausschicken, daß sich Alfred schämte, eine Weile seine Gedanken unterhalten zu haben. Der Abschied von seinem Freunde war herzlich und von der letzten Lieberkennung in seiner Wuth bezeugt. Dennoch, wie man sich von der Frau des Hauses zu verabschieden pflegt, reichte Heinrich der Schwiegermutter die Hand; es lag durchaus nichts Auffälliges darin. Alfred war ganz bezaubert; er gestand sich nicht einmal, auch nur seine auf den Bescheid, den er erhielt, anzuschauen.

Zwei Monate sind seit dieser Zeit verstrichen. Ein gut geübter Mann fand Alfred in seinen letzten Besuchen einen Mann, dessen Abreise eine ihm wohl bekannte Hand schrift vermuten ließ. Knechtlich öffnete er das Koffer, zog eine Karte hervor und las: „Herrn Heinrich Alfred, Heinrich Müllerberg, Verlobte.“ Alfred war wie von Sinnen. Ein Glück, daß seine Schwiegermutter gerade in einem Bade war; noch heute, noch heute, noch heute! Alfred hätte sich nicht, die hatte er ja schon oft auf den Bloßberg gewandt, aber die 40 000 Mark! — — —

So geht es, wenn man die Schwiegermutter vernachlässigt.

1. Rätsel.

xx	uu	a	holl	holl	galt	holl	zoll
xi	ix	ix	gt	holl	ii	ix	ix
xi	ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix
xiix	ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix
ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix
ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix
ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix
ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix	ix

2. Rätsel.

h	t	d			
o	a	r			
h	o	t	e	i	u
t	a	b	i	a	u
d	r	e	i	c	t
i	a	c			
u	u	f			

3. Rätsel.

Wichtige Wägen fanden ein: Gertrud Häber in Braunschweig zu 11 Heinrich Roll, Gertrud Heim, und Wili. Spidre in, Bonnhausen, zu 8.

- 2) Weisheitsräthel
von Hubert Weiden.
- 1 9 8 15 2 Ein Baum.
 - 2 8 12 4 8 8 Ein Hund in Tadjien.
 - 3 7 11 15 9 Ein Metall.
 - 4 2 11 2 Ein Vogel.
 - 5 8 11 7 4 1 Eine Gedankenfrage.
 - 6 2 11 2 8 Eine Handlung.
 - 7 16 8 7 Ein Wädherrmann.
- Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten sind die Endbuchstaben von unten nach oben ergeben ein Sprüchwort.

3) Kreuz- und Quer-Räthel.

1	2
3	4

Ich bin ein Tier mit langen Ohren,
Dem heuer man den Tod geschnitten,
Ich bin keine Sünderin,
Doch geh, ich einen guten Thronen.

Ich bin in heiliger Zeit ein Fisch,
Doch bin ich nicht für deinen Tisch,
Reinlich und ohne Flecken,
Dir angest als ein zu kommen.

Woller bin ich, halb Schnee, halb Eis,
Nicht durch die Wärme zerweicht,
Ich bin ein Mann in der Welt,
Doch ich und dich vor mir existieren.

Drei Fischen heißen dich zu sein:
Zu was bei solch meide den Schein
Und laß auf deiner Stirne leucht,
Doch, was du schenst, du auch gewöhn.

Das Fahrzeug soll ich sein und Eisen,
Die Wege will, die Wägen sind
Und laß auf deiner Stirne leucht,
Doch nicht so mühsam und ich bin.

Ich bin ein hochbedeutendes Tier,
Nicht Kunst, ich, nicht zu mir,
Doch ich und dich vor mir existieren,
Dir schenken vor einem und beide.

Wägenräthel.

Es kommt gemeinlich mit matter Kraft,
Wo noch der Geist die Armut schafft;
Was' Unde sey' das erste Zeichen,
So kommt es meist im Hand der Reichen.

Wägenräthel.

1) Wägenräthel:
Nicht mit die langen Stunden,
Die des Lebens Markt entlegen,
Nicht nur, wenn sie einzuwenden,
Wie viel Extreme sie Zeit zeigen;
Denn und diesen Wägen Extreme,
Die am Abendstunde leuchten,
Kannst den süßen Trost zu lernen,
Doch mit Wollen sie verfrachten.

2) Wägenräthel:

h t d
o a r
h o t e i u
t a b i a u
d r e i c t
i a c
u u f

3) Wägenräthel:

Wichtige Wägen fanden ein: Gertrud Häber in Braunschweig zu 11 Heinrich Roll, Gertrud Heim, und Wili. Spidre in, Bonnhausen, zu 8.

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Complutium nach dem hl. Matthäus 13, 1-8.
Inhalt: Jesus heilt einen an allen Gliedern Gelähmten und bezieht ihm die Sünden.

Das Fest des heiligen Namens Maria, welches am Sonntag nach ihrem Geburtstage be- gangen wird, ist eingetrag worden zum Nutzen eines glänzenden Eluges, den die Lehrerinnen und Lehrer durch den Bescheid der mächtigen Himmelstönigen über die Feinde der Christenheit erlitten hatten. Die Tüthen waren im Jahre 1683, Schöden und Bewilligung unterworfen, bis in das Jahr von Oberreich zurückzugehen. Das Schicksal, welches sie zu begünstigen schien, und die schnelle Wiederkehr, den man ihnen entgegenbrachte, machte sie so klein, daß sie selbst die Befragung der Kaiser- liche unternehmen. Die war wenig glücklich und Kaiser Leopold I. mit seinem Hofe berief nach Wien ein. In solcher Zeit gab es einen Mann, dessen Namen Maria war; Er war ein Bauer und sollte einen mit verdienter Stimme zu ihr anrufen. Das Geleit blieb nicht unerhört. Als die Zeit am glücklichsten war, erschien auf dem Hofe ein Herr, der hieß Sobieski, mit seiner Krone dem h. Kaiser bei, diese ließ den sprechenden Richter am Hofe und empfing in der h. Kommunion das Wort der Gnade, worauf er sich und die Seinigen dem Schicksal Maria empfahl und den apostolischen Segen erhielt. In allen Heiden erhielt nach dem Vorgang: „Wahrheit zum Kampfe! Maria ist die Heilige!“ Bald begann die Schlacht; ein gewaltiger Schwarm vernichtete sich bei dem Hofe mit überlegenen Feinden; der Schwarm zerbrach, und mit ihm alle, nach dem Schwerte der christlichen Krieger entzogen konnte. Das kirchliche Lager mit mehreren Heuten fiel in die Hände der Feinde. Sobieski zog triumphierend in die Stadt und besaß sich in die Kirche, um dem Herrn der Herrscharen und der glücklichen Kaiserin der Christen für den erlangten Sieg zu danken. Seit dieser Zeit trägt er immer ein Bild der über- höchsten Jungfrau bei sich.

Der Name Maria ist ein ehrwürdiger Name. Nicht ohne Ursache überließerte uns das h. Evangelium dem Namen den Namen, die von Gott ausgesandt war, die geliebteste Mutter des Heil- erlösers zu werden. Dem groß und nichtbedeutend ist dieser Name, weswegen geeignet, ihre Größe und Erhabenheit auszudrücken. Maria heißt, wie mehrere Kirchenväter bemerken, so viel als „Herr- scherin“. Und wirklich entspricht dieser Begriff genau dem Sinne der h. Kirche, welche es ihren Dienern zur Pflicht anvertraut, die hochgelobte läss- lich als unsere Königin zu grüßen. So wird sie auch von dem grünen Christenwohl gefeiert als die Königin der Engel, der Fürstlichen, der Propheten,

der Apostel und aller Heiligen. Und in Wahrheit steht man für als Königin des Himmels und der Erde: Würde sie ja in die seligen Wohnungen der Heiligen über alle Ehre der himmlischen Gei- ster, über alle Heiligen des alten und des neuen Bundes erhoben. Wie kühnen die Härtin des Himmels, wie die Mächtigen und Großen der Erde. Wie war Jesus Christus selbst, der König der Könige und Herr der Herrscher, unterthan. Mit Recht also folgen wir dem Heiligsten des Himmels, wenn wir den großen Namen unserer Gebieterin antworten; mit Recht rufen wir diesen hochheiligen Namen an, wenn wir in irgend einer Gefahr, in irgend einer Noth Schutts und Hilfe bedürfen; mit Recht sprechen wir zu Maria, wie einst die Israeliten zu Gedeon: „Herrliche Tu aber uns“ und laß uns stets unter deinem mächtigen Schutze beschützt sein! O möge dieser Gedanke uns nimmer entwinden, daß Maria unsere Gebieterin ist, daß wir täglich ihre treuen Unterthanen sein und ihr täglich den Tribut unserer Dankbarkeit, unserer Verehrtheit und Anhäng- lichkeit bringen. Wie die Augen der Königin auf ihre Herrin gerichtet sind, um jeden ihrer Wünsche zu vernehmen und zu befehlen, so sollen auch wir auf den Willen unserer himmlischen Gebieterin achten und treu ihr nachkommen. Wie lautet aber ihr Wille und ihr Gebot? Auf der Gottesmutter in Maria hat sie zum ersten Male sie ausgesprochen: „Was er (mein Sohn) auch sagt, das thut!“ Folgen wir denn nach der heilbringenden Lehre Jesu und seiner lebenpendenden Geboten, so erfüllen wir auch den Willen unserer hohen Gebieterin und bewahren uns als ihre treuen Untergebenen.

Der Name Maria ist ein bildreicher Name. Maria bedeutet, nach dem hl. Bernhard und Anders auch „Stern des Meeres“ und in die- sem Sinne beginnt die Kirche den schönen Heber- tennamen, welcher an den Felsen der jungfräulichen Mutter gelangen wird, mit den Worten: „Woe- hren, ich dich grüße!“ Und wie glücklich wird sie anbetende Mütter der Menschen mit einem Heinen vergelten! „Sie ist für uns, sagt der hl. Bernhard, deren glänzende Stern, der von Jakob anfang, deren Strahl die ganze Welt erleuchtet, dessen Glanz die Himmel bestrahlt, in die Hölle bringt, die Erde erhellt, die Herzen durchglänzt, die Tugenden wach- sende nährt und die Köpfe anstreichend vergrößert. Sie ist jener hellstimmernde, glanzvolle Stern, der über diesen großen und geschämigen Meere aufsteht, glänzend an Verdiensten und erlösend durch Be- gehrte.“ Wie wunderbar erscheint unter diesem Bilde der seltsame Name Maria! Wie den Seefahrer nach dem Namen eines schifflichen Sturmes, dessen To- den ihn von dem roten Höllentode errettet und in ein unbekanntes Wasser verschlagen hat, das plötz- lich erscheint eines bekannten lebenden Weltens hoch in der Seele erheitert und ihm einen heiteren Morgen verleiht, einatmet erheitert, so mild und halbwegs frohlich über uns, die wir auf dem Meere dieses Lebens nicht selten dem geraden Weg zum heiligmäßigen Hafen verlieren, dieser halbe Morgen- stern und wieviel uns mit ihrem mütterlichen Rat, ihrer mütterlichen Warnung, ihrer mütterlichen Mah-

nungung und ihrem mütterlichen Beispiele den rechten Pfad zum ewigen Leben. Bedenken wir daß die Mahnung des hl. Bernhard: „O du, wer du auch bist, Seefahrer! der du eintrittst, daß du auf dem Strome dieser Welt mehr durch Sünder und Ungewitter schwanst, als auf festem Boden fahst, werde die Augen nicht ab vom Ufer des Heil- ligen, wenn du von Sündern nicht willst verführ- ten werden. Wehen die Winde der Versuchungen, rühst du auf Klippen der Trübsal, blicke auf ja dem Sterne, rufe auf ja Maria! Wirst du von den Wellen des Stolzes, von den Bogen der Ehrsucht, der Verleumdung, der Falschung untergetrieben, blicke auf zum Sterne, rufe auf ja Maria! Gähne der Noth, der Geis, die Fassung des Fleisches auf das Schifflein deines Gemütes, rufe auf ja Maria! Wirst du von dem Geiste deiner Sünden, von den Schreden des Gewissens, von Schauern vor dem Ge- richt der Gedankungen, rühst du von dem Abgrunde der Täuschtheit, der Verwirrung dich verführen lassen, rufe ein Maria! In Gefahr, in Angst und Noth, in zweifelhafte Fällen, rufe auf ja Maria! Rin- ner weiche sie aus deinem Munde, nimmer aus dein- nem Herzen. Und daß die Fülle ihrer Güte nicht werde, weiche nimmer ab von den Beispielen ihres Wandels. Ihr folgen laßt du nicht ab vom rechten Wege; zu ihr lebend nimmst du nimmermehr ver- weichen; bist sie dich, so läßt du nimmermehr; schickst sie dich, so ist nichts dir fürchter; ist sie dir hoch, dann gelangst du in den Hafen.“

„Früh am Morgen streue aus Deinen Samen.“

Das sind Worte des h. Geistes; sie finden sich im alten Testamente, Pred. 11, 6. Diese Mahnung zum fröhlichen Wirken und Schaffen läßt sich beson- ders anwenden auf die Erziehung der Kinder; es ist ein Wort für Eltern und Lehrer.

Ein Mädchen ist das Kindesalter, unbesüßtes Land, worin die Fruchtbarkeit noch schlummert. Alles kann daraus gemacht werden, eine Wüste voll In- frucht und ein Weidfeld mit goldenem Weizen. Das junge Herz liegt offen da, der Einfluß harter, und im Gewande tritt jeder Mensch, der vorübergeht, ein Körnlein oder eine Handvoll Körner in das weiche Erdreich; jeder, der mit einem Körne in Berührung kommt, läßt irgend einen, wenn auch nur geringen Einfluß aus durch Wort und Beispiel. Das sollten alle wohl bedenken, damit sie nicht Unkraut säen. Eltern und Lehrer aber sind die angehenden Edel- steine, und schwer ist ihre Verantwortung für das, was unter ihrer Hand herausschließt und dem großen Erntetag entgegenreift. Darum können sie ihre Auf- gabe nicht zu ernst aufpassen.

Früh, aber auch schon ist ihre Arbeit. Das kind- liche Herz ist ein Ackerfeld im Morgenlicht. Der frühe Frost des Jugend weht darüber wie ein böstiger Hauch, das laue Morgenrot der Unschuld tritt seinen verführerischen Schritts daran, und über- all blühen die Trübsalten der göttlichen Paul und Gnad in reichster Fülle. Wie einladend ist es da zu fröhlicher Arbeit, zur Ausat beten selbst Verden-

he aufstehend mit ihm aus dem düsteren Raum hinaus in die Freiheit, den Wohlstand, das Vergnügen.

Aber — es reichte nicht.
Hans Schmidt ließ von früh morgens bis in die Nacht unruhig und konnte keine Ruhe finden. Der Schreckung war ausgedrückt, die besten Sachen der Welt bestanden darin, die besten Sachen der Welt zu besitzen, und man lernte sie in der eigenen Hand zu haben. Er ahnte, wenn die Frau einige Worte mit ihm sprach, und bangen, wenn der Bescheid auslief. Nach wenigen Wochen waren die Dorfmatrassen flüchtig an der Frau vorbeigegangen, ohne sie zu erkennen, so eilig, so abgemessen und verhalten sie zu sein. Aber dennoch schenkte ihre tröstliche Lage einen minder erhebenden Eindruck auf sie zu machen, als auf den Mann. Ihm war es das Räthsel, sich von seiner Frau unterhalten lassen zu müssen. Und doch schien das Schicksal nicht müde zu werden, die Unzufriedenheit zu prüfen. Eine Nacht, die in der Wärme versessen worden war, drang der armen Frau in die Hand; diese schloß an und wackelte nur für sie an Arbeit nicht zu denken. Das Kind erkrankte; die Folgen der Unterbrechungen ergrieffen nun auch das letzte, glückliche Glied der kleinen Familie.

Da kam eines Abends Hans Schmidt nach Hause, mit einem Anbrot und einem auf den Tisch; aber in den Freuden seines Wohlstandes war nicht ein und ihrer Fragen beantwortete er mit feinstem Bescheid, die Augen auf den Boden schickend, er sei zur Arbeit in einem Aufnahmestunden angemessen worden und lasse sich den Lohn in Lebensmitteln bezahlen. Täglich brachte er Proviant, aber er ließ sich nicht davon und wurde mit jeder Lage weiser und verschwiegener. Und eines Abends kam er nicht nach Hause, und als die Frau ihn nach langer, angestrengter Stunden suchte, und man ihn die Nacht hindurch schweigend mitteilte, da fürchte sie zu Boden wie ein Stein, den die Art gefällt, und als man sie ins Leben zurückrief, stieß's als solle ihr wieder Blut ins wieder die einzige Krankheit, die noch bessere Stimmungen wieder den alten letzten Zeit zurückzuführen.

Dem durch behaglichen Gewerbe hat die Wohlthat nun selbst. Güte er gewohnt, der Gerechtigkeit, der jeden Abend im Vorübergehen seine Aufgabe befaßt, das dies war, ein Weib und Kind vor den Verführungen zu beschützen, er hätte ihn nicht anlassen und ihn nicht über treuer Ehe schenken lassen. Das verfluchte ihm die paar Wochen, und da dem ersten Wonne die Ausbildung seiner strengen und prompten Gerechtigkeit zupflanzte in ganz bedeutendliche Schritte, verlor er der Frau allen erdlichen Bestand; sie sollte Arbeit bekommen, jedoch ihre Hand gefüllt sei, und bis dahin Unterhaltung.

Zeitlich hat sie sich alles an. Die Schwand erwiderte sie, daß es so weit mit ihrem Gatten gekommen. Und doch hatte er nur für sie und ihr Kind getroffen! Dieser Gedanke erhielt schließlich doch die Oberhand. Fremder ging sie, als ihre Hand wieder geblüht, an die Arbeit, an welcher sie ihr, dem dem christlichen Gewerbe, nicht mangelte. Das Kind erkrankte und bekam sein rotes Pöckeln wieder, und wenn die Frau von der Arbeit kam und es auf den Armen wies, dann lauschte sie sie mit demselben Ausdruck väterlicher Spannung in der Nacht hinaus, als sie wieder überabend haben in der Dämmerung, jeden Augenblick müßten die Schritte ihres Gatten erklingen und sie hätte ihm das auf die Schwelle entgegenzuweisen.

Er kam — Aber er hatte seinen Will für die Wohnung, der man es anließ, daß sich alles zum Besten gewendet, das Amas unangenehm, rathloser Arbeit. Das begriff sie: auch sein einziger Mann und den unruhigen Will seiner Mutter. Aber daß er das Kind kaum anließ, daß er sich ihren Wohlthaten und Tränen nicht entzog, vor sich hinbarre in düsternen, trübseligen Gedanken: das machte für das Herz schwer und immer düsterer in der Welt. Die Sorgen, die sie ihm vorsetzte, rührte er kaum an, jede Frage, jedes schmerzliche Wort, glitt ungehört an seinem Orte vorbei. Einmal um Einmal verfuhr, und immer unheimlicher wurde es um ihren Mann.

Da er sich plötzlich vor dem Dämonen ein großer Hoff. Der Mann erobert sich mit seiner granzeller Stimm, trat vor die Schwelle, und Frau Anna konnte trotz der Anwesenheit untergehoben, daß er den Augen mit zwei fremden Männern stehende Freigepredigt blieg.

Als er wieder eintrat, streifte sein Blick über an der Stelle vorbei, wo sie lag, das Kind an der Brust gedrückt, wie am es gegen einen Gerannalen-

den Freund zu schägen. Sie verstand seinen Blick von ihm, sie wußte so genau, als wäre es in ihrer Gegenwart gewesen, daß im Gefängnisse Freiler sich der verführerten Seele ihres Mannes bemächtigt, daß er, in der Lieberzeugung, für den einmal Verurtheilten nicht es seinen Rückzug mehr, ihnen ins Ohr gelassen. Sie brauchte ihm nicht einmal, wie es jetzt geschah, nach seinem Handverfesslung greifen zu gehen, um zu wissen, was er vor hatte und was ihm zum zu thun übrig blieb.

Die nahm das Kind und näherte sich der Thür. Zum ersten Male seit seiner Wälfahrt sah er ihr ins Gesicht.

„Wohin gehst Du?“ fragte er ruhig, ihr folgend, und legte die Hand auf ihre Schulter.

Sie zeigte den Mund zu seinem Ohr und schloß die zwei Hände; sie mußten leisebar geflüstert haben, denn er antwortete, leisehaft im Gesichte, zurück. Jetzt sprach sie lauter: „Das erwidert freundlich vergeblich und vergessen: Du tholest es für mich und das Kind! Und wenn ich auch lieber Jungeres sterben würde, als einen Willen so erwerbenden Verbrechen anzuhaben, das Baby darfst Du und ich nicht zu Grunde gehen lassen. Das war damals; jetzt aber wird es besser sein, ich besorge das Kind und mich vor der Schande im Wasser, wo es nun stehen ist. Die Menschen werden Dir's verzeihen, daß Du vom rechten Wege abgelenkt, um dem kleinen Weib zu verfallen, aber das soll es nicht erleben, daß man mit Fingern auf den Lohn eines grobthätigen Verbrechens weist.“

Er sprach kein Wort, aber er schloß tief an Drängen erhob sich wieder der große Pfiff und ließ ihn zusammensinken. Sie fuhr fort: „Ich beschwöre Dir's, Dein Kind und ich werden die heutige Nacht nicht mehr überleben, wenn Du das Kind verläßt, um den Verführer zu folgen. Du trennst mich, ich bleibe mein Wort.“

Gedärgert hand sie vor ihm, er konnte sie mit verbleibenden Unsicherheit hatte sie dabei alles ausgehen, um ihm zu folgen, alle Witten und Beschwörungen waren an ihr abgeprallt und sie würde es nicht jeht thun, er wußte es.

Er sprach kein Wort, aber an dem letzten Schritte seiner Hand, die sie littend umklammert hatte, er konnte sie, daß er ihr und dem Kinde zurückgegeben sei. Gelegentlich sah sie jetzt vor die Thür treten, wußte sie hoch, daß alle Vordränge vergeblich waren, da er den Entschluß gefaßt, seine Hand rein zu erhalten. Dorthin glaubte sie die Wohnungen und Verhältnisse der zwei Verführer zu vernehmen, aber als Hans wieder eintrat, sah sie, daß er der Blut der Genssen kein Gewicht belegte, seit er mit sich selbst im Klaren war. Nur wußte jetzt die Schwand über das, was er gewollt, in seiner Brust und das die quälende Sorge, er würde wieder angenommen sein, mitanzugehen, was die höchsten Güte seines Weibes erwarben.

Aber dazu kam es nicht. Der Mann, der ihn ins Gefängnis geleitet, nahm ihn provokativ in seine Hände an. In der ersten Zeit mußte Hans Schmidt freilich mit aufwühlender Bitterkeit sehen, daß nichtausliche, prüfende Blitze jeder seiner Bewegungen folgten, daß man dem Verurtheilten kein Vertrauen entgegenbrachte. Aber bald bemerkte er zu seiner Enttäuschung, daß die Wachsamkeit seines Herrn nachließ und das Vertrauen allmählich schwindete. Allerdings hatte sein Prinzipal, wie er oft versichert, nie einen so zuverlässigen und christlichen Diener gehabt.

Genau ist Hans Schmidt Verführer in einer großen Gefährdung, sein Junge wach und gebildet, und mit rotem Wagen, klarem Blick und zufriedener Miene schaltete in der behaglichen Wohnung, die sie besaßen, sein Schicksal.

Der Diebstahler.

(Eine indische Geschichte.)

In Calcutta war bei einem wohlhabenden Eingeborenen ein nicht unbedeutlicher Diebstahl begangen worden; anhat sich an die englische Polizei zu wenden, bezüglich der Bestrafung. Diste bei Mirza Wolam zu finden, der in dem Kiste fand, bei der Aufklärung von Tätern und Räubern die schwerfälligen Organe der öffentlichen Sicherheit sich um mehrere Anstellungen zu schlagen. Man ließ alles genau in dem Zustande, wie es bei der Entdeckung des Einbruchs gewesen war, und beschied den schlauen Diebstahler in aller Eile.

Der Mirza kümmerte nicht, dieser Einladung Folge zu leisten, denn, wie es auch um seine Güte, Genügend auszulernen, beschloß sein müde, ganz ungewöhnlich daß er eine sehr feine Rolle für die Unternehmung von Räubern, bei denen ein hübsches Stämmchen Haupt zu ergattern sein mochte.

Die Dastigkeit des Verführers wurde in Augen schein genommen. Mirza Wolam vertheilte das Zimmer, den darin fahrenden Gang, sowie den Ruheort des Hauses, und gab Johann mit ungeschickter Sicherheit folgenden Drahtversuch ab:

„Der Diebstahl hat vor zwölf Stunden stattgefunden und ist begangen worden von einem älteren Brahminen und zwei Angehörigen einer niedrigeren Rasse; aber die Teilung der Beute sind sie in Streit geraten, haben sich aber schließlich ausgesöhnt und gemeinlich die Beute nach dem höchsten Betrage angeteilt.“

Stammend über den unglücklichen Schorffan des Mannes, welcher dieses alles gesehen haben wollte, wo gemüthliche Menschenfinder kaum eine Spur von dem begangenen Diebstahl bemerkt haben würden, fragte ihn der Hausherr, aus welcher Klasse er diese Schlußfolgerungen gezogen hätte. Mirza Wolam schloß überlegen, führte den Fremden an die Rüste, aus welcher die Juroren und Weisräthe gemacht werden waren, und sprach:

„Wenn ihr nicht blind wie ein Hagen und Verstand, so hätte auch das nicht entgehen können, was meinen Sinnen aufiel. Hier auf dem Teller der von den Dichen ertrunkenen und später wieder gebildeten Rüste liegt eine Staubkugel, die nicht vorhanden war, als der Diebstahl begangen wurde, weil sie sonst Spuren von den Händen der Räuber aufweisen müßte; sie ist vor der Tiefe eines Fingerknagels — das entspricht der Zeit von zwölf Stunden.“

„Nun betrachtet einmal, was hier am Boden liegt: einige Krümmen Weiz und einige Kleiner; die Erde habe ihre Wohlthat gehalten, und der eine von ihnen londerie auf dem gefochten Reis, den er bel sah hatte, die nicht ganz weich geworden wäre, vor aus; sie waren für seinen jahrelangen Mund zu hart, weil er ein alter Mann war.“

„Der selbe Mann war aber ein Brahmine, denn er wußte sich die Hand nach der Wohlthat an einem Fingerring ab, daß er kein zu Boden warf — hier liegt es noch, und weiß die Spuren seines Ringers aus. Kein Angehöriger einer anderen Klasse würde dies thun; er hätte die Finger an seinen Fingerring abgemischt, wie es in der That die beiden Weisräthe des Brahminen gesehen haben müßten.“

Die Bedrohler gesehen darauf in Eile. „Betrachte Mirza,“ unterbrochen ihn hier der Hausherr, „Woher wist ihr, daß der Mensch des Brahminen gerade zwei und nicht etwa einer, oder drei oder fünf geworden sind?“

„Nur Geduld!“ antwortete Mirza Wolam. „Dahle ich Euch nicht gesagt, daß ihr keinen Augen und Geduld seht? — Ihr haben es Euch selbst hingehalten und ihr habt es nicht gesehen. Ich werde es Euch gleich zeigen. Aber erst leht herbei.“

„Was liegt hier? Eine zerbrochene Theonpfeife. Die Erde haben sich getrennt, und einer von ihnen hat im Harn seine Pfeife hingeworfen, daß sie zerbrach.“ Sie ist nicht etwa hingefallen — weil dann die Bruchstücke nicht zusammen liegen würden — sie liegen aber so weit von einander entfernt, daß dies offenbar nur die Folge eines mit großer Dastigkeit ausgeführten Wurfs sein kann.“

Man begab man sich abermals in den Hof und Mirza Wolam zeigte dem in immer größerer Entfernung gerasteten Quader eine halbwürdige Hölle, die mit Kreuze an die Mauer geschrieben waren.

„Dahle ihr diese Zahlen geschrieben?“ fragte er den Kaufmann. „Nein! Ober einer der Unrigen? Auch nicht! Wist die Erde. Und was bedeutet diese Zahlen? Nichts, wenn man ein weiser Kaufmann ist, wie ihr —, sehr viel, wenn man ein armer Kerl ist, wie Mirza Wolam, der von seiner Schamheit kümmerlich leben muß. Die erste Zahl bedeutet eine Summe, welche zwölf der Preis für die Unternehmung nach Venere in der dritten Klasse ist. Diese Summe ist mit drei multipliziert. Die Erde haben berechnet, was sie für ihre Rüste zu bezahlen haben; es sind ihrer drei und sie sind in der 3. Klasse nach Venere gefahren.“

Die Schlußfolgerung war klar, aber der Wohlthäter hielt sie für unüberleglich. Er war sehr zufrieden. Wußte man erst, wo die Diebe waren, so konnte man sie auch dinglich machen und ihnen den Raub wieder abjagen. Venere, die heilige, ist freilich eine vortheilhafte Stadt, und die englische Polizei haben Schleier vor den Augen und Wankwolle in den Ohren. Sie werden dem Bestohlenen eine große Rechnung machen und doch nichts finden. Diese Gedanken gehen dem würdigen Kaufmann durch den Kopf, während er aus einem Ibraren Brautheben dem Mirza seinen Lohn hinaußt. Mirza Wolam sagt nichts; wenn die Frucht, reißt er, wird sie von selbst vom Baume fallen.

Heinricher Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem St. Matthäus XXI, 1-14.
Zu halt: Jesus bezieht im Gedächtnis vom hochzeitlichen Gastmahl die Feste des Pfingstsonntags und über die, doch viele haben die Verbindung zum Festmahl nicht empfunden — und bezieht die Strafe an demselben, und doch nach die Feste zum Festmahl Gottes bezieht, oder mancher bezieht wegen ihrer Unwissenheit davon werden ausgeschlossen werden.

Im Rosenkranzmonat.

Zwei außerordentliche Ereignisse hat die Welt gesehen, deren unsterbliche Namen die ganze Welt verkündet, und beide sind Weltberühmter: die Madonna Pietra in Rom und die Madonna der Weibung in Mailand. Die Frauen meinten, jene Städte nicht gesehen zu haben, wenn sie diese Bilder nicht gesehen haben; Stunden und Stunden weilen vor denselben Künstler und Kunstliebhaber und werden des Schönen und Erhabenen nicht müde; wie gepriesen heißt sie die Königin und Königin des Ausdrucks, die Beschützerin der Seele und die Dammnis der Sünden, und war wie mit Schwarz reifen sie von dem unerschütterlichen Blick sich los. Man hat da schon gefragt, wie viel Tausende und Tausende wohl schon, seitdem die Bilder angefertigt sind, den Blick über die höchsten Freise, deren höchsten Genuss, den sie wollte Übungung gefunden haben.

Und aber ist eine andere Frage wichtiger, die Frage, ob wohl hinüber das Auge derjenigen, welche in diesen Bildern dargestellt ist, auf Erden, auf Hunderte oder Tausende ihrer Verehrer mit sich? besonders Aufmerksamkeit und Übungung herab, und besteht auch mit besonderer Kraft und Liebe? Wäre dem der Fall, als wär' man sich liebendwürdige Frau würde sich dann nicht die Gedanken erwecken!

Denn wo in aller Welt gelingt es Menschen, die Aufmerksamkeit ihrer Geister in solchen Maße auf sich zu lenken, daß dieselbe ihrer Dienste überaus fröhlich und zufrieden wird, mit Guld und Liebe sie vergilt? Was die Dammisfrauen einer gewöhnlichen Gelehrten Frau, gilt das nicht in der Regel als unaufrichtig und werthlos in deren Augen, als reine Neugier und Schändlichkeit, die keine besonderen Verdienste zu verdienen ist? Und je höher die Gelehrten, um je schwerer wird es sein, ihr, die davon gewohnt ist, daß nur mit dem Wissen, dem Schönen, dem Hochbarthen bedient zu werden, etwas außerordentlich Angenehmes oder Übungendes zu bieten.

Am schwersten also, so scheint es, müßte es uns armen Menschen der Jungfrau werden, ihr, der Königin aller Königinnen, welcher die Engel zu dienen sich beifügen, etwas darzubieten, was ihre Aufmerksamkeit in vorzüglicher Weise auf uns lenken könnte und in der That, es giebt eine Berechnungsweise, um berechnen die Gedanken mit ganz außerordentlichem Guld ihre folgende Hand aber uns anvertraut, eine Berechnungsweise, welche uns nicht einmal eine erhebliche Mühe bereitet.

Welcher Dienst wird das wohl sein? — Es ist das unabdingbare Rosenkranzgebete. Es giebt keine

ein anderes Gebet, das die Kirche so oft und so ausgiebig mit Klößen bereichert, mit Vorrechten ausgestattet, durch ihre Erklärungen empfohlen hat, als dieses.

Was ist es denn aber eigentlich, so unsere Liebe Frau veranlaßt, mit kühnster Aufmerksamkeit frag' und Herz hastig zu werden, wo ein Rosenkranz gebetet wird?

Das ist vor Allem der liebliche Klang, welchen die Worte dieses Gebetes für Maria haben. Es sind nämlich diese Worte nicht die Erklärung eines Begriffs oder Urtheils, sondern es ist im gewissen Sinne die Sprache der heiligen Dreieinigkeit selber. Gott der Vater hat seinen Gedanken an unsere Liebe Frau, dem Engel der Verkündigung, bezeugt, mit welchen Worten er Maria die Hochzeit überbringen sollte. Mit diesen Worten begannen wir das Ave Maria. Gott der Sohn hat seine Augen geleitet, mit welchen Worten sie beten sollten; diese Worte beten wir noch im Vater unser. Der heilige Geist hat die Worte geleitet, in welchen sie das Glaubensbekenntnis der Christen auszusprechen sollten. Diese Worte sprechen wir im Glaubensbekenntnis aus, wenn wir den Rosenkranz beginnen. Derselbe heilige Geist hat es auch der heiligen Elisabeth eingegeben, mit welchen Worten sie Maria, die Mutter des Herrn, von der sie heimgeführt ward, begrüßen sollte, und mit diesen Worten lesen wir das Ave Maria fort und mit den Worten, welche der heilige Geist der Kirche eingegeben, beschließen wir das Ave Maria. Wenn also diese Worte von einem ihrer Verehrer, von einer Familie, von einer Kirche gesprochen werden, wie konnte Maria sie gleichgültig annehmen?

Maria hat, sagt das Evangelium, die Worte alle im Herzen behalten, welche die Hirten an der Krippe gesprochen — die Worte dieser schlichten Menschen! Wie konnte sie dann gegen die Sprache der hochheiligen Dreieinigkeit, gegen diese sie so ehren, so begehrenden Worte gleichgültig bleiben? Wie jenen nicht mit besonderer Guld sich zuwenden, die ihr diese Worte mit Innigkeit und Ehrfurcht darbringen?

Dann muß der Gebendende diese Erhebung unseres Gemüths, jamaal das so oft sich wiederholende Ave Maria ganz besonders gefallen, weil sie ja bei jedem Ave an die Verehrung erinnert wird, die einstens durch dreißig Jahre hindurch ihr vielgeliebter, göttlicher Sohn ihr dargebracht hat. Man kann in der That sagen, Christus der Herr, habe dies Gebete im Worte seiner Mutter gerühmt ausgesprochen. Denn was kann wir im Ave Maria? Da sprechen wir die selbige Jungfrau: Wodurch seist du Maria! Kann gebiet, wenn sie es vermag, wie oft der Herr Jesus Christus als Kind, als Knabe, als Jüngling, als junger Mann Maria gerührt habe, am Morgen, am Abend, unter Tag, beim Fortgehen, beim Zurückkehren! — Dann kommen wir Maria „die Gottesmutter“, „mit welcher der Herr ist.“ Und was hat der Herr anders in seinem Leben gethan, als seine Mutter voll der Gnaden zu machen und Guld mit ihr zu sein?

Das Gebeten verehren wir sie ausdrücklich als „die Gebendende unter den Frauen“. Und was an-

ders hat der Sohn Gottes in der Fülle der Zeit gethan, und wird er dann in alle Ewigkeit, als seine Mutter mit Vorrechten und Ehren ausgezeichnet, wie er keine zweite ihres Geschlechtes ausgezeichnet hat?

— Wie haben wir weiter: „Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesus“, den du, o Maria, geboren hast, der für uns Blut gekostet hat, der von den Toten auferstanden ist, um, wie eben die Gebendende heißen, die wir da einlegen. Was muß da das Herz der Mutter fühlen, wenn sie dadurch an das erinnert wird, was alles sie für ihn, und er für sie gethan hat! — Und bitten wir sie zum Schluß, und Sünden zu helfen, und in der Stunde unersäglich Todes, erinnert das die Hochgebendende nicht an die überhöchliche Ehre, die Gottes Sohn ihr erwiesen hat, da er sie zur Fürstin der Sänder befehl hat? Ein solcher Kranz von Ave Maria muß die liebe Mutter Gottes wie ein Kranz von Rosen anmuten.

Und ist ihr die Erinnerung an das, was der Herr ihr gethan, gewiß kein geringer Trost, so muß es ihr auch eine große Übungung sein für die Willkür des Menschen, die für die Erlösung sein Wort des Dankes, keinen Seiner der Liebe gegen ihren Sohn haben, sondern Innigkeit oder Gleichgültigkeit, Bergleichheit oder Hoff, doch auch nicht wenige Menschen zu wissen, die sich das Etwas seiner unendlichen Liebe, der Erlösung wohl können und angelegentlich dafür ihm Dank sagen. Das aber thun eben jene, die das Rosenkranzgebete verehren. Da ruhen sie sich ja durch die freudreichen, schmerzlichen und störenden Gedanken dieses Ave Maria, welches sie sich durch die Erlösung gethan, und um welsch hohen Preis ihre Seelen erkaufen und zu welcher Ehre sie bestimmt sind.

Die Kreuze des Ehestandes.

Unter den vielen Kreuzen des Ehestandes ist auch ein zusammengesetztes aus Unreinheit und Unfrieden. Derselbe zerfällt den Eheleuten Ehe und Eintracht, da gilt so recht was der Psalmist sagt: „Wie gut und lieblich ist's, wenn Bruder in Eintracht bei einander wohnen.“ Die Einigkeit erleidet jede Last; alle Schmerzen, alle Beschwerden werden gemeinschaftlich getragen und darum nur zur Hälfte empfunden. Und vier Schwestern ist die Last halb so schwer als auf zweien. Das aber ist eben die Nothwendigkeit so mancher Eheleute, daß sie ja den verbandenen Kreuzen sich noch neue hinzufügen durch Unreinheit und Unreinheit. Es muß immer im Ehestande das eine oder das andere dieser beiden Kräfte sein, sich zwischen Ehegatten, die im besten Einvernehmen stehen, vor wundern hat darüber bei der menschlichen Schwäche? Wo aber durchgehends Unreinheit und Unreinheit, da ist die Hölle auf Erden. Welche Last muß es sein, wenn die Gemüther beider nicht einen Tag, nicht einige Tage, sondern fortwährend getrennt sind, wenn die Unreinheit es nicht bei einem düstern Schwelgen läßt, sondern sich durch Worte oder gar durch Handlungen kundgibt? Welche Last!

Diese gegenseitige Verbittern ist noch das geringere Uebel, welches aus der Unreinheit stammt.

Thesen sollte man meinen, wenn man bedenkt, mit wie vielen Tausenden solcher Ereignisse beständig den Boden des Reichs die Götter im Himmel ruhen. So ist die Welt so groß, als wenn der Mensch sich selbst selbst aufhört, so wie ein Speisewort. So ist also auch kein Kreuz größer, als das, was die Götter sich selbst bereiten.

Das Fundament der Welt durch gewisse Gesetze wird weiter ausgeht durch gewisse Gesetze, werden, werden wir nicht, wir wollen nur das Heilmittel gegen eine solche Krankheit angeben. Hier soll der eine Teil, was er gegen den andern hat, nicht mit hülsen Edelmännern im Kreise verbergen, sondern sie sollen sich hohle gegenseitig offenbaren aus Liebe und in Liebe, nicht mit Hintersat, nicht mit Verächtern oder in verächtlichen Worten, sondern in Demut und in Sanftmut und zur rechten Zeit, wo Hoffnung ist, daß das Wort Eingang finden werde. Ein Herz, sagt die hl. Schrift, „ist wie ein Feld gepflanzet, ist ein gesäener Acker auf einer feuchten Ebene“. Was sie durch liebevolle Ermahnungen, Tadeln und durch anhaltendes Gebet nicht erreichen können, müssen sie in Geduld erwarten. Wie sonst, wird auch hier am besten das vertrauensvolle Gebet. Eine göttliche Mutter gab einer gleichgesinnten Tochter, welche einen Welling zum Mann hatte, diesen Rat: „Meine Tochter, laß dich nicht durch deine Mannung von Gott, aber streb nach Gott, denn du wirst ihn finden.“ Ein schöner Rat!

Da giebt's endlich noch ein Kreuz, welches man füglich bezeichnen könnte: „Rageleiden“. Wenn ich das Kreuz der Frau, die Krone trage, „Mein Mann ist so hart, so stolz und aufstrebend gegen mich, ich habe kein so schön freundschaftliches Wort, ich en ihn seine gefällige Miene, meine Bitten und Fragen werden stets mit Trotz erwidert. Ob ich ihm freundlich und gefällig beizuge, ob ich weise, ob ich tüchtiger, ihm geht Alles gleich viel.“ — „Mein Mann ist ein Willkürherrscher“, sagt eine andere. „Sagt, daß er mich vermehrt, muß ich mich Tag und Nacht plageln, um ihn am Leben zu erhalten.“ „Ach“, jammert eine weitere, „nicht die Person im Hause bin ich, sondern ich werde wie eine Dienstmagd gehalten.“ — „Mein Mann ist unglücklich und zu seiner Abkehr zu bewegen“, ruf wieder eine andere. „Sehen Sie er ist die Kirche, soll sie zu den hl. Sakramenten; er beut nicht und will von Gott nicht wissen. Sie an Sonn- und Feiertagen darf ich eine hl. Messe hören und zu Hause darf ich mir verhaltenemessen beten.“

Wenn solche Klagen wirklich begründet sind, mehrlich, so sind diese Frauen sehr zu bedauern. Ein schwarzes Kreuz bracht ihre Schwärze, sie müssen große Gebete haben und bei Gott ihren Trost finden, ihm alle Trübsale anzuzeigen, damit sie ihre Krone nicht verliessen tragen.

Bei den angeführten Klagen der Frauen wurde vorausgesetzt, daß sie gerecht seien, daß die Frauen ihrerseits nämlich ihre Pflichten gegen ihre Männer erfüllten. Aber auch von Seiten der Frauen wird oft viel gefehlt und haben die Männer oft allen Grund, bittere Klagen über ihre Frauen zu äußern. Es würde zu weit führen, das alles hier im Einzelnen anzugeben. Wir erinnern bloß an Einiges. Wie alle sind auch die hl. Schrift hinsichtlich dieser befehlt, welche Stellung die Frau im Hause einnehmen hat. Wie steht es da manumiss aus mit ihren Pflichten als Hausfrau? Wie mit ihrer Hilfeleistung im Haushalten, mit ihrem Fleiß, wie mit ihrer fruchtbringenden Verwaltung? Sagt doch die hl. Schrift: „Alles ist zu erwarten, nur nicht eine selbstfertige und ständliche Frau.“

Der Krone nicht es im Christentum viele und schwere. Der Gehalt ist ein Wechsel, das haben wir im Obigen deutlich genug erkannt. Krone wie und zum Schluß noch einige Lebensregeln, welche verhalten sollen, daß die Götter sich selbst Krone ausgeben, und besten sollen, die aufzudeckern mit Geduld und Ergebung zu tragen, um sich einen Schatz von Verdiensten für die Ewigkeit zu sammeln.

Die erste Regel ist: Mäuer, liebet eure Frauen, wie auch Christus seine Kirche geliebt hat; ihr Frauen aber seid euren Männern gehorsam. Dieses gegenseitige Ringen führt ein fruchtbares Leben in Christus! Was gewisse Regel stellen wir auf: Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Reich Christi erfüllen. Möcht die Frau, so habe der Mann, fecht der Mann, so habe die Frau Geduld und Nachsicht. Jeder gedulde seinen eigenen Fehler. Klagen über mit vereinten Kräften, freuzen Gebet und demütigen Gottvertrauen dahin wirken, daß von ihnen gelöst werden kann, was die hl. Schrift von Jakob

aus und Eilobert sagt: „Wehe waren gerecht vor Gott und wandelten mit allen Göttern und Engelmann des Herrn ohne Klagen“.

Sollte aber einer Kreuz und Gitter zu schwer fallen, sollte ihr glauben, es nicht tragen zu können, so schenkt auf Maria, die Mutter der neben Schmerzen. Was ist eine Schmerz im Vergleich zu der Königin, die Stanses Herz so gütlich in unummeßlicher Güte, daß ihr Schmerz auf diesen Erden in der Krone eines Stalles, lag hinter der Krone die Verbanung, hinter der Verbanung die Krone und Verbergenheit zu Kaiserthum, hinter dieser endlich, wenn auch in weiter Ferne noch, auf dem Gipfel Golgatha ein Kreuz und an diesem Kreuze endlich die Ewigkeit, deren Lohn. Wohl empfand sie unter dem Kreuze bittere Schmerzen, noch durchdringlicherer Schmerz ihrer Seele, gleichwohl fand sie nicht unheimlich. „Nicht mater dolorosa, Christi Mutter stand in Schmerzen. D. in Kreuz und Leben nehmst eure Heilich zu Maria und laßt nicht auf zu beten: „O Schmerzvolle Mutter, bitte für uns!“

Die Gyllone.

Die vor erzogen auf der Insel Martinique so verheerend aufgetreten Gyllone, diese gefährlichen Elementarstürme, die auf der Bahama Inseln, der Küste von Florida und der Vereinigten Staaten, lassen es jetzt möglich erscheinen, auf die verheerenden unheimlich Kraft dieser Vulkan-Beobachtungen und auf ihre Ursachen näher einzugehen.

Die Gyllone sind mächtige Vulkane von kalender Geduldigkeit; in mächtigen, immer weiter werdenden Epochen kehrt die Wirkung, dem niedrigen Barometerstande folgend, langsam voran, meist zuerst über die Küsten Florida und St. Thomas, dann über die Bahama Inseln und längs der Küste von Florida und den Vereinigten Staaten, bis die Windstöße endlich in den nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans entsetzt eintrifft. Der Gyllone umficht die den Küste einer Schwebeltonderrung mit dem Meere im Zusammenhang, vertheilt sich aber noch und nach dem, daß er mit seinem inneren (schwebelton) Epochen alle die Rechte des Ozeans umficht. Auch unter europäischen Breiten sind zum Teile Fortsetzungen jener Gyllone, doch nehmen sich unter solchen Zeichen gegenüber der Wirkungszeit der eigentlichen Gyllone nur mit sehr zögerlicher Ausdehnung nach dem größeren Erdbeben oder vulkanischen Ausbruch, sein jähliches Naturphänomen genannt werden können, das mit so grauenhaftem Gewalt und mit so überirdischen Verwüstungen weite Land- und Seegebiete heimsucht, wie die Gyllone. Mit Wogen verfährt selbst der meiste Küstenbewohner und der Seemann auf offenen Meere die unheimlichen Begriffe der verheerenden Katastrophe: regungslos und höchst erschreckt die Luft über Land und Meer, kein Wachen regt sich. Lotenspitzen herricht über der weiten Erde und Wasserfläche, die bald der Schmalen der glücklichsten Katastrophen werden soll; keine, tragbare Wägen hegen am ferneren Dergang an, höher am Tag, und umfänglich weiß von Blut und Purpur durchglänzt am Abend. Die Ozeane verlieren ihren Glanz und mürmelern sich in regenbogenartigen Kränzen. Der erlehrtere Seemann bedroht sich fast unangenehm die Dinessterheit des Barometers, bis ihm ein schwaches Stöhnen des bläulichen Windes am Ohr, hint, zu sich um sechs Centimeter die hundertfache Geschwindigkeit bringt, daß der Ausbruch des Sturmes bevorsteht. Bald kommt in die schwache, erregte Atmosphäre von den oberen Luftschichten Bewegung. Kann räumen die oberen heissen Luftmassen den Platz, als auch schon die nach heisser und bolder und schärfer Atmosphäre unmittelbar über dem Meere ober der Erde in die frei werden des Räume der oberen Regionen empodringt; daher das Rollen der Luftverwirbelung.

In die Erde soweit gehen, so erdröhnen von den Schüssen aus die Atmosphären, um auch die Fortsetzung auf der Erde von, auf den Beginn der Schwärze aufmerksam zu machen. In Au vertheilt den auf den Schiffen die Segel, Rauen und oberen Teile der Wägen. Auf dem Festlande aber beginnt unter der Bevölkerung ein Laufen und Zurückzudenrennen, ein ängstliches Jammern und Weiden, als ob die Schwärze vor dem Jüngsten Gerichte unmittelbar bevorstünde.

Man verläßt die nicht ganz baufertigen Wohnungen, oder auch das offene Feld und sucht in möglichst fecht gebildeten Kellern, in festgelegten, in geschützten Wägen und Wägen mit Wasser ein Zuflucht, das die Betroffenen vor den verheerenden Berührungen retten soll. Die Seegegel lammern zunächst durch die Küste, sammeln sich dann in größeren

Schwärz und schließlich stellen sich am den höchsten Punkten zu zeigen.

Wohl zeigt sich am Firmamente ein hoch sich erhebendes Wägen, das sich an Umfang zunimmt, und zwar in so rasender Weise, daß das man ausruhen Götter des Firmamentes von rarischwärze Höhen bis ununterbrochen erschaut. Der Gyllone, aus der verhänglichen Höhe herab nur ein schwarzer Niedr sich annehmen, ist fertig sich vertheilend herübergehenden und beginnt nun am seiner Wänderung über Land und Meer einen großen Zotant.

Wohl stark Gebilde weist die willige Windstöße nur kurzweiliger über den Ozean und legt sie mit einer verhänglichen Macht nieder, daß sie von den Grundmannern wie abgetragen erachtet. Große Wägen werden in der kalten Höhe gebracht, als behänden sie aus einem Stein. Der Windstöße reißt nicht allein Wägen und Wasser der Baum, den Kräfte des Jades, Tabak, Reis und Kaffeeplantagen Ozean und Strand in schwärze Höhe hinauf, sondern selbst Häuser und noch schwerere Gegenstände werden wie leichte Federn emporgehoben.

Stodmüde Nacht lagert über den von dem Gyllone heimgehenden Ozean, in kurzen Zwischenräumen greift erhebt durch die Höhe, die in so wieder über den Ozean, das sich in einem ununterbrochenen Feuerregen gleich. Zug die Gewalt und die Schwärze der bittigen Gewitter unter atmosphärischen Vertheilung Einladungen bei warm noch übertrieben, was die eine Thallage bedenklich, daß gelungelich eines Wägen durch eine einzige Reflexion der Gyllone gleichmäßig fast ganz abgeschafft werden. Zeit und Regenwolken sind mit demartigen Wägen von Gyllone geladen, daß selbst die Regentropfen bei ihrer Niederstürzen in den hochstehenden Wägenpausen ein selbstständiges Licht ausstrahlen.

Schiffe, die nicht mit den stärksten Tauen ausgerüstet sind, werden wie Kinderberührung von den Epochen der Gyllone weggerissen; die einzige Hoffnung des Kapitans und Seemanns, die vorher mit diesen Kräfte ihren ihrem gewöhnlichen Standorte in den höchsten Stellen des hohen Ozean, selbst der Gyllone ein Schiff in seinen Wägen, selbst durch die Schiffe meistens für einige Zeit beibehalten zu können, daß es nicht unversehrt gegen den Wägenpunkt des Vorkommens hinneigegeben wird. Ist das Schiff noch im Bereiche der wägen, vertheilungsfähigen Wägen, Epochen, dann kann das Rettungswerk gelingen; stellt der Gyllone ein Schiff in seinen Wägen, dann ist dessen Schicksal von vornherein entschieden, Schiff und Mannschaft gehen den Untergang entgegen. Aber auch für die Mannschaften jener Schiffe, die nicht in dem Wägenpunkt der Katastrophe hinneigegeben werden, bedeutet ein Gyllone eine drohende Gefahr. Die nicht nicht regelmäßig, sondern häufig über den Ozean, und haben die wenigen letztgenannt auf Tod anstehenden Männer nicht in diesen Sturzweilen ihr Leben eingebüßt, so sieht es trotzdem nach dem Augenblicke auf dem See, da ringen die Höhe niederzulassen, und die Teilnehmer des abgesehen Todevertheil mit heißerem Muthe heranzugehen werden.

Wohl besteht nun das Meere und die nächste Bewandlung dieser Gyllone?

Wir wollen diese Frage an der Hand der Augen eines Gelehrten beantworten, der Wägen und Wirkungen der verschiedenen Gyllone nicht bloß theoretisch durch langjährige Studien untersucht, sondern durch seine eigenen Beobachtungen, die er durch den Gyllone (St. Thomas und) zu bezeugen, und hat an der neuren polytechnischen Schule in Cuito (Guaos) Physik, später aber theoretische und praktische Ingenieurwissenschaften vorgetragen. Es ist dies der gelehrte Herr Herr J. Helberg S. J. aus Berlin in Westfalen, die nach beiderdem einen Rat erlangt, daß er in eben jenem Selbstbilde als geistlicher Wägen der hiesigen Kultur und Gebirgslehren die Theorie des logarischen „rechen Gyllone“ auf die Seite lege. Helberg schreibt in seinem großen Werke „Nach Guaos“ (Herbergsche Verlagsanstalt, Arnberg, 8 Quart) zur Theorie der Gyllone:

„Der von einem selbständigen Gyllone vertheilte Weg selbst die Gyllone, daß er von der gebundenen Seite her den rechten Seite abbiegt. Wenn die Oberfläche jenes Planeten ringen sich eben und glatt, und vermöge darauf eine Kraft, ohne Widerstand zu finden, endlich fortzuführen, so müßte die Erde auf der nördlichen Kräfte gleichfalls von der gebundenen Seite beizugleich rechts abbiegen.“

ihm plötzlich ein: „Da sind beiden im Lauffchuh liegt dein Wilschmaußchen. Hast du noch recht noch vertriebt, bevor man dich erwischt hat und letzte Mal. Er ist in eine Wambhut eingewickelt. Warst doch schon, es er noch da ist, und wie er aussieht.“

Der Gedanke war eine Eingebung des Sapp, aber denn dachte Sapp nicht. Der laute Stutzen dachte er nicht mehr an die Besorgnis und nicht mehr an sein Gewissen. Der Stutzen war sein Thott.

Item er ging hinüber, lachte, fand den Stutzen gut verscharrt und ungeschöden, ganz unversehrt, und nun hatte er unumstößliche Freude. Ganz selb hatte er den Stutzen an die Brust gedrückt, mit dem Dolch hat er spielen müssen, das Köpfchen ist noch gar nicht grünspanig, und wie der Sapp das Bisen probiert, da ist die „Kunden“ ganz gut voran auf dem Wege — ich hab' dich nun nicht scheiden darf. Aber er will's auch gar nicht thun — nein, gewiß nicht — es ist ihm erst gesehen, wo er's hat letzte Mal in der Weicht verprochen hat. Aber die Weicht wird er doch wohl in der Hand halten dürfen. . . . Karum, der Sapp hat schon vergessen, daß er über eine halbe Stunde mit dem Stutzen spielt.

Alles ist recht sich brüden noch am Abhang zwischen dem Gewissen. Er schaut hinüber. „Nagel, da ist ein Hof bräuen, ein meherer Bräudler, wie vergessener. Jetzt geht er langsam vorwärts — ganz frei steht er in schlauer Schußweite. Dem Sapp war's heiß und kalt im Kopf; die gelobene Weicht hat er in der Hand — er verliert, an seinen guten Vorsatz zu denken — an sein Weib — es ist ja toll, er hat ja lange mit der nächsten Gelegenheit gewartet, jetzt erhebt er plötzlich den Stutzen und legt an — Knack!

Ein Knall und ein Witz, der Schuß ist draußen, der Kopf bricht zusammen und schließt sich ein paar mal am Boden, jetzt verendet er.

Er weiß nicht, wie ihm ist — am liebsten möchte er sich selbst erschießen. Gerade aus dem Gehirne entloffen — und schon wieder ein Verbrechen. Am Ende erwischt ihn der Jäger noch bevor er heimkommt zu seinem Weib. Nur soviel weiß er noch, daß er sich jetzt nicht mehr rühren darf, sonst ist er verloren. Denn sicher sind irgendwo ein oder zwei Jäger in der Nähe, die führen ein „Schuß“ bei sich und liegen auf der Baue damit. Sapp kriecht auf dem Boden ins Weidstrapp, dort ist er geduckt und da bleibt er nun liegen, eine, zwei, drei Stunden und länger, bis es dunkel ist. Da liegt er nun, darf sich nicht rühren und muß warten. Iud da kommt ihm nun seine Schuld ganz zum Bewußtsein. Wenn sein Weib dahingewesen wäre, sie hätte ihm nicht einbringlicher aus Herz reden können — das Gewissen spricht ja erwiehler als alle Menschenjungen, und es hat nun das Wort, der Sapp muß drei, vier Stunden lang jähren. Tausendmal bekennt er alles, beweinert sich und den Stutzen, und daß er ihm jetzt nachgehenden anstarrt sein — jetzt hat er die Straß' dafür — dann betet er wieder, die liebe Mutter Gottes möge ihm doch mit diemal helfen, er wolle genöh es nie, nie wieder thun. Da ist's ihm, als ob ihm im Innersten des Herzens etwas sage: „Wirst den Stutzen jetzt weg.“

Das geht ihm einen Stich durchs Herz — er betet weiter und weiter — aber immer sieht der Stutzen zwischen ihm und Gott, das wird ihm immer klarer. Der Sapp ist feiner von den besten, aber ein Prüdelier ist er nicht und ein Wharrier, der sich selbst betriegt und meint, mit ein paar Baiterentern sich das Weid erkämpfen zu können, die nächste Gelegenheit, d. h. seinen geliebten Stutzen zu behalten. Und so hat er's deutlich gesehen: entredere — oder! Entsober den Stutzen — oder die Seligkeit!

Und so hat er den unglückigen Stutzen genommen, ihn verbunden wie ein Händholz und ihn hinausgeschleudert in die Nacht, daß er aber die Felsen hinabgeworfen bis in die Tiefe.

Dann ist's ihm leicht geworden. Er ist auf die Kniee gesunken, und jetzt hat er beten können und dürfen, Gott möge ihm verzeihen und ihm herausstellen aus diesem Unglück. Hierauf ist er nach seinem Hause gegangen.

Der Wiedersehen der beiden Wagnatten läßt sich denken. Aber nicht lange läßt sich's verfallen, noch der Sapp auf dem Bettwege gehend; jetzt kann er ja seinem Weibe frei sagen, wenn er auch gefehlt hat, er will sich jetzt so bessern und hat den unglückigen Stutzen abgethan.

Der Schmerz des armen Weibes war übergräß. Wenn sie auch jetzt beklagte war über die guten Beschäfte des Mannes, was noch die sie bewußt, daß nicht jede Stunde die Jäger ihn auf der Spur

wären und ihn wieder ins Gefängnis zurückzuführen. „Am Ende haben sie dich schon hier!“ meinte sie. In diesem Augenblicke kreucht es draußen, ein Hund giebt Stambul.

Verwirrt schauen die Watten sich an. Die Karolin deutet blühend auf die Weichteile im Hintergrunde des Gemaches — da schlüpf der lange Sapp herein unter. Es ist eine Kammertürschwende — aber er thut es; ja ja selbst schuld daran.

Unterbreiten ist das Weib an die Thür gegangen und fragt: „Wer ist drauß?“

„I, der Lang“ — heißt die Antwort. Die Karolin macht auf, der Jäger tritt ein und harrt auf seinem Fuße der Dackel, „Gräß Gott!“ sagt er und lechzt sich zum Herolner, grad als wenn er da zu Haus wär, und legt die Weicht über die Kniee. „Is wer dag' wean bei Dir, Karolin?“ fragt dann der Jäger.

„Bei mir?“ sagt das arme Weib und wird blaß und rot.

„Ja.“

„So, denn halt net. Hoff a soan Schuß g'hoit una drei?“

„I weiß nüd.“

„Nicht immer gut?“

„Nicht immer rot vor Angst und Verlegenheit.“ In größter Bedenkruhe verliert der Jäger ein Glas Emision, und grüßlich hält die Karolin den Wagnathärer, indes der Dackel am Bett in der Kammer rauschschneit und seine Entschuldig durch Winkeln seines Herrn anzeigt.

„Dackel, da herin,“ ruft der Jäger. „Laß den Sapp mit liegen unter dem Bett!“

„D Jäger!“ schreit die Karolin und läßt das Entschuldig fallen.

„Schad um den Schnaps,“ sagt trocken der Jäger. „Dann ruft er dem unter dem Bette verdeckten Sapp zu, heraus zu kommen.“

„Nicht ist's aus!“ murmelt die Karolin, indes der Sapp hervortritt.

„So, Sapp, jetzt g'hört mein, langem magt nichts, den Wams drauß im Einickling wirft wohl net ablegen wollen, oder eppo doch?“

„Na!“ sagt der Sapp.

Der geunglückigen Karolin perthen die Thränen brach und in ihrer Verzweiflung rief sie laut die Mutter Gottes an und verflucht dem Jäger, daß sei das letzte mal gewesen, daß Sapp so roth werde. Sie erzählt ihm alles, wie es der Sapp ihr erzählt hat, wie er den Stutzen in Trümmer geschossen und weggeschleudert hat, und Sapp behauptet es beständig.

Der Jäger aber sieht den armen Sapp an, der schweigend dastehet und nichts sagt. Eine Zeit lang raucht er ruhig vor sich hin, man könnte meinen, er besinne sich über etwas. Das ist auch der Fall.

Er denkt daran, daß er den armen Kerl jetzt in seiner Hand hat und sein ganzes Lebensglück. Iud dann denkt er daran, wie auch ihm einmal früher Weide für Recht gemacht ist, wo er ein solches Weib hätte verdient gehabt. Und wie er die Karolin so laut beten hörte, da geht's ihm durch den Sinn, wie es viel, viel schöner ist, einem Menschen herausgehellen aus der Pein, als ihn zu verberben und zu vernichten am eines Heilers willen an Orte und gutem Rann, und wie das Gott wohlgefallt, der auch das geistliche Recht nicht wolle nachsicht und den blimmenden Dackel nicht ganz ausschließen will. Iud dann sagt er sich wieder, daß der Sapp doch so schlumm lange nicht ist. Er ist immer gutmüthig gewesen, fröhlich und gradus, und es wäre schab am ihn, wenn er schon wieder ins Loch müßte.

Jetzt Mißt das Auge des Jägers auf. Es ist ihm plötzlich etwas eingeleiten, grad wie eingepoben von oben — der Gedanke muß gut sein, den hat sicher die Karolin erbetet.

„Sapp, singt jetzt der Jäger an. „Da hat Deine Seele so bunem ger nicht gemacht. Iud das Stillsitzen vier Stunden lang könnte dich der beste Jäger beneiden, denn da muß man länger warten und lauern können, als die Wildbische.“

Dem Sapp wird's ganz wohl bei diesem Lobe. Der Jäger aber fährt fort: „Schau, da kommt mir so ein Gedanke, Sapp. Mit einer kleinen Anleistung müßt Du gut zu getwaschen, Du bist wie geschickter für den Wald, und die Hauptfache ist, daß Du die Schliche von den Wildschüßen alle kennst, weißt ja, warum. Der Forstmeister in Logerzie branten braucht zwei neue Jägergehellen. Wenn's etlich Stellen läßt, wenn ich's genöh weißt, Sapp, na, dann mußt ich den Gewandhof diemal verpassen und dich morgen früh gleich mitnehmen nach Logerzie.“

gerneer hinunter und dich dem Forstmeister vorstellen als bergschlichen Jägerweid; was meinst, müßt'so nicht besser?“

Man mag und erlassen sie Airade des Sapp und seiner Karolin zu schriben. Er wende hat nürsch vor Airade; sie aber vor veranlässiger; sie nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sapp, die Gnade von untern Herrgott daß Du nicht verdrinst: es ist ein halbes Wunder, nun müssen wir ihm auch danken.“

Und sie zog ihn neben sich an den Boden vor der Kruftstiege und so leiteten sie laut drei Baiterentern der Jäger, dem man ansehn konnte, wie wohl es ihm war bei diesem Ausgange, faste die Hände.

Dann dankten die beiden dem Jäger aus überwüthem Herrgn, und dabei ließ der Sapp einen Aufschrei los, daß die Zeller auf dem Dreck oben flirrten.

„Jetzt wollen sich aber die Tombers Wildbische freuen!“ rief der Sapp und schlug auf den Tisch, „den wer'n wir anders auf die Schlich' femma!“

Der Jäger lachte hellau über diese Wandlung. „Ja“, sagte er, „ell wohl und jetzt aber, Karolin, müßtich Du an Schmirren für zwei Jäger, verstanden, für zwei Jäger, i halt' Dummer wie ein Weib, und macher legen wir uns auf die Strun und morgen früh wird der Sapp einfallert als neuer Jägerweid, und dann ist alles wieder gut.“

Die Karolin sagte langsam: „Iud morgen früh gehn i mit noch Logerzie hinunter und da wird beacht' und nachher kommungieren wir, und dann ist die Ordnung erst recht wieder im Haus und der Segen.“

„Amen!“ sagte der Sapp.

Die Welt aber war an diesem Abende um ein Weisiel reicher, wie die unendliche, allmächtige Güte Gottes auch das Weib zum Guten zu wenden weiß, wenn der Mensch Ernst macht mit der Iustize zum Guten.

1) Magische Kreuzfigur.

B	E	R	N
S	E	N	I
T	A	R	A
M	A	A	S

R	S	A	U	P	F	I	S	A	R	A	U	M
I	N	E	S	A	D	E	N	A	N	N	A	
M	O	N	D	L	I	O	G	A	S	A	L	M
D	E	R	B	O	L	O	E	N	O	I	R	

N	U	M	A
A	S	I	A
R	E	I	N
A	R	I	A

Die vorstehenden 20 Worte sind so umzustellen, daß in jedem Quadrat die darin befindlichen vier Worte genau ein Wort bilden.

2) Zahlenrätsel.

1
4 2 6
7 2 3 10
2 11 9 4 12 4 13
1 2 3 4 5 6 7 8 9
7 11 2 12 12 8
14 7 10 15
2 16 8 2
9

Sapp hat für jede Zahl einen bestimmten Buchstaben, so bedeuten die vorstehenden Zahlen:

- 1) einen Buchstaben,
- 2) einen Buchstaben in der Schmeiz,
- 3) einen Buchstaben,
- 4) einen zusammengesetzten Namen,
- 5) einen Namen,
- 6) eine Zahl,
- 7) einen Herrscher,
- 8) einen Buchstaben.

Die Zahlen von 1 bis 9 bezeichnen etwas von diesen Grundbegriffen.

3) Räthselungen.

- 1) Allmächtig: Barmherziger — Monometer.
 - 2) Bergschliche: Jesus Christus — Salbartenberg.
 - 3) Scherzspiel: Waschl — Waschl.
- Magische Übungen senden ein Trauzichen und Joseph Einigen in Niederlande.
- Magische Übungen senden ein Uward Bräuden hier 2.
- Kammer d. Red. Durch die Berichtigung müssen wir die Namen der gedruckten Mitglieder jedochmal bis spätestens Donnerstag nachmittag bekannt gegeben sein.

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.
Evangelium nach dem heil. Johannes IV, 14—21.
Inhalt: Jesus macht den ersten Sohn des künftigen Messias von dem Abendmahl auf die platonische und demütigste Bitte des Jüngers gesamt.

Für den Rosenkranz-Monat.*

An der Gott geweihten Stätte
Süßer Heile langweilen,
Wann vom Licht und Andacht trunken,
Wollt Dominikus im Gebete,
Sich nicht hier zu Demen lassen,
Verstehen von allen Frauen,
Wollt jedoch auf mich schauen,
Was, wie, laß Dich grüßen.
Reize freundlich Dich mit Rosen,
Jungfrau, Mutter voll der Gnade!
Lasse laugen meinen Wahn
Weiß Dein himmlisches Erbarmen.
So dem Jüdischen entziehen,
Gehet, vom Straußenglanz umgeben,
Er die Jungfrau niederzusehen:
Stammes Jesu er, hochentzündet,
Wie mit lächelnder Überde
Zie dich heute mit süßer Strenge
Wollt zu dem frommen Gebete,
Dah ihm hell ge Stunde merke:
„Dere mit diesen Rosenketten
Wollt die Degen zu umwinden,
Wollt die Beeten an mich binden,
Und die armen Sünder retten.“
Segnen laß sie denn die Hände;
Küngsam amneten die Kette
Süßer, süßer Rosenkette,
Und das Licht einmüßig begehrt.
„Nun, wo sich jetzt alle die künftigen
Himmelskronen hingewinnen?“
Kran Dominikus bekennen,
Da die Witten erkundeten.
Wollt sich sein Wort erheben;
Dere schüßte Verleumder,
Dere zum lässlichen Gebete
Er die Wollt künftlich plüzt,
Ebenbild wurde sie hienieden
Jener ewigen Rosenkranz,
Die an ihres Gottes Thron
Ihr, der Jungfrau, ist begehrt.
Wer ihr seltsam Andacht Rosen
Rundlich vorsetzt auf der Erde,
Deren Freuden wird sie weichen,
Dah ihm mütterlich umschließen,
Ostrogen, Reinen, Reiner, Armen,
Wollt Dominikus nun lobet,
Wie die Mutter voll Erbarmen
Wollt im Rosenkranz beschern.
Nun die „Ave“, die wir beten,
Sind wie süße Rosenkranz,
Die das Herz im Erbarmen
An das bessere Jesu's setzen.
G. m. v. Weber.

Der Rosenkranz

find in seiner gegenwärtigen Gestalt hauptsächlich Verbreitung durch den h. Dominikus und hat sich jetzt über die ganze katholische Welt verbreitet. Am 7. Oktober 1671, unter dem Pontifikate Bischof V., bildeten die zur Förderung der Andacht vom h. Rosenkranz gegründeten Bruderschaften gemeinsame Bittschritte am den Sieg der christlichen Waffen im Kriege gegen die Türken zu erfüllen; und gerade an diesem Tage ward der glänzende Sieg bei Lepanto erfochten. Das veranlaßte den Nachfolger Bischof V., Bischof Gregor XIII., im Jahre 1673 zu verordnen, daß in allen Kirchen, in welchen ein Altar vom h. Rosenkranz sei, mindestens am ersten Sonntag im Oktober ein eigenes Fest vom h. Rosenkranz gefeiert werden sollte. Ein von den christlichen Mächten über die Türken in Ungarn erfochtener Sieg bemog Papst Clemens XI. im Jahre 1716, dieses Fest auf den ganzen Erdbreis auszuweihen, „um die Drogen der Klängeleien dadurch desto mehr zur Bereicherung der gläubigen, heiligen Jungfrau zu entkammen und des Andachts zur heiligen Danfagung für die damals empfangene Hilfe von oben nie erlöschen zu lassen“.

In diesen auf den heutigen Tag fallenden Reihe sei der Rosenkranz von uns des Näheren ins Auge gefaßt in einer verständlichen Beziehung, als Bittgebet, Bittgebet, Bittgebet und betrachtendes Gebet.

1. Der Rosenkranz ein Bittgebet. Der Mensch hat die Bestimmung, Gott, seinen Schöpfer, zu verehren. Diese Verehrung muß sich an einer Stelle als Anbetung auf Gott selbst richten. Auch Christus, den Sohn Gottes, müssen wir anbeten, weil er Gott ist. Was sonst zu Gott in näherer Beziehung steht, verlangt je nach dieser Beziehung unsere Hochachtung und Ehrerweisung; so der Name Gottes, das Wort Gottes, die Heilige Schrift; so auch jene Geschöpfe, welche Gott besonders nahe stehen, vor allem seine heilige Mutter.

Diese unsere Pflicht, Gott und seine Heiligen zu ehren, wird in vorzüglicher Weise erfüllt durch den Rosenkranz. Wir beginnen mit dem apostolischen Gebetsbenedictus und bekennen unsern Glauben an Gott, den Vater, den Sohn und den h. Geist; danken und lobend erinnern wir uns an die Werke Gottes; daß er uns erlöhnt, erlöset, heiligt, und daß er im Himmel unter ewiger Ruhm sein will. Es folgt dann das Gebet des Herrn, welches er selbst uns gelehrt hat; es folgen die Worte des Engels, in denen er Maria als „voll der Gnaden“ begrüßt; die Worte der h. Elisabeth, welche sie sprach als „gebenedeit unter den Weibern“; und bei der demütigen Wiederholung des Ave Maria erkennen wir von Jesus die drei göttlichen Tugenden: Glauben, Hoffnung und Liebe. Endlich folgen die 15 Gehefte, in welchen wir die freudenerreichen Geheimnisse der Kindheit Jesu, die schmerzreichen seines Lebens und die glorreichen seiner Bestätigung dankend und lobend betrachten.

Wahrlich, vor dem Rosenkranz mit Andacht betet, bringt Gott ein erhabenes Bittgebet dar! Beten wir uns, ob unser Gebet ist, wie es sein soll; nicht

als ob wir den Kopf bejähndig anfragen sollten, um den Sinn jedes einzelnen Wortes zu ermögen; aber doch so, daß wir nicht gedankenlos den Rosenkranz als bloßes Lippengebet herhalten.

2. Der Rosenkranz als Bittgebet. Die Erlösung und die Natur der Sache empfehlen uns den Rosenkranz als ausgesprochenes Bittgebet. Wenn man in Sorgen und Not ist und nicht Belegenheit hat, durch die h. Messe seine Anliegen Gott vorzutragen; wenn man nicht einlaube ist, auf einer Wallfahrt zu einem Wunderthätigen Orte zu ziehen, so greift man unwillkürlich zum Rosenkranz. Der Kirchenfürst, welcher Erlösung sucht über die zu treffenden Maßregeln; der katholische Staatsmann, der katholische Weisheit und Künstler, welcher Licht und Wärme bedarf; er greift zum Rosenkranz; das arme Wüthchen, welches um ihren Sohn in der Fremde weilt; die Jungfrau, welche Stärke bedarf gegen die Lockungen der Welt und des Satans; sie greifen zum Rosenkranz.

Wie kommt das? Könnte man nicht — so denken vielleicht jene, welche außerhalb der Kirche stehen — könnte man nicht geistvollere Gebete verrichten? Nicht jene Rosenkranzform festhalten? — Wir fragen: Welche schmerzliche und wirksamere Gebete giebt es, als das Gebet des Herrn, und als jenen Gruß, mit welchem die h. Schrift selbst die Mutter des Herrn selig preist? Was kann die Gnade Gottes mehr auf uns herabziehen, als jene demüthigen, stets wiederholten Worte: „Bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes?“ — Es liegt in der Natur des menschlichen Herzens, daß es in seiner Angst und Not sich Paßt macht durch Wiederholung derselben Wörter; es liegt gleichfalls in der menschlichen Natur, daß man dem Gebete eine greifbare Form und Gehalt giebt, wie dies durch jene Vereinerung geschieht, welche es auch nur, um die flüchtige Gedächtnisstütze zu stellen.

3. Der Rosenkranz als Bittgebet. Der Rosenkranz ist in doppelter Sinne ein Bittgebet, d. h. ein Mittel, die Sünden und Schwächen abzuwischen. Erstens in der Weise, wie ein jedes Gebet, überhaupt jede gute Handlung, eine Übungshaltung erhält. Zweitens kraft der besonderen und reichlichen Mithilfe, welche die Kirche mit dem Rosenkranz verbindet. Durch den lässlichen Rosenkranz können wir daher unsere Abrechnung mit Gott beständig in Ordnung halten und aufheben den armen Seelen im Himmel viele Erlösung verschaffen, vielleicht auch manche derselben aus ihren Qualen erlösen und vor den Thron Gottes führen.

4. Der Rosenkranz als betrachtendes Gebet. Ein weiterer Vorzug des Rosenkranzes ist es endlich, daß er das betrachtende Gebet mit dem mündlichen verbindet. Denn während wir ein Gehefte des Rosenkranzes beten, erzögen wir das betrachtende Geheimnis aus dem Leben Christi. Nicht zwar wird er

* Dem Hagedorn St. Josephs-Kalender für 1892 entnommen, den wir allen christlichen Familien bestens empfehlen.

fordert, daß wir dies mit tiefem Nachdenken, wie in der eigentlichen Betrachtung thun; wohl aber stellen wir das Geheimnis lediglich vor unserer Seele haben und fremde Annahmen des Herzens vermeiden. Denn wir, die wir erbe Geseh, so bilden wir hierin in das stille Gemach der allerhöchsten Jungfrau, und hören dem Maria auf dem Wege nach Bethan; beim nächsten sehen wir Jesus in seiner Tobekanz in Delgarin; beim nächsten, wie er auf Golgatha stirbt und beim ersten in seiner glorreichen Auferstehung. Ein dergleichen Betrachtung liegt durchaus im Stillen der Kirche.

Wie nun aus dem einseitigen Zusammenhänge von Leib und Seele jenes lebendige Wesen entsteht, welches wir Mensch nennen, so kommt auch das lebendige und lebenspendende Gebet des hl. Rosenkranzes nur zustande durch die Vereinigung der frommen Betrachtung mit dem mündlichen Gebete. Nicht als ob das bloße Betrachten der mündlichen Rosenkranzgebete, ohne Rücksicht über die Geheimnisse, kein gutes Gebet wäre, sondern es unbedingt vermindert wird; aber es ist nicht das, worin das Wesen des Rosenkranzgebetes liegt. Die mündlichen Gebete sind beim Rosenkranz nur gleichsam das Rohmaterial, dem die Betrachtung der Geheimnisse erst seine bestimmte Gestalt, seine charakteristische Form verleiht. Ein Gott bei der Betrachtung des Rosenkranzes, ohne die Geheimnisse, ist wie ein Mensch ohne Seele; denn die Geheimnisse sind die Seele des Rosenkranzgebetes. Die mündlichen Gebete sind beim Rosenkranz nur gleichsam das Rohmaterial, dem die Betrachtung der Geheimnisse erst seine bestimmte Gestalt, seine charakteristische Form verleiht.

Wie nun aus dem einseitigen Zusammenhänge von Leib und Seele jenes lebendige Wesen entsteht, welches wir Mensch nennen, so kommt auch das lebendige und lebenspendende Gebet des hl. Rosenkranzes nur zustande durch die Vereinigung der frommen Betrachtung mit dem mündlichen Gebete. Nicht als ob das bloße Betrachten der mündlichen Rosenkranzgebete, ohne Rücksicht über die Geheimnisse, kein gutes Gebet wäre, sondern es unbedingt vermindert wird; aber es ist nicht das, worin das Wesen des Rosenkranzgebetes liegt. Die mündlichen Gebete sind beim Rosenkranz nur gleichsam das Rohmaterial, dem die Betrachtung der Geheimnisse erst seine bestimmte Gestalt, seine charakteristische Form verleiht.

Der Tod des Paters Markus von Aviano.

Es mag das ein eigenes Kapitelchen sein, denn so wie dieser Vater beruht nicht viele Leute, so ist jedenfalls noch kein Kapuziner gestorben, nämlich während ein Kaiser und eine Kaiserin am Todebett lagen und beten.

Vater Markus hatte dem Kaiser zahllose Dienste geleistet in seinem Leben, vor allem in den 1023 Jahren Zisterzienser. Er war Kaiser Leopolds Bischof und Rathe in einer Person. Im Jahre 1698 hatte der Vater noch eine besonders heilige Rolle, und zwar als — Detektivvermittler. Der Kaiser wollte seinen Sohn, dem römischen König Joseph, bald eine passende, erlöste Braut geben, und Vater Markus sollte mit seiner Vermittlung die betreffende Prinzessin anfragen und dann seine Meinung abgeben. Der Vater weigerte sich entschieden, so etwas zu unternehmen. Aber Gott führte ihn. Die alte Herzogin von Modena nämlich vom Schloß gelobt, und Vater Markus sollte zu ihr gehen. Bei ihr war die Prinzessin Karoline von Branschwitz zu Besuch, und das war eben die bestimmte Braut. Vater Markus benutzte sie sehr gut. Er führte dem Kaiser: „Ich urteile, daß die Prinzessin besser nicht finden können.“ Wohl dieser Braut ist doch eines Tages von sich einem Kinde! Bald war die Hochzeit, und der Kaiser (auch nachher) der Vater vollkommen Recht hatte.

Das war im Jahre 1699. Dies folgte auch sein Todestag.

Vater Markus sollte nämlich heimlich in seinem italienischen Kloster.

Ein so heftiges Kopfschmerz quälte damals den armen Mann, daß es ihm oftmals die Thränen aus den Augen trieb und er endlich schrie: „Es will nicht mehr gehen, aber der Herr, mein Herr, muß wieder helfen die Kraft tragen bis zum Ende, und das Ende meines Lebens ist nicht mehr fern.“

Er hatte selber wohl prophezeit. Es traf ein Schreiben des Papstes ein, welches den Vater Markus nach Wien zum Kaiser beordnete. Obgleich er leidend und todtmüde von der Wision her war und zudem noch sein ungerührtes Begleiter Vater Cosmas erkrankte, so machte sich der Ordensmann doch auf den Weg mit den seinen Worten: „Der Papst sendet mich, alle muß ich gehen. Man muß gehorchen nach dem Befehle der Gottmenschen, der geboten worden bis zum Tode.“

Seine Reise nach Wien war eine schwebende Seelenreise unter dem herbeistürmenden Wolfe. In der Kaiserstadt angekommen, erkannte er vollends; die Worte des Kaisers hatten ihn jedoch wieder her, und logisch begann er auch am Telle der Seelen zu arbeiten. Ein heiliges Antonienstübchen gab ihm einmal in der Kapuzinerkirche und im hohen Dome. Seine Worte klangen diesmal so ernst, so eindringend wie Abschiedsworte eines sterbenden Seelen, und es waren in der That seine letzten Worte. Am Vorabendmorgen wollte ihm der Kaiser noch einmal vorbeigehen hören — da ergiff den Vater die Kraft, daß er nicht ein Leben ist, dieses gerettet! Wie viele Hunderttausende werden ihm im Gedächtnis und die Rettung aus der Hölle angeht! Italien und Frankreich, Deutschland und Belgien, Ungarn und die Donauländer hatten Segnungen seines Klosters erfahren. Auf den Häupten der Völkervereinigung er umher, demjenigen die Seelen aus dem Tode zu retten, der „unmöglich ist ein heiliger Mann, indem, wenn er verschlingen könne“. Es erlöste sein mündliches Wort, es leuchtete sein heiliges Licht, es wirkte seine wunderbare Kraft bald in Venedig und Wien, bald in Mailand und Rom; er stand vornehmend auf der Höhe der Segnung und Friede und auf den Anstößen zu Rom und Wien und Wien und Kaiser, Bischof und Bischof, indem sie die Kraft, seinen Namen; das Wort nannte ihn einen heiligen. Er selbst hielt sich für einen unwilligen Mann, für einen armen Sünder. Als solcher legte er jetzt eine Generalbeichte ab, bei die ganze Ordensfamilie unter Thränen, ihm seine Fehler zu verzeihen, und empfangt mit kindlicher Sünder die H. Sacramente. Dem päpstlichen Rat wurde seine Beichte, seinen Namen; das Wort nannte ihn einen heiligen. Er selbst hielt sich für einen unwilligen Mann, für einen armen Sünder. Als solcher legte er jetzt eine Generalbeichte ab, bei die ganze Ordensfamilie unter Thränen, ihm seine Fehler zu verzeihen, und empfangt mit kindlicher Sünder die H. Sacramente. Dem päpstlichen Rat wurde seine Beichte, seinen Namen; das Wort nannte ihn einen heiligen.

Vater Markus hatte wiederholt auf seinem Krankenlager im armen Kapuzinerkloster zu Wien den Besuch des Kaiserpaars erhalten. Am Morgen des 13. August mochte er fühlen, daß seine Stunde nahe. Er fragte wiederholt, ob der Kaiser und die Kaiserin nicht kämen. In der That kamen sie. Es wurde der Kaiserin gesagt, daß Markus von Aviano nach ihnen gefragt habe. „Es durchholte und das Herz“, meldete sie nachher: „denn augenscheinlich hatte er uns erwartet.“ Sie traten ein, und noch einmal seinen Segen zu empfangen. Dann redeten sie noch eine Weile, aber die Stimme Markus von Aviano war so matt, daß das Kaiserpaar, um ihnen Ruhe zu gönnen, ihn verließ. Er litt bis die Tränen hinab und in den dort ihrer barenden Klagen.

Aber das Tugent Markus von Aviano war vollbracht. Die Kraft des Willens hatte angehalten bis zu seinem letzten Segen für das geliebte Kaiserpaar. Und damit brach sie zusammen. Kaum war das Kaiserpaar in den Wagen gestiegen, als brach die Weibung seinen nachteil, daß der Tod an Markus von Aviano berantete. Sofort blieben der Kaiser und die Kaiserin wieder hinab, um wieder zu stehen an dem Sterbette, bis Markus von Aviano sanft entschlummerte, um elf Uhr morgens am 13. August 1699.

Die Worte ward in einem Saal von Hofkammer, welche die Kaiserin mit ihrem Bruder angeordnet, in der Sakristei aufbewahrt. Der Aufbruch des Volkes zu der irdischen Halle des heiligen Mannes war so stark, daß man eine feierliche Waage zum Schutze der Ordnung aufstellen mußte.

Hinter dem Altare der schmerzhaften Mutter des Kapuzinerklosters in Wien, an der Epistole, erblüht man eine glatte Steinplatte mit eingetragenen Buchstaben. Dort ruht Markus von Aviano. Den Stein haben ihm gelegt der Kaiser Leopold, die Kaiserin Eleonore, die beiden Söhne Joseph und Karl. Die Inschrift, vom Kaiser Leopold selbst verfaßt, ist lateinisch und die in ihr enthaltenen lateinischen Buchstaben, welche zugleich römische Ziffern vorweisen und groß geschrieben sind, geben oftmals die Zahl des Todesjahres 1699, entsprechend den vier Wörtern des Grabsteines. Die Inschrift lautet auf deutsch: „Dies Grabdenkmal haben dem Kapuzinerpater Markus von Aviano, dem mit apostolischen Tugenden gekrönten Prediger, welcher zu Wien in Epistole im Angefichte seines Herrn sanft verschied, der Kaiser Leopold, die Kaiserin und deren Söhne trauernd errichtet. Dem Vater Markus von Aviano, dem wahren Diener Jesu, Ruhe und ewiges Licht!“

Der Kaiser schrieb selbst diese Grabchrift für das Kapuzinerkloster in Venedig ab (welchem Vater Mar-

kus angehört hatte) und schickte sie samt einem Briefe über den Tod nach Wien.

Allgemein ist man der Ansicht, daß der Tag kommen wird, wo der große Prediger nach unter die Zahl der Seligen und Heiligen der Kirche aufgenommen werde.

Kostpappen.

Als der Teufel ins Paradies kam, um die Menschen zu verführen, da hatte er sich verborgen in einer glatten, schillernden Schlang. Das Verstecken und Liebertreiben ist seitdem ein beliebter Kunstgriff bei ihm geblieben, und man muß sagen, daß er sich darauf verleiht. Seine Verführer haben von dem Weiler gut gelernt. Wie nachlässig warnt der Mensch vor den schillernden Schlangen, die reißenden Wesen, die in Schatzkammern taumeln! Es ist darum gar kein gutes Zeichen, wenn einer mit der ganzen Seele, mit seinen letzten Kräften nicht bemerkt, daß er sich verführt, und lauscht auf Kostpappen, die ihm vor die Füße kommen. Wie nachlässig warnt der Mensch vor den schillernden Schlangen, die reißenden Wesen, die in Schatzkammern taumeln! Es ist darum gar kein gutes Zeichen, wenn einer mit der ganzen Seele, mit seinen letzten Kräften nicht bemerkt, daß er sich verführt, und lauscht auf Kostpappen, die ihm vor die Füße kommen.

Der Wolf hatte die Großmutter verführt. Da kam legte er sich ins Bett, zog die Hande der Großmutter über die Ohren und lauschte auf Kostpappen. Als Kostpappen in die Stube trat, die koste Großmutter zu berücken, hörte sie im Bette ein ganz trübliches Schreien. Sie ging näher — und sagte: „Großmutter, was hast Du für große Ohren!“ rief das naive Kind, ohne den Wolf zu erkennen. Dann wieder: „Großmutter, was hast Du für eine lange Nase!“ und endlich, indem die kleine Gestalt ganz etwas über den Kopf in heller Bewunderung: „Großmutter, was bist Du soartig im Gesicht!“ Der Spruch der Wolf herab und froh das arme Kostpappen an.

Wer hat den Wolf unter der arbeitserfreundlichen Hande noch nicht erkannt? Wie wollen sich die großen Ohren und die lange Nase und das behaarte Gesicht zeigen.

Verleugern, Verleugern, Verleugern des Volkes — solche Worte! Und wenn die Verleugern mit Ernst und in der rechten Weise angeht wird — ein solches Ziel! Will man aber ein vernünftiger Mensch von den Socialdemokraten erkennen, wenn im Unglauben eingedrückt, und in welcher Weise, mit welchem Wege die Sache geendet werden soll, dann bekommt er eine ausnehmende Antwort. Was hat sehr verwundert über eine solche Frage, als wenn es kindliche Thorheit wäre, wenn jemand das alte Geseh nicht eher abdecken will, wenn er Plan und Mittel zu einem Reuben hat. Was verdrößt aber nicht die Seele, wenn sie sich herbeilassen, den Schiller etwas zu lästern. Dann setzen sie von weitem die socialdemokratische Faust in die rechte Hand: ein Schlaraffenland, wo jeder thut, was er will. Die Leute versprechen viel zu viel. Das muß und muß machen. Wie nach zwei Jahren hin ist die socialdemokratische Fauststimm verdrößt — es scheint etwas unter der Hand herzukommen. „Großmutter, was hast Du für lange Ohren!“

Sehen wir und weiter die Thun und Treiben an, dann bemerken wir, daß sie es darauf anlegen, die Leute anzuzurechen zu machen. Ihre Reden und ihre Schriften sind voll bitteren Laßes gegen die bestehenden Verhältnisse. Ein gutes Einverständnis zwischen Arbeitstheorien und Arbeitern ist ihnen ein Dorn im Auge, sie suchen es zu stören. Als Feinde gegen die Welt ist sie selber an. Ihr Hauptziel, der Arbeiter „Bewußt“, sagt die lässlichen Genossen mühen mit den Bedrückten der Städte bekannt gemacht werden, damit sie ihre Bedürfnisse befragen. Gelingen dieser Vorhaben nicht löstelt an die Hände der Schlangen im Paradiese? „Ist merdest sein wie Gott.“

Nun treten wir noch näher. Die Religion laßt man ungehört“, sagt der oben genannte „Nordwest“. Als die fromme Großmutter! Nein, nein! es ist klar die Hande. „Mit dem Varrer muß man nicht so unvorsichtig verfahren, denn man muß unbedingt betimmeln“, h. h. man muß es klar empfinden, die Religion sollte austreiben, indem man erst die Öffentlichkeit in Klüffeln bringt. Was die Socialdemokratie von der Religion hält, das hat und übrigens dabei klar genug gesagt. Er hat ein ganzes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß es mit dem Christentum nicht ist, und daß die Religion der Thiere den Völkern verleihe. Er hat gesagt, daß der Atheismus, der der weltliche Glaube, eines seiner Ziele ist, daß der Glaube aus Jesuiten schwinden sollte — kurz: es scheint hier sehr viel unter der Hand herzukommen, was auch das einseitige Kostpappen deutlich erkennen muß. „Großmutter, was bist Du soartig im Gesicht!“

Wir sehen, die Rolle des verlebten Wofes wird nicht über gespielt. Wer hat das, Postkappen zu spielen?

Im Sturm.

Gewitterd von der normannischen See.

Die Aquinarierstämme trafen über das Land und auf ihren Schwingen hält der schnellst erwar- tete Berg seinen Einzug. Der Windenläufer löst sich so recht bebend, wenn die Wälder um das Haus nicht und verzückt an den Fenstern und Thürnen stützt über in den Schornstein hinein laut. Ammerlich wenn man im Bette liegt, ist es ein so wüthendes Geräusch, zu hören, wie der Regen gegen die wüthendstürzten Köben prallt und des Sturmes Macht sich an den festen Wänden bricht, so daß er, stöhnend vor Wut, weiter rufen muß; man freut sich dann so recht des belagerten, warmen Bettes, legt sich auf die Seite und schläft ein.

Nicht so der Küstenerwähler!
Er kann nicht schlafen, wenn er das Gausen des Sturmes vermischt; denn er glaubt durch das Ge- töse hindurch das Krachen zerstörter Wälder, das Abreißen von Felsmassen und das Zusammen und Schreien der armen Schiffbrüchigen zu hören. Er wach eben, wie es bei jedem Wetter auf der See und an den Küsten jagt. Doch beständig empfindet er kein frisches Regen und keine Furcht vor der Wut der Elemente: „avizgar meos est, vi- vos non meos est“ (die See ja beherrscht ist nötig, zu leben ist nicht nötig), diese seine mutwilde Spruch- hand ist befehlend auf dem Eingangswege des „Haus- Besizers“ in Bremen geschehen.

Auf hoher See, dem „blauen Wasser“, wie der Seemann sagt, ist es so gewöhnlich auch nicht gar schlimm, wenn der Sturm erhebt, daß die Menschen frohen, und das Schiff als Spielball der Wogen von einer Seite auf die andere geworfen wird; aber in den kleinen Meeren wie des Mittelmeeres und be- sonders die Ost- und Westsee mit ihren vielfältigen Küsten und Schümmen solligen drückt sich Gefahr bei „schweren Wänden“.

Unter der letzten Stürme, welcher die Wendung gegen die französische Küste des Kanals prallte, war in einer Felsen- und Felsenstadt der Normane die Veranlassung einer ergreifenden Familien- scene, die Tom Reillon, der bekannte Schriftsteller, nun in einer hübschen Skizze vorführt.

In jener Städtchen lebte eine wohlhabende Witwe, Madame Raubois, welche einen einzigen Sohn be- saß, für den sie eine reiche Partie im Auge hatte, um den Familienwohl auf diese Weise noch zu ver- mehrern. Unglücklicherweise verlebte sich Jean Don- bolin in die Tochter eines armen Zerstörers von Schiffen, der nicht einmal ein eigenes Fahrzeug besaß, und zwar sehr entsetzlich, für ja heiraten, wovon die Witwe natürlich nichts hören wollte.

„Heirate die Berton, wenn Du willst“, sagte sie endlich, „denn Du bist ja großjährig, und ich kann Dich nicht hindern; aber Deine Frau soll mir nie- mals vor die Augen kommen, und so lange ich lebe, nicht Du auch nicht einen Sou von mir erhalten.“

Jean heiratete seine Geliebte. fünf Jahre waren seitdem verstrichen, sie hatten in der Zeit drei Kinder bekommen. Jean ging mit seinem Schwiegervater auf den Fischfang, während seine Frau für das Haus- wesen und die Kleinen sorgte. Es ging meist recht fröhlich bei ihnen her; aber die jungen Leute hatten sich von Jugend an ein eigenes Fahrzeug besaß, und ohne zu fragen, noch viel weniger denken sie je- mals daran, sich an Madame Raubois um Unter- stützung zu wenden. Sonntags beim Herausgehen aus der Kirche grüßten sie jedesmal pflichtgemäß die alte Dame; diese aber richtete sich in ihrem braunen Mantel dann, höflichst empör und beschleunigte ihren Schritt, ohne für den Gruß zu danken, gerade als ob eine Schlangel sie auf der Ferse gewesen wäre. So lebte man ohne jegliche Beziehungen, ohne persönlich oder schriftlich zu verkehren neben einander hin.

Am letzten Mittwoch um ließ ein furchtbarer Sturm die See heulen und die Häuser am Strande erschüttern.

Madame Raubois setzte allein mit ihrer Nichte Amnette, einer jener starken Frauen von den nor- mannischen Hochobnen, die nur dazu geboren scheinen, um alte Jungfern zu werden.

Amnette rang die Hände und sagte: „Ach Gott, was für ein Unwetter, Madame! Heute werden viele Leute in Angst sein.“

„Was für Leute?“ entgegnete die Witwe, welche nach ihrer Gewohnheit auf und nieder ging und an alles dachte, damit es nicht auslese, als hätte sie nichts.

„El man, die Angehörigen von denen, welche noch brauchen auf dem Meere sind.“

Madame Raubois blieb stehen und sagte kurz und hart:

„Gehung davon!“
Dann nahm sie eine Handarbeit und setzte sich damit an das Fräsen, da der Himmel ganz dunkel war, so daß man im Zimmer fast nichts mehr sehen konnte.

Amnette drückte ihr Gesicht gegen die Schieben und schaute auf die Straße hinaus. Da ihr Schwei- gen annehmlich war, so that sie nur mit Unter- brechungen laud, was sie dort geschah.
„El, der Schornstein bei Bertrand führt ein!... Dort sitzt das Barbierbrosen von Meister Gouphon hin!... Ah, Herr Gharbin geht an den Strand herunter!... Peter Guldard und auch Denis Geof- froy und Madeline Gorkan!... Man ist natürlich neugierig zu sehen, was dort vorgeht!“

„Schwärmern!“ schalt die Witwe für eine Weile still, bemühte sich aber um so eifriger, ihre Nase an den Schiebeln abspalten.
„Nein“, rief sie endlich, mit dem Finger stampfend, „ich habe noch niemals ein derartiges Unwetter ge- sehen.“

Madame Raubois folgte die Arbeit zusammen und hing wieder an, auf und abzugehen.

Man hörte das gewaltige Rauschen des Sturmes, von Zeit zu Zeit das Krachen und Keckeln von Eisen und das Knallen von losgegangenen Wänden, die gegen die Mauern schlugen.

Der Windst des Meeres mußte schrecklich sein.

„Wenn Du neugierig bist“, sagte die Witwe, vor ihrer Wangen stehen bleibend, „so siehe Deine Dol- schenke an und mache es wie die übrigen: sich, was draußen vorgeht.“

Amnette war in einer Minute fertig, und als sie die Thüre aufmachen wollte, befaß ihre Verria:
„Du kommst wieder, um mir zu sagen, was es geht.“

Dann nahm die alte Frau ihre Wanderung wie- der auf.
Sie ging vor einem Ende des Zimmers bis zum anderen mit gekreuzten Armen und zusammengepreßten Lippen, indem sie dabei gewohnheitsmäßig jeden Gegenstand, an dem sie vorbeikam, betrachtete.

Jehn Wäntzen verstrichen.

„Diese Amnette kommt nicht zurück.“

Der Wind hatte seine Gewalt verdoppelt, man hörte nichts mehr außer ihm.

Wählich blieb der Kopf der Madame Raubois hart auf einem Gegenstande in einem der Winkel des Zimmers halten: es war ein kleines Kinderbett.

Dort zu Lande hielt man ja alles auf und läßt es an seinem Platze. Es war das Bettchen, in dem ihr Sohn einst geschlafen hatte, ihr Sohn, der jetzt auf dem Meere war. Schon seit einer Stunde dachte sie an ihn. In ihren Gedanken aber hatte sie bis jetzt immer nur den großen Jean vor sich gesehen, den fünfandernzighjährigen Mann, dem sie verdorben hatte, jene Person zu heiraten, und der es demnach gethan.

Jetzt trat das Kind wieder vor ihren inneren Blick, mit seinem Haarbüschel, seinen biden Waden, mit dem Gerölchele darin und seinen sieben kleinen Augen. Sie vernahm seine Stimme, sein Lachen, fühlte seine Kniele und dachte an die Hände, die sie gemacht, wenn sie neben seiner Wiege saß.

„Ja, man mag auch so wüthend und noch so heftig sein, und salbzig sein, solche Dinge fallen einem doch ein, wenn der Sturm heult.“

„Nein, diese Amnette, sie kommt nicht wieder!“

„Sie nahm ihren Mantel vom Nagel und verließ das Haus.“

Gerade als sie in die nächste Straße einbog, kamen sie mehrere Fischer entgegen, deren Kleider ganz durchnäht und deren Hände und Gesichter blutig waren. Sie blies vor ihnen stehen und fragte mit rauher Stimme: „Sind alle zurück?“

Einer der Männer warf seinen Gefassen einen verhängigen Blick zu und antwortete: „Ja.“

Als sie noch weiter gehen wollte, kam es ihr nach und fragte:

„Madame wollen Sie denn bei dem Unwetter, Madame Raubois?“

„Dorthin!“ erwiderte sie, nach dem Meere gehend.

„Wohin denn das? Gehen Sie doch lieber heim, wir sind ja alle vom Meere zurück.“

„Wie?“ forschte sie nochmals, ihm scharf in die Augen sehend.

„Ja, ganz gewiß!“

„Kannst Du's bekräftigen?“

Der Mann geriet in Verwirrung.

„Je nun“, meinte er dann zögernd, „wenn viel- leicht noch der eine oder andere dazwischen ist, so wird er bei Zeiten in Sperr oder Decamp Zustand ge- sacht haben.“

Er wollte sie zurückhalten; aber sie machte sich los, um weiter zu gehen, als Amnette, in deren Ge- sicht die wüthige Aufregungsfähigkeit geschrieben stand, die Straße heraufkam.

„Nein, nein, Madame“, rief sie, ihre Verria ge- mähend, „gehen Sie nicht dorthin!“

Die alte Frau zitterte gewaltig, ihre hageren Hüfte waren leichenblau geworden, ihre Augen schlossen sich und sie mußte sich auf ihre Verria stützen, um nicht umzufallen.

„Ach ich meine Schuld, meine Schuld“, wiederholte sie in einem fort, und ihre Hüfte schlugen gegen einander, während sie es sagte.

„Man wollte sie in das nächstgelegene Haus gele- ten, aber sie gab es nicht zu.“

„Amnette“, sagte sie, „ich will sie sehen.“

Wie durch ein Wunder erlebte sie plötzlich ihre Frau wieder und die beiden Frauen wandten sich nun dem Häuschen zu, in welchem Jean Raubois wohnte. Amnette drückte auf die Thürschwelle und ließ ihre Verria eintreten.

Das Innere gleich dem aller Fischerwohnungen. Am Fuße eines großen, mit blauen Vorhängen um- geben Bettes standen zwei Kinderbetten, die durch eine Wiege von einander getrennt wurden. Der ge- samte Raum war nicht einisch, ja ärmlich; aber die außerordentliche Reinlichkeit und Ordnung, welche hier herrschte, ließ den kleinen Raum trotzdem be- wohnlich erscheinen.

Die junge Frau, welche kaum erst von ihrem letz- ten Abenteuere aufgefunden war, hatte ihr Klein- dergewand auf dem Schilde, während sich die beiden Ge- herten auf erdrückten an ihre Schürze hingen.

Man konnte in den blauen Sägen des jungen Weibes ihre Umzüge lesen; da sie selbst nicht aus- gehen durfte, hatte sie eine Nachbarin weggelassen, um Nachrichten über ihren Mann und ihren Vater, die gestern Abend mit den übrigen Fischern in See gegangen waren, einzuholen. Auf diese Kunde wartete sie nun, nur noch mühsam Atem holend und unverzogen, ihre Theimen zurückzuhalten. Als sie ihre Schwiegermutter eintreten sah, verstauchte sie, sich zu erheben, indem sie murmelte:

„Madame...“

„Wer die alte Frau ging rasch auf sie zu und sagte: „Meine Tochter!“

Dann kniete sie neben ihr auf dem Boden nieder, nahm die beiden Kinder von der Seite ihrer Mutter und schloß sie laut weinend in die Arme.

„Die armen Kleinen!... Wie sieht es... Wäntzen Sie nichts?... O mein Gott!“

Die hämmliche Amnette biß die Zähne auf einan- der, um nicht laut aufzuschreien. Da hätte man Ge- fühl auf der Straße; aber es war ein Abendenge- schrei, und im nächsten Augenblicke öffnete sich abere- mals die Thüre. An der Spitze einer Gruppe von Fremden und Kameraden erhoben der große Jean mit seinem Schwiegervater auf der Schwelle.

Im Saal war drinnen alles auf den Beinen. Seine Frau fürchte ihm entgegen und ließ ihm an den Hals, während die zwei Kleinen hinter ihr her par- teten, laut aufschreien.

Nur die alte Frau war unbeweglich wie ein Stein- bild aus ihrem Platz geblieben.

Jetzt erst sah der glückliche den Gefahren des Meeres Entkommen sie, wozu sein Weib beitrug und alle mit dem Rufe: „Meine Mutter!“ auf sie zu.

Da öffnete sie ihre Arme und schloß ihm an das Mutterherz, dessen heißes Blut es ja ist, bezie- hen zu können. Ein lang entwöhntes Wäntzen ver- stärkte ihre sonst so harten Hüfte und ließ sie milde und sonnig erscheinen wie die Küstenlandschaft ver- suchen, auf welche das durch die dazwischenliegenden Felsenriffen wieder sichtbar werdende Tageslicht jetzt seinen lichten Glanz gab.

*** Der Verlar.**

Eine amerikanische Skizze.

In der nach nicht zwei Jahre alten Stadt Gar- rize, im Staate Arizona, herrschte ein müdes Leben. Von der mexicanischen Grenze her war eine Horde von fünfzehn Woodies angekommen, um nach einem Nachzuge auf Kommanchenstapel, für welche die mexicanische Regierung ein hohes Schutzgeld bezahlt, sich an den Freuden zu ergötzen, welche Spielhöfen und Schnapsläden mit „Damenbewegung“, und an- dere „Blüten am Stamme des civilisirten Lebens“ ihnen bieten konnten. Clarence war eben vor ihrer Ankunft sein vollendetes Aufnahmestück für ein par- tikelbehaftetes Gemüt: an dem Tage aber, als die Holzjäger in die Stadt eintraten, da machte sogar Betgehab, der, auf einer Inspektionsreise begriffen, dort längen geschoben war, sich auf die Sohle; denn der Schicksal mußte, daß die „Ferre“ auch keine Persönlichkeit nicht respektieren würden. Die fünf-

John Robins hatten sich bald einquartiert, und da die Staltpögel erztlich geseien, so ließen Kisten, Gewer und Cognac in Strömen und Spielarten fließen genöthig im Preise.

Die beiden Anführer der Bande, Jock O'Grady und sein „Verantwortlicher“, Ebenezer Stampf, zwei gründliche, langjährige „Folken“ aus Kentucky, bewiesen ihren „Kannegießer“ und ihre Hebung im Gebrauch ihrer Revolver schon gleich am Abend ihrer Ankunft, indem der Erster einen Revolver, der ihm beim Tuche in die Karten gefallen haben sollte, niederstieß, während der andere einen Revolver, der ihm im Pofen einige Dollars abnahm, den gleichen Dienst erlaubte. Weder der Revolver, noch der Kistenführer hatten Freunde, die Kenner aber hätten dergleichen Verbindende hinter sich, außerdem waren in Clarence dergleichen keine Verhältnisse nicht ungewöhnlich, und der Scherz war augensichtlich in der Stadt nicht unangekommen, denn er verfolgte mit seinem Pöbeln einige Ferkel; man begnügte sich daher damit, die beiden Leichen vor die Stadt zu schaffen, wo sie eingescharrt wurden, um vielleicht noch in der folgenden Nacht von den wilden Thieren wieder ausgeharrt zu werden.

Nur Jock und Ebenezer hatte der Vorfall des Gute, daß die Höllichkeit des Verfalls (Schwefel) und Spieltheaterüber ihren „Gewinn“ ihrer Wankmuth gegenüber sich verheißend, doch hätten sich die beiden „Gewer“ nichts daraus gemacht, wenn dies nicht geschehen wäre, da sie sich völlig zufrieden füllten, jeder mangelhaften Höllichkeit energisch gegenüberzutreten. Es zeigte sich nämlich sehr bald, daß die Stadt durchaus in ihrer Gewalt war, und es diente als sprechender Beweis ihrer „Gewinnlichkeit“ getrennt, daß sie ihre Macht nicht mißbrauchten, und war dann und wann eine ihren ansehnlichen Persönlichkeit in Jenseits beschwerten. Das Beispiel der Anführer wirkte natürlich auf ihre Leute, und wenn dennoch seit Anfang der Staltpögel eine gegen früher ganz ungewöhnliche Menge Schußwunden und Wertschätze vorkamen, und man nichts mehr häufiger als Jock in der Straße über Scherz vorüber oder Late holperte, so war das gewiß „nur Zufall“.

Dagegen wurden schändlicherweise eines Tages beim Spiel zwei veredelte Mitglieder der Bande von einem Revolver erschossen. Dem Töchter gelang es, zu entweichen, obgleich Ebenezer Stampf und einige seiner Leute, die den Vorfall aus der Ferne mitangesehen hatten, sofort die Verfolgung aufnahmen in der „höllichen“ Wüste, den elenden Röhren, wenn sie feiner habhaft würden, an dem ersten besten Baum aufzuhängen.

Doch nicht noch andere der Staltpögel den verfehlten Anführer der schändlichen Bewohner von Clarence zum Opfer fielen, lag ja nicht daran, daß man die Herren nicht so ohne weiteres übersehen konnte, weil dieselben Verzagungen nicht oder Kampf mit den andern Mitgliedern der unglücklich organisierten Bande bedeutet hätte, und weil man die duldige Rücksicht des Scherz erwartete. Die in Clarence wohnenden Gold- und Silbergräber aber hatten teils bisher keine Ursache gehabt, ihre Revolver zu ziehen, teils stürten sie in den Staltpögel ritterliche Verwundungsgewissen und lebten der Hoffnung, daß O'Grady sie vielleicht unter die Schär seiner „Laster“ einziehen würde, wenn er wieder auf die Staltpögel ginge. Sie verstanden es daher, ihr Geld in Tuche oder Pofen auf anständige Art und Weise an die „Gewer“ Staltpögel zu verkleiden, und machte, da sie ihre Verhältnisse mit „Kannegießer“ tragen, die Erfahrung, daß diese, selbst in angrenzenden Staaten, sich als höchst „amüßliche“ Gesellschaft erwiesen. Wenn aber jemand anlag genug war, den Staltpögel Geld abzuwinnen oder einen Verdacht über die Richtigkeit ihres Spiels zu äußern, der hatte es sich natürlich selbst auszusprechen, wenn er in Streit geriet und dann die intimere Bekanntschaft einiger Revolvertugeln wachte.

Das Hauptquartier der Bande war das „Metropolitankol“, ein teils aus Brettern, teils aus geputztem Gestein angelegter Bau, der alle Bequemlichkeiten und eine reichhaltige Bar bot. Hier saßen eines Morgens O'Grady und sein Verantwortlicher beim Würfeln, während an der Bar (Theke) die Mitglieder ihrer Kräfte und einige Silbergräber dem Banker vollumfänglich zu thun gaben. Zu einem Nebennummer wurde Votter gespielt, aus einem andern tanzten die Klänge einer Gitarre, die den Gesang einer rauhheiligen Schönen begleiteten. O'Grady und Ebenezer saßen einander gegenüber und tranken mit Wohlgefallen, denn der Würfeln war gut und führte ihre Rechen für das kommende „Kopfgeld“. Die halbe Flasche war eben geistert, als die Thür zum Schanzimmer einjagte und ein Pöbel oder Hausierer hereintrat. Es war ein Junge von 16 bis

17 Jahren, ein edler Fanke aus einem der stillen Staaten, lang aufgeschossen, mager wie ein Windbeutel, mit scharfen Gesichtszügen und wahren Geieraugen. Auf einem Kleinen aus den Baden trug er vorn einen hohen Kasten, der mit Karten, wie die meisten Fellen des Westens für den Handel, gefüllt war. Kurze Hosen, Stiefel und Ferkelgürtel, Kanthabehäfen und Dolben, Taschenmesser, oder auch Röh- und Stoppelnadeln u. machten sein Inventar aus. Mit einem Krampf trat der Junge ein und richtete an O'Grady die Frage, ob der Pöbel (Widder) Gnoos von den Sachen bewirte, „Woh! zum Teufel“, brummte Jock, „und laß dich von seiner Großmutter traten“.

Der Junge wandte sich an Ebenezer. Dieser warf einen Blick in den Kasten, nahm ein Taschenmesser heraus, öffnete es, schick mit der Klinge über den Daumenballen seiner Wafel, knippte das Messer wieder zu und bedeckte es in die Tasche, dann schickte er sich in seinem Stuhle zurück, nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glase und harrete wie in Gedanken verloren gegen die Stubebede. „Woh!“, sagte der über den vermeintlichen kurzen Handel erregte Junge, „das Messer kostet zwei Dollars und ist wohl gefunden, habt ihr noch etwas nötig? Ebenezer schickte aus einer tiefen Trümmerei zu erwachen, er schickte dem Jungen ins Gesicht und fauchte: „Ich rechne, Du bist toll geworden, Junge, toll dich!“ „All right“, war die Antwort, „aber erst möchte ich das Geld für das Messer haben.“ Ebenezer winkte den Rücken mit halbgeschlossenen Augen an. „Toll dich“, brummte er, „ich rechne. Du wirst noch ein Loch in dein Fell bekommen.“ Eine heftige Wüte glänzte auf den eingeschallenen Wangen des Pöbels, er begann zu begriffen, daß hier kein Spaß beschäftigt sei. „Woh!“ bat er, „laß mich mit einem armen Menschen, ich kann die zwei Dollars wohllich nicht verlieren; ihr seid ein reiches Gentleman, ich bin ein sehr armer Teufel.“ „Doch das Gentleman“, schickte sich Jock O'Grady in das Gespräch, „und mach, daß Du fortkommst!“ Die Augen des Jungen funkelten. „Woh!“ begann er wieder, „das ist nicht recht, geht mir vorwärts.“ Weiter kam er nicht, denn ein gewaltiger Hinhalt, der Ebenezer gegen die Unterseite des flachen Bärenstapens richtete, hielt die in demselben befindlichen Schäfte durch das Zimmer aus, ein zweites, eben so gewaltiges Hinhalt, der von O'Grady ausging, traf den Jungen selbst am Oberkörper und schickte ihn der Thüre zu, in deren Nähe er der Länge nach hingefallen. Ein schallendes Gelächter leitete der Zuschauer dieser Scene bewies, daß man sie als einen „höllichen Scherz“ aufzufassen. Die „Tannen“ des Pöbels, die auf den Mann hin aus dem benachbarten Zimmer herbeigekommen waren, begannen die untergeprüften Herren anzuschauen und in ihren respektiven Taschen unterzubringen.

Einen Augenblick lag der Junge blickend am Boden, dann erhob er sich, leichenblau im Gesicht und mit sehr aufeinander gereizten Zähnen; er warf einen Blick hinter sich nach der offenen Thüre, dann lag er kühnlich unter der Decke eines hinteren ruhigen Revolver hervor, es fragte ein Schuß, fast gleichzeitig ein zweites, und mit geräuschvoller Eile fiel Ebenezer vornüber, während O'Grady, dem die Kugel in das Auge eingedrungen war, die Arme in die Höhe warf und langsam vom Stuhle sank. Die That war so schnell vollbracht, man hätte sich über von dem halboberhandlungen Jungen so wenig versehen, daß die Zuschauer weit verstimmt dahanden. Diese hielt bemerkt der Junge; mit einem Satze war er zur Thüre hinaus, draußen stand das gestellte Pferd O'Gradays, er ritt den Hügel vom Hofen, sprang in den Sattel und den feurigen Kräfte mit seinen Hufen und dem Revolverforten bedeckend, raste er nordwärts den Bergen zu. Hinauf, sechs Schritte folgten ihm aus den Ferkeln und von der Schwelle des „Metropolitankol“, eine Kugel ritt ihm den Kopf an der Schulter auf, eine andere traf den Sattelbock; auch einige Nordbergende auf der Straße schossen nach ihm, denn er hatte es eilig, wie Jeder sehen konnte, und das war damals in Clarence immer sehr verdächtig; aber weder er noch das Pferd wurden getroffen. Jock Minuten, nachdem er die beiden verhängnisvollen Schäfte abgelesen hatte, waren man der Staltpögel in dem Sattel und jagten ihm nach; nur zwei Minuten zurück, um die gestöten Anführer, die, wie man wusste, beträchtliche Geldsummen bei sich führten, nicht fremden Händen zu überlassen. Im Metropolitankol geschah man Eile über den vermeintlichen Ausbruch der Verfolgung ein; die zurückgebliebenen Staltpögel hielten gegen die Kommanden, ihnen von O'Gradays Kräfte zu gut bekannt. Die Männer hatten Recht; Abends leiteten die Verfolger einzeln oder paarweise zurück, — den Pöbel hatten sie

nicht wiedergefunden! Sie schienen recht verstimmt über die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen, und hatten auch alle Ursache dazu, denn das reich mit Silber beschlagene zerfallene Gebäude des Wüthens O'Gradays hatte auf mindestens 200 Dollars geschätzt werden; außerdem befanden sich zwei wertvolle Revolver in den Staltpögel. Der Pöbel war damit für die verlorenen Waren gut bezahlt. Am nächsten Morgen herrschte in Clarence eine Zeit der jägig vergangenen Zeit nicht ungewöhnliche Ruhe. Die Staltpögel waren über Nacht davongestritten. Der Tod ihrer beiden Führer, der ihnen floss, daß der Scherz sehr häufig verurteilt werden durfte, mochte ihnen den Clarence höchst ersprießlichen Einfluß nahegelegt haben. Die bedeutenden Einwohner der Stadt hielten noch an seinen Tage im Metropolitankol eine Sitzung ab, in der man abtrat, eine neue Straße, über deren Namen man sich bisher nicht hatte einigen können, beschlossfertig zu nennen, zum Anzeichen an denjenigen, der die Stadt von einer argen Pest befreit hatte, und dem man auf andere Art nicht zu danken wußte.

1) Jitter-Würf.

7	5	4	5
5	4	3	6
3	4	8	4
2	7	8	4
4	6	1	4

1) eine hübsche Person, 2) ein Blau in Wirt, 3) eine Wirtin, 4) eine Gattin lebende Person, 5) ein großer Mathematiker. — Die an Stelle der Jittern 1 bis 8 tretenden Buchstaben ergeben den Namen einer Stadt in Westvirginien.

2) Kreuz-Würf.

•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•

Die • Zeichen sind durch die Buchstaben A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U V W X Y Z zu ersetzen, so daß sich über Kreuz zwei Wörter ergeben. Ähnlich man den Wirtbuchstaben, so ergeben sich zwei andere Wörter.

3) Zahlen-Würf.

7	5	4	5					
5	4	3	6					
3	4	8	4					
2	7	8	4					
4	6	1	4					
9	2	6	5	10	4	8	6	9
5	11	3	10	7	5	2	12	13
1	3	4	6	3	6	7	8	
8	2	6						
6	13	7						
9	13	8						

Die Zahlen sind durch die Buchstaben A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U V W X Y Z zu ersetzen, so daß die drei letztendlichen Zeilen dieselben Wörter enthalten wie die drei vorherigen und zwei: 1) eine farbige Kuchentorte, 2) einen Bettel, 3) eine süßbittere Stadt.

4) Magische Kreuzfüßer

B	E	R	A	U
E	S	A	L	U
R	A	U	M	
N	U	M	A	

P	I	S	A	T	A	R	A	S	A	L	M
I	N	E	S	A	D	E	N	A	R	I	A
S	E	N	I	A	R	E	I	N	L	I	G
A	S	I	A	N	A	N	A	M	A	A	S
M	O	N	D								
O	B	O	E								
N	O	I	R								
D	E	R	B								

5) Zahlenwürfel:

•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•

Wichtige Befehle fanden ein: Herr, Hühner zu 2, Hühner zu 1, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XVIII, 23-30.
 Inhalt: Jesus lehrt durch das Gleichnis vom un-
 löblichen König und unermesslichen Reichtum,
 daß man seinen Befehligen gern vergeben soll.

Die Gegner des Rosenkranzes

haben an denselben hauptsächlich zwei-
 seln. Der Rosenkranz, sagen sie, ist gar zu ein-
 fach und wegen der vielen Wiederholungen
 ermüdend und langweilig, weshalb er auch vielfach
 gedankenlos und nur mechanisch gebetet werde.
 Gerade in seiner eben Einfachheit, die auch
 dem Ungebildeten und selbst dem Kinde es ermög-
 licht, ihn leicht zu verstehen, ohne Schwierigkeit dem
 Gedächtnis einzuprägen und daher mitzubeten, liegt
 ein Hauptvorteil des Rosenkranzes. Denn dem
 gemeinlichlichen Gebete sind bekanntlich vom Heilande
 selbst besondere Vorbehalte zugesichert. Man wird
 man aber außer dem Zitierten keine Gebetsweise
 finden, welche so gut wie der Rosenkranz zur Lösung
 gemeinlichlicher Gebete dienen könnte. Und der
 Grund ist eben seine Einfachheit.

Nach weniger ist der andere Einwand gerechtfertigt,
 obgleich er den Gegnern des Rosenkranzes noch
 mehr geläufig ist. Die häufigen Wiederholun-
 gen wären ermüdend und langweilig und verur-
 sachten ein gedankenloses Permutieren, wenn das,
 was wiederholt wird, wenig Stoff zum Nachdenken
 biete; das Gegenteil ist aber der Fall. Der Be-
 weis des Heiligtüms trifft jedes mündliche Gebet,
 sofern es ohne Anbacht und gedankenlos verrichtet
 wird, und der Heiland selbst hat ihn zuerst gemacht,
 wenn er sagte: „Dieses Wort erst mit dem Herzen
 mit dem Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.“
 Aus dem Gebete aber, wenn es erdenklich und so wie
 es sein soll, verrichtet wird, wenn nämlich, wie wir aus
 Schluß des Briefes über das Rosenkranzgebete in
 der vorigen Nummer des „Sonntagsblattes“ an-
 führten, das vorgelesene Rosenkranzgebete über die
 Weisheiten mit den mündlichen Gebeten im Rosen-
 kranz verbunden wird, kann jener Vorwurf mit so
 wenig Recht anzuwenden werden, als auf den heil.
 Rosenkranz. Sind doch die Weisheiten aus dem
 Leben des göttlichen Erlösers und seiner heiligsten
 Mutter, mit deren Betrachtung wir jedes Gebet,
 jedes Ave Maria des Rosenkranzes begleiten, die er-
 heblichsten und herrlichsten, die sich überhaupt unserer
 Betrachtung darbieten können. Nicht bloß durch den
 Reichthum des Inhaltes, sondern selbst durch ihre
 Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit übertrifft sie
 jedes andere Gebet. Keines ist weniger einformig
 als der Rosenkranz.

In dem nicht genug zu empfehlenden Worte
 „Unser Herr Jesus Rosenkranz“ führt der
 Dominikanerpatre Th. Gier diesen Sach in nach-
 stehender Weise an: „Das ganze Leben des gött-
 lichen Erlösers und seiner heiligsten Mutter ist es,
 das in den Weisheiten an unsere Augen vorüber-
 geht, so wie sich Teilhaber an den einzelnen Szenen,
 die wir vor uns sich zutragen sehen. Wir sehen den
 Engel mit himmlischer Botschaft in das Zimmer-

lein der allerliebsten Jungfrau treten und belauschen
 das süßlichere Gespräch. Wir sehen die Gottes-
 mütter niederstürzen vor ihrem Kinde und an sei-
 nem holden Bilde sich weiden. Wir hören Engel-
 gefang als Ständchen bei der Krrippe. Bald finden
 wir uns mitten in Leidensszenen versetzt; statt des
 Bäckchens genossen wir Lebkuchen; statt der Engel-
 harmonien tödtet Klage und Gottesklagen, statt
 der mütterlichen Besorgungen Weisheitsreden die Dem-
 merklings; Jesus, der für uns gekreuzigt worden
 ist. Aber sein Tod vermindert sich wieder in Leben,
 seine Schmach in himmlische Verherrlichung und
 seine himmelsteigende Mutter wird gekrönt zur Königin
 des Himmels.“

Und wie diese erhabenen Szenen, deren jede We-
 sentlichkeitsmäßig genug für eine Gesandtheit barkeit,
 in wechselläufiger in herrlicher Mannigfaltigkeit der
 Sinnenwelt, auf dem diesseits sich abwickeln. Da
 ist es bald eine kalte Felsenplatte, in die sie sich
 hineinverlegen, bald der hohe Tempel in Jerusalem.
 Bald führen sie uns im Abenddunst über den Dach-
 Gebirg in einen Garten, dessen Delibäume im Blau-
 deshimmel lange, lange Schatten werfen, bald wieder
 eine kalte Wäldchen hinaus, die als Richtplatz für Ver-
 urtheilte dient. Bald lassen sie uns einen Ein-
 sturz in das stille Familienleben eines kleinen Jüdischen
 Hauses zu Nazareth und bald in das lebenshaltige
 Gebete einer himmlischen Verhandlung im Oberlicht-
 saale. Was wäre also unsern Weisheit und unsern
 Herzen und unserer Phantasie jemals so reiche Nahrung,
 als das Gebet des Rosenkranzes. Da es liegt
 sogar ein wahrhaft dramatisches Element in ihm.
 Auf die empfindliche Feinigkeit des Mittelalters
 hätte keine Weisheit eine solche Anziehungskraft
 auf, daß sie, bald nach der Zeit seiner Einfalt,
 in den Kirchen und auf den Kirchhöfen in lebenden
 Bildern oder theatralischen Aufführungen dargestellt
 wurden.

Der Rosenkranz ist so wenig langweilig und er-
 müdend, daß bei seiner Mannigfaltigkeit und Reich-
 haltigkeit keine Lage des Lebens und keine Stim-
 mung der Seele auch nur denkbar ist, für deren
 Ausdruck im Gebete er nicht die passenden Weis-
 heiten böte. Wären die Szenen unseres Heiligtüms
 nie immer, mag es erregt oder bewegt, gerührt oder
 entzückt, gehoben oder niedergeschlagen, begeistert
 oder gedürrt, was es gestimmt sein, wie immer,
 in einer der Tonaarten des freudreichen, oder des
 Schmerzreichen, oder des glorreichen Rosenkranzes
 findet es stets Klänge, die harmonisch zu seinem Innern
 stimmen. Im tiefsten Schmerz und in der ent-
 setzlichen Freude, in der zweifelhafte Trauer und
 im lauten Jubel, in beängstigender Trauer und
 in heiterem Dankgefühl, in langer Furcht wie in
 heiligem Hoffen, in der äußersten Weisheit und
 in den höchsten Klagen der Seele, in der drückend-
 sten Empfindung der Weisheitlosigkeit wie im heil-
 lichsten Vergessen des Nimmels — immer, immer
 wieder können wir greifen zum Rosenkranz; denn
 wie unser Herz schlägt, so giebt er uns Antwort. Und
 nie werden wir ihn, sofern wir ihn gut gebetet, un-
 berücksichtigt aus der Hand legen; denn was in uns
 eher verlegt, das finden wir in ihm wieder in

ganz gleichen Klängen aus dem Leben unseres gött-
 lichen Erlösers und seiner geliebtesten Mutter. Dar-
 aus erleben wir uns denn ihm hoch beschämt und
 bald getroffen, bald beruhigt und bald gehoben, bald
 ermuntert und gekräftigt. In diesem Sinne sagt auch
 der edle Konvertit Ludolph von Besenrode: „Das
 Rosenkranzgebete legt durchaus kein besondere eigen-
 tümliche Stimmung voraus, sondern ist für alle Ge-
 müthsverfassungen, Bedürfnisse und Kränkungen
 geeignet. Es ist der weite Rahmen für jegliche Art
 von Anbetung, Dank, Bitte oder Liebesgott, wel-
 che die Seele Welt darzubringen begehrt; er weist
 zur Begleitung jeder gottesdienstlichen Feier, dient
 zur Richtung der Andacht beim hl. Messopfer, beim
 Letzten Abendmahl, bei den Prozessionen und Fittwängen,
 beim Beichtgespräche, als eine Anleitung zur Ver-
 trachtung des Lebens Christi die heilsame aller
 frommen Lehren und sagt der Festigkeit eines
 jeden Beters, welches Alters, Geschlechtes, Standes
 und Bildungsgrades er sein möge, vollkommen zu,
 indem es dem höchsten Verdienste des Niedrigsten
 aus dem Munde ebenso verständlich ist, als es dem
 Überfließen reichen Sinnes fruchtbarer und sinnvoller
 Meditation darbietet.“

Die Legende erzählt von einem frommen Kloster-
 bruder, der vor großer Einfachheit sein Leben lang kein
 anderes Gebet außer dem Gebete des Herrn erlernte
 als allein den englischen Gruß und daher ohne Un-
 terschied mit aller Inbrunst des Herzens den Rosen-
 kranz betete bis zu seinem letzten Atme. Dieser war
 sein Gebetsbuch, sein einziges in allen Dingen, Be-
 dürfnissen und Anliegen seines Lebens. Und siehe!
 nach seinem Tode entstieg aus seinem Grabe ein
 Rosenkranz, der trug auf allen seinen Blättern die
 Worte geschrieben: „Ave Maria“. So soll der Ro-
 senkranz in der Kirche nie verfallen! Der
 Rosenkranz ist, unbedeutet der letzten Einwürfe ein-
 seltiger Schwärmer, unser liebliches Gebet auf unserer
 Wanderschaft durch das irdische Leben; dann wird
 er uns auch ein Schutz und Schirm sein in unserer
 Sterbestunde, und aus den Rosenkranzen, die wir
 unser Leben lang der Dämmerung zu Füßen ge-
 legt haben, wird sie ein Band werden, woran sie
 sich empfangen aus den Flammen der Hölle und
 einführt in die seligen Gefilde des Paradieses.

**Handschreiben unseres hl. Vaters Leo XIII.
 über den heiligen Rosenkranz.**

Beim Herannahen des Monats Oktober, welcher
 der hl. Jungfrau vom Rosenkranz geweiht ist und ge-
 weiht ist. Kommt uns in angenehme Erinnerung,
 wie sehr wir euch, ehrwürdige Brüder, in den früheren
 Jahren empfohlen haben, daß die Gläubigen, er-
 muntert durch eure Anreden und euren Eifer, ihre
 Frömmigkeit zur erhabenen Gottesmutter, der mäch-
 tigen Helferin der Christenheit, ausdehnen und ver-
 mehren möchten, und daß sie in diesem ganzen Mo-
 nate thätigend derselben sich haben, dieselbe an-
 reifen möchten durch das hl. Rosenkranzgebete, welches
 die Kirche in den schwierigsten Lagen und in den
 schlimmsten Zeiten immer mit gewisstem Erfolge
 in ihren Nothständen angewandt hat. Diesen

Wenig mächtigen Wir auch in diesem Jahre wieder offenbaren und dieselben Ermahnungen an auch ergeben lassen, ja sie sogar verdoppeln; dazu hat und bringt uns schon der Glaube zur Kirche, deren veraltete Worte nicht nur nicht eine Erleichterung erfahren hat, sondern sich von Tag zu Tag verschärmt. Die belagerten Städte sind: die Trübsal, über welche die hl. Kirche wacht und welche sie überleitet, werden heilig angegriffen und verlegt, die Unschuld, eine hervorragend christliche Tugend, wird dem Gespötte preisgegeben, gegen die höchsten Oberbetranten, vornehmlich aber gegen den römischen Papst sind heilige, von Recht und Gesetz verankerte Anschuldigungen gerichtet; in sehr neuen Werken, die von dem Herrn und Gott werden mit der unerschöpflichen Güte und auf die vernünftige Weise Angreife gemacht, gleichsam als wollten die Trübsal das göttliche Werk der Erlösung, welches seine Gewalt je auszuüben imstande ist, den Grund ausvermitteln.

Diese Gratzüge sind ganz richtig, wenn sie für die Kirche sind, welche nach dem Heiligsten Jesus Christus an die Apostel täglich gestiftet und kampfbereit bestehen muß, um dem Menschen die Wahrheit zu zeigen und sie zum ewigen Heile zu führen, und welche im Jahre der Trübsal, welche in der That bis zum Weltende mit sich geführt hat und durch nicht mehr Freude und Tröstung hat, als wenn sie für die Welt sind, welche von dem Herrn zum Sieg verurtheilt ist. Denn es ist nicht daran zu zweifeln, von welcher Herbe Tröstung auch die Welt in diesen unausgerechneten Kämpfen erlöst werden. Allerdings wegen dieser Betrübniß gibt es so viele, welche die göttlichen Tröstungen und die Freuden gegen Gott von rechtens weg absperrten und sozusagen durch die Thore hindern, die nicht gleichgültig in der Hebung der Religion und haben sichtbar den göttlichen Muthen ganz abgelegt. Andererseits gibt es auch nicht wenige Menschen, welche nur dem Namen nach Katholiken sind und ihre erlässlichen Pflichten nicht erfüllen.

Weshalb erweist von Tag zu Tag immer lauter der Ruf: Es ist notwendig, die Katholiken mit Gebeten und Bitten Gott unaußersichtlich behilfen, „ohne Unterlaß“ (I. Thes. 5, 17). Und nicht nur jeder für sich soll es thun, sondern es muß öffentlich geschehen in den Gottesdiensten, eilig und feurig, auf daß Gottes Bestimmung die Kirche betreue „von den unterirdischen und höllischen Mächten“ (I. Thes. 3, 2) und die vernünftigen Völker durch das Licht und die Liebe Jesu Christi wieder erwecken und zu Verstand kommen. — Es ist aber etwas Wunderbares mit dem Vertrauen der Menschen. Die Zeit geht ihres Weg, voll von Mühseligkeiten, vertrauend auf Weisheit, Können, Fleiß und Stärke; die Kirche durchläßt die Jahre des Unsicherens und des Zweifelns, allein auf Gott vertrauend, zu welchem sie Tag und Nacht im Gebete ruft und Hilfe erhebt. Denn obwohl sie auch alles andere, was die Zeit nach Gottes Forderung zum menschlichen Schutze thut, in flüchtiger Weise nicht vernachlässigt, so legt sie doch nicht auf dieses, sondern vielmehr auf die unerschöpfliche Güte und Güte der göttlichen Barmherzigkeit, die sie zum allgemeinen Heile der Menschheit erachtet hat, auch nicht das Übermaß von ihrem eigenen göttlichen Muth und seiner Freude gemindert oder genommen hat.

Und diese großartigen Beweise christlicher Weisheit haben immer die Menschen bedacht und in Freundschaft gezogen, welche sich des christlichen Namens durch Tag und Nacht gütig bedienen, deren Gebete zu Gott immer größer und häufiger wurden, wenn der hl. Kirche und ihrem höchsten Vater durch die Nachstellungen nichtmenschlicher Mächte Unheil widerfuhr oder Gewalt angethan wurde. — Dafür ein Beispiel für die Gläubigen der außerchristlichen Kirche, welches wahrlich ist, für alle Patanten zu Vorahnung zu dienen. Petrus, der Stellvertreter Jesu Christi, der oberste Vize der Kirche, war auf Befehl des verruchten Herodes in den Kerker geworfen und dem süssen Tode überantwortet worden.

Als er nun hinging, hatte er seine Brüder und seine Pflanzlinge. Aber seine Güte sollte ihm nicht, welche das fromme Gebet von Gott erhält; nämlich die Kirche betete, wie die heilige Geschichte berichtet, in seinem Namen: „Es ward aber anlässlich in der Gemeinde Petrus für den Tag gebetet.“ (Apost. 12). Und es sprach alle der Gemeindeglieder um so mächtiger, je schärfer der Kerker um ein solches Langjahr für bereinigte. Wir aber ihr Gebet befohlen worden ist, ist bekannt. Die wunderbare Wirkung des Petrus fohlet das christliche Volk immer mit freudigen Gedächtnis. Ein noch hervorragenderes und göttliches Zeichen ist Christus selbst lebend erschienen, daß er seine Kirche nicht allein durch seine Heiligkeit, sondern auch durch sein Beispiel zur Heiligkeit erzieht und bildet. Denn während seines ganzen Lebens hatte er so oft und so häufig im Gebete angeknüpft und sich in seinen letzten Stunden als er im Garten Gethsemani in seiner außerordentlichen Angst und Witterung bis zum Tode ermahnt war, in die Worte: „Nicht lass dich führen, sondern hilf mir.“ (Mat. 26, 41). Und dies hat er mehrfach nicht für sich; denn er, Gott, hatte nichts zu fürchten und bedurfte nichts; er that es für uns, er that es für seine Kirche, deren zukünftige Weisheit und Tugend er schon damals gern und freudig in sich anahm und zum Trutzhalten anzuwenden mochte.

Soeben aber hat das Geheimnis des Kreuzes das Heil der Menschheit geliebt, die Kirche, unter dem Trümmer Christi auf Erden gegründet und gehörig eingerichtet war, begann und gält von dieser Zeit an bei dem neuen Volke eine neue Ordnung der göttlichen Bestimmung. Es ist nicht die, die göttlichen Bestimmung mit dem Herrn Christus betrautet. Als der ewige Geist Gottes zum Erlösung und Erlösung des Menschen durch das Geschick menschliche Gestalt annahm und dadurch mit der ganzen Menschheit gleichsam eine geheimnisvolle Ehe eingehen wollte, er er nicht eher dies vollbrachte, bis er die ganz freiwillige Zustimmung der dazu auserwählten Mutter erlangt hatte, welche gemessen die Veranlassung des menschlichen Geschlechts darstellte und der höchsten und höchsten Liebe des h. Theos: „Durch die Verkündigung wurde die Zustimmung der Jungfrau als die der ganzen Menschheit angesehen.“ (III. q. 30. a. 1.) Daher darf nicht weniger mehr und zuverlässiger erfordert werden, daß sie dem sehr großen Wunderwerke, welches der Herr uns erworben, noch näher zu werden (I. Joh. 1, 17), doch wir nach Gottes Willen überhaupt nur Anteil haben durch Maria, so daß, wie niemand zum Vater kommen kann als durch den Sohn, in ähnlicher Weise niemand zu Christus kommen kann als durch seine Mutter.

Welche Beweise und Erbarmung leuchtet aus diesen Worten Gottes! Welche Barmherzigkeit die Schwäche und Unberechnlichkeit des Menschen! Denn der, dessen unbegrenzte Güte wir glauben und preisen, dessen unbegrenzte Barmherzigkeit wir glauben und verehren, den wir als den liebeswürdigsten Väter, der sein Blut und seine Gaben dahingab, wieder haben, eben diesem Herrchen mit all unschuldigem Muth, doch die höchsten Verdienste, die in der Erinnerung an ihre Handlungen durch empfinden, durchaus eines Vaters und Sohnes, der durch seine große Güte bei Gott etwas vermag und eine solche Barmherzigkeit besitzt, daß er auch den geringlich hoffungslosen seinen Schutz nicht verweigert und die Herberghalten und Beschlägen zur göttlichen Güte empfängt. Das heißt Maria in herrlichstem Maße; sie ist zwar mütterlich, die Mutter des allmächtigen Gottes, aber auch, was uns entgegennehmer ist, mütterlich, gütig, nachgiebig. Als solche hat Gott sie aus hingedehnt, daß er sie zur Mutter seines Eingebornen wählte, ihr auch den mütterlichen Eltern gab, der nichts anderes als Weisheit und Barmherzigkeit. Das selbe bezeugte die Jungfrau Maria durch seine Thut, als er ihr aus freien Stücken als Sohn unterthänig und gehorcht kein wählte; als solche hat er sie unter dem Kreuze erlähnt, als er das ganze Menschengeschlecht im Jünger Johannes ihrer Sorge und Pflege anvertraute; als solche hat sie sich auch selbst dargeboten, als sie ihre für die menschlichen Familien, welche verlorne und unbehilfliche Jünglinge gegenwärtig anzuhaben und als solche ihre mütterlichen Pflichten gegen Weisheit am zuwenden. Diesen von Gott betrauteten Maria gehalten und durch Christi Testament befestigten Beschluß der liebevollen Barmherzigkeit haben die h. Apostel und die ersten Väter mit großer Freude begriffen; es haben die ebenfalls begriffen und geehrt die verehrten Väter, unter denen die mütterlichen haben sich die christlichen Väter aller Zeiten. Und selbst wenn es dem Obacht am entschwunden wäre, wenn die

Schrift davon schwieg; die Güte, welche aus der Wirth eines jeden Christen hervorbricht, würde es bereit genug auszuweisen. Nur der göttliche Glaube war es, vermuthet dessen wir durch einen übermächtigen Antriebe und auf die angenehme Weise zu Maria hingegen werden; denn nichts liegt uns mehr am Herzen und ist uns erträglich, als daß wir in dem Gebete und Gebete beizugehen zu begehren, welcher wir unser Ansehen und Werke, unsere Leidenschaften und Sünden, unsere Sorgen und Trübungen, unsere Bitten und Wünsche, überhaupt unser ganzes Sein anvertrauen. Wie sind wir den angenehmen Auflösung und dem Vertrauen gezogen, daß das Innere, welches nur dem höchsten Gott herbebringt, durch die Empfehlung Mariens möglichst angenehm wird und Annahme findet. Denn die Barmherzigkeit dieser erlauchtesten und des großen Lichts bezeugt, es empfinden ebenso großen Schmerz diejenigen, welche, das göttlichen Glaubens embleme, Maria weder verehren noch sie zur Mutter haben; und noch mehr, indem das Gebet bezeugen, welche nicht nur die Götter treulich sind, aber dennoch mägen, die Brannen ja begehren, daß sie alle viel und zu eilig Maria verehren; hierdurch wird die Geschichte, die sich für Kinder eignet, immer bereit.

Ras diesen Anbaurn der Gottlichen auf die Kirche als Frauen in der Höhe, welche sie in heilige Pflicht verbunden sind, um zu eiliger zu Gott zu fliehen, und in welcher Weise vorzüglich sie vorziehen müssen, auf daß die Gebete auch den größten Erfolg haben. Folgend dem Beispiele der frommen Väter und Vorfahren wollen wir daher zu Maria, unserer heiligen Herrin, unsere Aufmerksamkeit richten; wir wollen Maria, die Mutter Christi und unsere Mutter, anrufen und sie einhellig begehren: „Jeha, daß Du Mutter bist; durch Deine Vermittlung nehme unser Gebet Jener an, welcher hier auf gehoben ist und Dein Sohn sein wollte.“ Da nun von den vielen Formen und Arten der Verehrung der Gottesmutter diejenigen vorzuziehen sind, von welchen wir wissen, daß sie an sich mütterlicher und die angenehm sind, so glauben wir das Behagen der mütterlichen Muthen und für das Heil einzutreten zu sollen. Diese Gebete sind die Freuden des menschlichen Geistes und sind dermaßen, weil in ihr die großen überaus großen Gabe und seine Mutter, die Herrin, haben und Trümmer zu göttlichen Leistungen vorziehen sind. Es ist zum Wunder, welches große Annehmlichkeit die Glückseligkeit sich verdienen, wenn sie diese erlauchtesten Beweise nach der Kirche in formen annehmen werden und betrachten, sowohl um den Glanz zu führen und sich vor Unwissenheit und der Art des Trümmer zu vermeiden, als auch besonders um den Beweisen zu erlauben und zu bezeugen, die diese Werke werden im Gebete des Menschen unter Voranziehung des Lichts des Glaubens in sehr leichter Weise zu diesen Beweisen gezogen, und indem der Sinn an ihnen haftet und sie ihn und her erhebt, kann man nicht genug das menschliche Auge von der Barmherzigkeit der Menschlichkeit, welche in dieser Art der Verehrung des Menschen hervorgeht, sieht und verehrt die Hoffnung, und freut sich Begierde nach dem himmlischen Lohn, welchen Christus dem Verleiht hat, die sich mit ihm zur Nachfolge seines Beispiels und zur Beweismuth seiner Leben vereinen. Zwischen die Erbauungen wird das Gebet des Herrn, der Wunsch des Evangelium Geheiligt und das von der Kirche überlieferte Gebet eingehoben, welche mit ihren Vorzügen und mit ihren Beweisen um Gottes Verleiht in bestimmter und mütterlicher Weise wiederholt werden und immerfort ihre Frucht der Fruchtbarkeit tragen.

Daher ist es auch sehr glaublich, daß die himmlische Königin selbst diesem Gebete eine große Kraft verliehen hat, weil der berühmte Vater Dominikus es auf ihren Befehl und Rathel eingeführt und verewert hat in einer Zeit, welche ähnlich der unsrigen dem Katholischen sehr feindlich gegen war, und zwar als sehr mütterliche Beweise zur Bekämpfung der Feinde des Glaubens. Die Worte der herrlichen Königin hatte nämlich in vielen Gegenden sehr im Gebete, tritt oft Eingang gefunden; dieser verehrliche Ruf des Königin und verleiht in sichlicher Weise wiederum die Kirche mit dem Heil und Beweisen in überaus großer. Auf menschliche Güte war, gegen die Unwissenheit und Irrthum, welche kaum zu helfen — da kein unerschöpfliches von Gott mittels des marianischen Rosenkranzes

Hülfe. So wurden unter der Aufsicht der kl. Jungfrauen, der rühmlichen Bekenntin der Heiligen, die Kräfte der Heiligen in sich gebracht und geordnet und der Glaube bei dem wahren Glauben und geordneten Leben bei jedem Volk hindurch bekannt geworden, ist es daß die Heiligen beständig über die Welt erlängten, was sie, wie es die alte und neue Geschichte durch hervorragende Zeugnisse erweisen. Denn kommt auch jene bedeutungsvolle Thatsache, daß das Wohlverhalten gleich von seiner Einführung an bei allen Völkern der Bevölkerung ohne Unterschied in Ordnung gekommen und häufig Anwendung gefunden hat. Der Gottesdienst, welche durch die viele und erhabene Botschaft über alle hervorgehoben und glänzt, wurde von vielen Heiligen erhalten und auf die verschiedenste Art die Kirche über: aber den Heiligen, diese Heiligen, in welcher Hinsicht die Parole des Glaubens, und die ganze ihr schätzbare Botschaft enthalten in sich enthält, hat sie immer besonders geliebt und deshalb wird der Heiligen auch von den Einzelnen und öffentlich in der Familie, von Berufsständen und in der gemeinen Mannheit, in feierlicher Liturgie gern gebraucht, in der Meinung, daß man auf seine Weise entweder die Heiligen nicht verächtlich, oder den Segen und die Gnade der Gottesmutter sich verdienen kann.

Aber auch das darf nicht mit Selbstzweifel übergegangen werden, noch ein solches, besonders für die untere Ordnung in dieser Sache annehmen. Wenn nämlich durch die Botschaft der Welt der Genuß der Frömmigkeit bei einem Volk erstarkt zu sein schien, und die Leistung dieses Gebetes etwas nachlässiger wurde, wurde in aufsteigender Weise wieder, ist es, daß der Staat in eine schmerzliche Lage geraten war, oder daß sonst die Welt den Staat, vor allem andern Hilfsmitteln der Religion auf ganz anderen Wegen der Heiligen fruchtbar wieder eingeführt und derselbe nahm seine alte Ehrenhöhe bald wieder ein und wirkte so weitlich und heilsam. Es ist nicht nötig, zum Beweis dieser Sache Beispiele aus vergangener Zeiten anzuführen, da wir ja in der Gegenwart ein ausgezeichnetes Beispiel haben. Denn in dieser Zeit, welche wir als die Anfangszeit haben, so hat sich die Kirche in uns aber, die wir nach Gottes Willen aus unserer Erde vertrieben sind, am härtesten, kann man mit Bewunderung schauen, wie nach Erwählung und Anerkennung des Heiligen aller Orten und bei allen katholischen Völkern der unerschütterliche Glaube, der sich und gestützt wird. Diese Thatsache, welche in dieser Zeit nicht mehr Gott dem Herrn zu verdanken ist, welcher die Menschen lenkt und leitet, als irgend welcher menschlichen Klugheit und Einsicht. Hütel und führt, wie jeder Leser dies und ersichtlich sind. Denn das, daß der Trübsal der Kirche unter der Regierung Mariens erneuert und größer wurde.

Man sieht es ganz deutlich, welche das von uns bezeichnete Wort ebenfalls für richtig halten, aber weil das hier nicht die geeignete Gelegenheit ist, sondern, namentlich nicht der Kirche und die Ruhe der Kirche eingetreten ist, weil sie wieder sehr, daß die Welt sich immer schlechter gehalten, so werden sie gleichsam miltärisch und nutzlos gemacht und erlösamen deshalb im Himmel und in der Hölle zum Gebete. Welche Heiligen müssen jenseitig sich richtig bemühen, daß das Gebet, welches sie zu Gott richten, auch die Eigenschaften habe, welche es nach Christi Vorschriften haben soll; und wenn es diese Eigenschaften hat, dann müssen sie weiter bedenken, daß es gerecht und lieblich ist. Gott weitergeben zu wollen, wenn man es und zu Güttern komme; denn er ist uns nicht schuldig, und wenn er unsere Götter erlöset, und unsere Bedürfnisse tröstet, so tröstet er nur seine Heile, und wenn er weniger unsere Meinung mittheilt, so verhält er wie ein guter Vater mit seinen Kindern, der mit ihrer Unwissenheit Kritik hat und auf ihren Augen bedacht ist. Wenn wir aber diese Gebete in Verbindung mit den Fürbitten der Heiligenbewohner vorbringen, um Gott der Kirche gegen zu machen, dann nimmt Gott sie immer mit großer Wohlgefallen an und erhalte sie, sowohl die, welche die höchsten unsterblichen Güter, als auch diejenigen, welche die unwürdigen geistlichen Güter betreffen, wenn diese nämlich zum Heile dienlich sind. Allerdings vertritt erst Christus der Herr diesen Heiligen Dank und die höchste Gnade durch seine Fürbitten und Verdienste, er, der die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegen hat, auf daß er sie heilige. . . damit er sich selbst die Kirche als beherrschende darstelle" (Cyprian, 6., 26-27), er, der Hochverehrte derselben, heilig, sandig, immer bereit, um für uns Fürsprache einzulegen, dessen Gebet und Fürsprache nach der Lehre unseres Glaubens stets mit uns verbunden ist.

Was nun die äußeren und irdischen Güter der

Kirche betrifft, so ist es offensichtlich, daß diese nur in sich dem Licht und der Kraft der Heiligen, die in ihnen unterwirft sind; so muß es die Kirche aller Heiligen empfangen, daß sie das Vermögen gewährt, ihre Freiheit verkümmert und unterdrückt, ihr Ansehen verliert und beschädigt werde, überhaupt, daß man Schäden und Feindseligkeiten aller Art ihr bereitet. Wenn man nun fragt, warum die Heiligkeit nicht immer mehr bei den wahren Gläubigen der Heiligkeit geübt, wodurch sie heiligt werden und erheben, die Kirche dagegen trotz der vielen Schicksalsschläge in ihrer ganzen Heiligkeit und Glorie froh und noch immer zuhause, so muß man mit Recht antworten, daß jedes demütiglich auf die Kraft des Gebetes zu Gott für die heilige Welt kommt. Denn da sie in vielen dieser Gebete nicht immer mehr bei den wahren Gläubigen der Heiligkeit geübt, wodurch sie heiligt werden und erheben, die Kirche dagegen trotz der vielen Schicksalsschläge in ihrer ganzen Heiligkeit und Glorie froh und noch immer zuhause, so muß man mit Recht antworten, daß jedes demütiglich auf die Kraft des Gebetes zu Gott für die heilige Welt kommt. Denn da sie in vielen dieser Gebete nicht immer mehr bei den wahren Gläubigen der Heiligkeit geübt, wodurch sie heiligt werden und erheben, die Kirche dagegen trotz der vielen Schicksalsschläge in ihrer ganzen Heiligkeit und Glorie froh und noch immer zuhause, so muß man mit Recht antworten, daß jedes demütiglich auf die Kraft des Gebetes zu Gott für die heilige Welt kommt.

Dennoch ist es nicht zu verkennen, daß die Kirche in der That sehr viele von dem Heiligen, was der Heilige durch seinen Tod für die Welt erworben hat, nicht immer mehr bei den wahren Gläubigen der Heiligkeit geübt, wodurch sie heiligt werden und erheben, die Kirche dagegen trotz der vielen Schicksalsschläge in ihrer ganzen Heiligkeit und Glorie froh und noch immer zuhause, so muß man mit Recht antworten, daß jedes demütiglich auf die Kraft des Gebetes zu Gott für die heilige Welt kommt.

Die Pflicht erfordert es und die väterliche Liebe, daß wir von Gott, dem Spender alles Gutes für alle Söhne der Kirche den Genuß nicht nur des Gebetes, sondern auch den der heiligen Botschaft, und während wir dies aus ganzen Herzen thun, ermahnen wir alle und jeden einzelnen mit gleichem Eifer zu dieser Tugend, welche mit der andern auf das innigste verbunden ist. Besonders betrifft dieses Gebet, daß der Welt wieder angeordnet, zur Tapferkeit anzuregen und zum Gütlichen zu bewegen. Die Botschaft, daß wir uns selbst beherrschen, zumal den Leib, der infolge aller Schuld ein mächtiger Feind der Vernunft und des Geistes des Evangeliums ist. Es ist nun klar, daß diese Tugenden eng mit einander verbunden sind, sich einander hülfen und gleichgültig mit einander übereinstimmen, um den für den Himmel bestimmten Menschen von den irdischen Dingen abzumachen und ihn gottgemäß in seinem irdischen Umgang mit Gott zu führen. Dagegen geschieht es, daß der Mensch, dessen Seele von Leidenschaften entrannt und durch Annehmlichkeiten verwickelt ist, verächtlich auf die Süßigkeiten irdischer Dinge verachtet, sich Gebet ist nicht anders als ein kaltes, träges Wort, mehr oder weniger, daß Gott es annehme.

Wir haben Beispiele der Botschaft vor Augen, deren einige Gebete gerade aus dem Genuß der Welt sehr gefallen und sogar wie die Heiligkeit geübt, wodurch sie heiligt werden und erheben, die Kirche dagegen trotz der vielen Schicksalsschläge in ihrer ganzen Heiligkeit und Glorie froh und noch immer zuhause, so muß man mit Recht antworten, daß jedes demütiglich auf die Kraft des Gebetes zu Gott für die heilige Welt kommt.

Es ist klar, daß nicht alle das können, und es nicht alle zu thun verpflichtet sind. Aber dennoch soll jeder durch angemessene Sühnung sein Leben und seine Sünden reinigen; das verlangen die Werke der gütlichen Gerechtigkeit, nach welcher für alle Thaten strenge Vergeltung geschieht werden muß. Es ist aber möglich, dies schon im Leben durch freiwillige Werke zu tun; denn daraus fließt der Lohn der Tugend. — Wenn wir alle gleichsam als Glieder an dem geheimnißvollen Leibe Christi, der Kirche, wachsen und gedeihen, so folgt daraus nach dem hl. Paulus, daß alle Glieder, gleichwie sie sich mit einem andern über etwas freuen, sie auch in gleicher Weise mit einem solchen, welches Schmerz empfindet, den Schmerz zu empfinden. Und so freut sich der christliche Heiler, daß sie, mögen sie nun geistlich oder körperlich krank sein, sich freiwillig heilen und so weit als möglich pflegen. Die Glieder sollen sich für das andere einträchtig sorgen und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; oder wenn einem Gliede wohl ist, so freuen sich alle Glieder mit. (Ite aber jed der Leib Christi und Glieder einer des Andern" (1 Corin. 12., 26-27).) Dem Heiligtum der christlichen Liebe aber soll sich ein jeder, dem Heiligtum Christi, welcher uns über großer Liebe zur Heiligung unserer Sünden sein Leben hingegen hat, um sich nehmen die Sorgen anderer zu lösen. Darin ist erst jenes große Band der Vollkommenheit enthalten, durch welches die Heiligen untereinander und mit dem Himmel verbunden sind und auf's Engste mit Gott verbunden werden. — Kurz, die Heiligung der kl. Botschaft ist so mannigfaltig und beharrlich, daß er streift sich so weit, daß jeder, welcher nur frommen und ehrlichen Willen hat, sie auch ohne maßvolle Thätigkeit sehr häufig üben kann.

Es bleibt nun noch übrig, Ehrwürdige Brüder, daß wir uns von unserm elendigen Erniedrigungen den heiligtumlichen Erfolg versprechen und zwar durch gute Bemühungen; denn einzig und ausschließlich ist sowohl eure Liebe zur allervollkommensten Heiligung als auch eure heilsame Sorge für das christliche Volk; die wünschlichen die Früchte, welche die schon über glänzenden erhabenen Verehrung des katholischen Volkes zu Maria getragen hat, jetzt schon in Freude und in reichlicher Fülle zu genießen. Auf euer Kufen, das eure Krönung, eure Heiligung, mögen höher die Heiligtumlichen besonders im nächsten Monat zu den höchsten Mächten der erhabenen Königin und gütlichen Mutter zufließen und ihr nach der Sitte der Kinder geheimnißvolle Kräfte durch das allgemeine angenommene Rosenkranzgebet wider und dankbar. Dasselbe helfen die von uns in dieser Sache früher erklärten Bestimmungen, welche wir in einem Schreiben veröffentlicht haben, beheten, eben so der beiliegende hl. Brief.

Wie herzlich an dem weichen Herzen wird es sein, wenn in Städten, Dörfern und Gehöften, zu Wasser und zu Lande, wo nur immer Katholiken leben, viele frommverehrende frommer Gläubigen, in gemeinlichem Lob und in vereinten Gebeten, mit einem Herzen und einer Stimme zu allen Ehren Maria großen, Maria anrufen und durch Maria alles hoffen. Von ihr sollen alle vertrauensvoll und dringend ersehen, daß auf ihre Fürsprache bei ihrem Sohne alle im Arrium befangenen Völker zu den christlichen Grundfelsen und Heilern zurückzuführen, auf welchen die Grundlage aller höchsten Glückes beruht und woraus die Fülle des heiligtumlichen erhabenen Friedens und der wahren Glückseligkeit fließt. Von ihr sollen sie um so inthätiger ersehen, daß die Kirche, unsere Mutter, die Freiheit erlange und dieselbe sich geliebt; das muß ja der Herrgott aller Vorgesetzten sein. Ihre Freiheit dient je

keinem anderen Zwecke als zur Beförderung der höchsten Güter der Menschheit, wozu die Einzelen und die Staaten niemals irgend welchen Schaden, sondern jederzeit den größten Nutzen hatten.

Wäge Euch, Chemnitz'sche Brüder, auf die Fürsprache der Königin des heiligen Römischen Reichs die Gnade kaiserlicher Güter legen zu, damit euch dadurch zur heillosen Verurteilung der weltlichen Pflichten von Tag zu Tag größerer Ruhestand und Kräfte zur Verfügung stehen: Ein Reichthum und Unterpfand dessen soll der kaiserliche Segen sein, den ihr euch selbst, dem Kaiser und den eurer Sorge anvertrauten Vätern gern spenden.

Chemnitz am 14. Jahre kaiserl. Königl. Rathes. Leo P. P. XIII.

Geldemann.

Es war im Jahre 1656. Die letzten Strahlen der scheidenenden Abendsonne fielen auf das bleiche Angesicht einer jungen Frau, die mit Thränenumfluthetem Blicke am Fenster saß. So ruhig, wie die Natur im Glanze der aufgehenden Sonne, so natürlich mochte es in ihrer Seele.

Hinter den Mauern des gegenüberliegenden Gehängnisses saß ein junger Mann, ihr Gemahl, der beim Läuten der Abendglocke am folgenden Tage sterben sollte. Er war Soldat in des englischen Heerführers Cromwell's Heer und hatte sich angeblich eines Vergehens schuldig gemacht, wozu er seinen Tod gebüßt werden sollte. Elisabeth laun und laun und fand keine Rettung. Widerholt hatte sie den grausamen Cromwell auf den Knien um Gnade für den geliebten Mann angerufen, aber der Gewaltige ward hart und unerbittlich.

Der Notzorn kam und brachte die neuen Sorgen. Wie mit der Anwesenheit ihres Gemahls war sie immer wieder: „Die Abendglocke darf nicht läuten!“ Sie eilt zum Glockenläuter, und mit aller Wärme ihres gebrochenen Herzens legte sie ihm die Hand vor. Aber der alte Mann durfte nicht weichen werden, wenn ihn nicht selbst schwere Strafe treffen sollte. „Du nicht dich sagen und Gott weihen lassen, die Abendglocke darf nicht läuten!“ Wie diesem Befehle entsickelt er vor aller Mächte.

Die Liebe ist aber erfinderisch. Die Sonne sank bereits, und es war noch eine Stunde vor dem Abendläuten. Der alte Kaiser trat an seiner Diensthäube und stand mit entblößtem Haupte da, um die kühle Abendluft zu genießen. Langsam senkte er seine Schritte dem Thore zu, als eine Frauensgestalt auf ihn zueilte. Elisabeth. Mit ihrem vermehnten Kragen küßte sie in sein kaltes Gesicht: „Er laß die Bewegung der Lippen, hörte aber nicht und rief: „Sprich lauter, ich bin ja taub.“

„Um des Himmels willen, lieber Kaiser, läute heute die Glocke nicht,“ rief sie händeringend.

„Was, nicht läuten? Riß Du mir's ab?“

„Kaiser, um des Himmels willen, nur dieses eine Mal verzieß die Glocke zu läuten, nur diesesmal, und mein Mann wird leben. Sieh, hier ist Geld, damit lauch Du Dein Leben ruhig beschließen. Ich habe meine Juwelen verkauft; das Geld soll Dein sein, wenn Du das Läuten nur dieses eine Mal unterläßt.“

„Was, mich bestechen?“ rief der Alte heilig.

„Seit ich's sehen habe ich kein mein Amt verwohlet, und jetzt mich bestechen lassen? Nicht für all das Geld, das Du bringen kannst. Was geht mich Dein Mann an?“

Auf einem freien Blase vor der Stadt stand der zum Tode Verurtheilte inmitten der umstehenden Blutträger. Was hatte er gethan? Daran lag wenig in den Augen, als Cromwell's Schwert wallte. Der Kopf einer hohen Dame von adeligen Geblüths hatte ihn so lange verfolgt, bis er ihn für Todesstrafe gebracht hatte. Die Natur hatte ihre Abendglocke längst geläutet, aber Kaiser's Glocke schlug noch. Richard stand inzwischen an der Schwelle der Gasse, aber warum war seine Frau nicht hier bei ihm?

Keinen vor zum Glocken zurück. Derselbe hatte sein Gespräch mit Elisabeth rasch abgebrochen und war langsam dem Thore zugegangen. Elisabeth war aber vor ihm dort eingetreten. Wie ein Reh floh sie die Treppe hinauf. Sie stand unter der großen Glocke, ein vom Thore jenseit's Weg dienende als Fußstapf. Auf diesen stellte sie sich und wartete auf das erste Ansprechen, daß Kaiser zum Thore gekommen hätte. Sie konnte den schweren Kloppler kaum anzusehen. Endlich kam ein leichtes Hitzern der Glocke. Elisabeth floh an den Kloppler und hielt ihn fest umklammert. So verhielt sie mit ihrem Leibe, daß der Kloppler an den Rand der Glocke schlug. Nur ein Well floh sie hin und her, schwer folgte

Schlag auf Schlag. Kaiser's Arm hatte seine Kraft noch nicht verlorren, wie sein fast taubes Ohr das Schelle. Rechte der höchsten Kloppler das arme Weib auch von einer Seite zur andern schüttelten. wurden ihre Hände auch geschüttelt, für auch das Blut von den Armen herab, sie hielt hoch den Kloppler fest. So sang in jener Abendstimmung ein brauner Berg mit der Höhe, die im Thore verstanden sollte, und Otho gab der armen Frau den Sieg. „Meine Arbeit ist gethan,“ murmelte er sich dem Thore zu, indem er aufhörte. „Meine Diensten verlassen ganz ihren Dienst, ich habe auch nicht einen Schlag der Abendglocke gehört. Du liebe, alte Glocke, meine Diener sind schuld, nicht Du.“

Ward nachdem er das Glockenhörn verlassen hatte, trat eine blinde Gestalt aus der Seitenhülle, deren Hände klutend und kraftlos herabhängten.

Cromwell wartete inzwischen zwischen auf den Klang der Glocke, um das Leiden zum Thore zu gehen. Die Fäden lagen auf seiner Stirne, aus seinem Kragen ließ sich sein. Tod mochte er nicht, das Heimmüde zu geben, das auf seinen Lippen schmückte, weil er das Signal kriegerisch hatte. Obgleich nun eine blinde Frauensgestalt auf ihn zueilte, und die Soldaten ließen sie durch. Noch einmal warf sich Elisabeth zu seinen Füßen nieder und hob ihre verbleichten Hände zu ihm empor. Mit überirdischer Bewegung erklärte sie, warum die Abendglocke nicht geläutet habe. Diese Schilderung schrie sie laut bei dem Kaiser, Cromwell. Seine verwirrten Augen wurden lauter, er floh vom Thore, hob Elisabeth auf und beschloß, man solle den Gefangenen loslassen. Und so geschah es auch, der alte Gerretete durfte frei heimkehren.

Für eine Ehrfuge.

Der russische Kaiser Paul I., dem jüngst der letzte Kaiser in Rußland ein Denkmal setzen ließ, beschloß einmal, ihm neue Insignien zum Geschenk des Kaiserthums anzufertigen. Einige Tage darauf erschien ein junger Beamter des Ordenskapitels, ein Deutsch-Russe, namens von Engelhardt, und überbrachte dem Kaiser ein Köpfchen mit dem Kreuz und dem Band. Der Kaiser war sehr erfreut und ließ sich den neuen Orden gleich anlegen, aber das Band war viel zu lang, und als es hinten zugeheftet war, hing das Kreuz dem Kaiser fast bis zum Kragen herab. Ungemein argwöhnisch und empfindlich wie er war, kam er gleich auf den Gedanken, daß man im Ordenskapitel absichtlich ein so lazes Band genommen habe, um ihn zu verführen zu geben, daß er sich wieder an das Band hängen würde. Er ließ daher aus, daß dem Beamten eine tüchtige Ohrfeige und wieß ihm die Thür. Darauf beschloß er das Band wieder loszuhaben, aber daß es ihm gelang. Er bekehrte sich auch eines Abend und schickte sofort nach seinem Wächter, dem Grafen Kutaisoff. Dieser trat dem Kaiser in höchster Aufregung, mit ihm abspachend in einem Kabinett, wobei das Kreuz hin und herlag.

„Sieh mal her, Kutaisoff!“, sagte er, „sieh diese Leute mich verschömen! Geh! ein Band schenken Sie mir!“

Der Graf sah auf dem Tische ein zweites Köpfchen, worin die alten Insignien lagen. „Hier ist schonmal das Band“, antwortete er, „aber, welches Ein Wächter selbst geliebt haben. Erhaben Sie mit.“ Er hüllte nun das Kreuz ab und legte das neue Band auf das alte. Es war genau ebenso lang.

Der Kaiser bewilligte sich logisch und entfernte sich jetzt auch, daß er ja beschien hätte, die neuen Insignien genau nach den alten zu machen.

„Ich habe dem armen Beamten eine Ohrfeige gegeben, und er ist doch ungeschuldig.“

„Er steht noch im Vorzimmer,“ bemerkte der Graf, „geh ihn wieder hereinzuholen.“ rief der Kaiser, und sein Gesicht zeigte eine eigentümliche Mischung von Verlegenheit und Wuth.

„Wie heißt Du?“ fragte er dann den Beamten.

„Engelhardt.“

„Was bist Du?“

„Wohin ist es nicht selbst gekommen?“

„Er liegt seit einem halben Jahre krank.“

„Kutaisoff! werde: Der Direktor erhält den Befehl mit Verhören.“

„Daß Du geschrien?“

„Ja, Ein Wächter.“

„Zum Direktor der Kanzlei ernenne ich Herrn von Engelhardt.“

Engelhardt fand kaum Worte, um seinen Dank auszusprechen.

„Wirden Rang heißt Du?“

„Ich bin Deutscher.“

Schrie: der Hofast Engelhardt wird zum Hofkapellan befördert. „Daher Du Wächter?“

„Ich lebe mit meinem Wohl.“

Schrie: der Direktor des Hofkapitels Engelhardt erhält ein Dorf mit 300 Bauern. Und nun lebe wohl!“

Engelhardt machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich wie im Traume. Der Kaiser ging nach ein paar Schritte auf und ab, eilte dann rasch zur Thür, schaute zu und rief dem Vorgehenden laut nach: „Staatsthat!“ und indem er die Thür wieder schloß, meinte er zu Kutaisoff: „Man wird er wohl die Ohrfeige vergessen haben.“

1) Einfaß-Rästel.

```

a
a
a
a
a
a
a
a

```

Die Buchstaben: a d d l l i m m m m o r r r
1 1 sind an Stelle der Buchstaben zu einsetzen, daß die fünf mittleren ungeraden Reihen (aber in anderer Reihenfolge) eine alphabetische Stelle, eine unendliche Stelle, ein Maß, eine altenglische Stelle und einen Namen bedeuten, und daß die fünf ungeraden Reihen das Gleiche geben.

2) Schriftmagnat.

(Vb. Friesen.)
1 7 11 10 12 10 10 Ein Reich in Afrika.
2 9 5 6 Ein Raquetier.
3 2 6 5 10 Ein Staat in Südamerika.
4 2 11 13 9 4 14 5 11 9 Eine deutsche Stadt.
5 2 13 5 8 Ein Mineral.
6 7 1 7 Ein Döster.

Die Anfangsbuchstaben des oben nach unten und die Endbuchstaben des unten nach oben ergeben den Namen eines großen Meeres der italienischen Kunst.

3) Silbenrästel.

ber, ent, bis, e, e, el, fel, ger, i, joh, let, ll, ll, lig, me, mö, an, re, rad, taf, ta, schau, te, te, ter, ter, to, uhet, un, wezt, wo.

Nach diesen Silben sind Worte von folgender Bedeutung zu bilden:
1. Die Silben 2. Wädhennanne 3. Stadt des Klettungsb. 4. Bild d. Künftige Insel in der Obste d. Klettungsb. 5. Werdennanne 6. Kautenmanniger Mann 7. Zahl eines Dammstoffes 10. Frauenwort 11. Oeome-reische Flug 12. Christlicher Haupt 13. Künftiges Oe-triedenann.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gegeben ergeben eine Dichtung, die Endbuchstaben in umgekehrter Reihenfolge den Verfasser.
H.G.N.

4) Diamant-Rästel.

(Von Joseph Semel.)
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a
a

Vorstehende Buchstaben sind ohne Veränderung der Figur darauf zu ordnen, daß die Reihen ergeben:

1 einen Buchstaben, 2) einen Fisch, 3) einen Baum, 4) einen Felderbau in den panischen Kriegern, 5) den Namen eines Papstes, 6) einen männlichen Vornamen, 7) einen Buchstaben.

Die übrigen Kreuz heben Buchstaben müssen daselbe Wort ergeben.

5) Buchstaben-Rästel.

```

u u u u
u u u u u
u u u u u u
u u u u u u
u u u u u u
u u u u u

```

Diese Buchstaben sollen so geordnet werden, daß die Buchstaben sowie die ungeraden Reihen derselben Wörter ergeben. 1. Eine Fischerei, 2. Ein schottischer Weg 3. Ein Wädhennann.

Räthselungen

- 1) Räthsel: 1. Räuber, 2. Benu, 3. Weger, 4. Würge, 5. Vule. — U. H. M. M.
 - 2) Räthsel: Wale-Wein — Raten-Wein.
 - 3) Zahlräthsel: 1. Wandern, 2. Strofos, 3. Kardi-och.
- Wichtige Rathselungen fanden ein: Oe-trude Wädhennann 3 u, Ausg. Baurkammer, Jakob Dax, Oe-truch Käthel, Hede, Ertimmer, hier und Oe-truch Käthel, Oberst 1, 3.

Dreihundertjähriger Sonntag nach Pfingsten.
Sonnentag nach dem H. Matthäus IX, 18-20.

Das Almosengeben.

II.

Die heiligen Väter stellen über die Pflicht der Armenpflege sehr ernste und lehrreiche Betrachtungen an; viele führen hier nur einige der hauptsächlichsten Gedanken an. Der h. Thomas von Aquino sagt: Die Natur hat alles gemeinlich gemacht und diese Welt ist nicht anders, als die gemeinlichste Gesellschaft der Menschen. Nach dem positiven Recht ist Armenpflege ein Gebot und hat unter den Vätern des Mittelalters seine Stelle; es ist aber unangebracht, wenn dieser gemeinlichste Gedanke sich lediglich auf den Schaden anderer bezieht. Der Heilige weist dann hin auf das Wort beim Propheten Jonaas: 'Wehe euch, die ihr Häuser an Häuser, Heder an Heder setzt! Wohnt ihr allein auf Erden?' und auf das apostolische Wort: 'Ihrer Heiligkeit soll den Armen euer Leben werden, damit sie leben.' Der Heilige schließt hier mit der größten Klarheit, ohne in die Einzelheiten des Kommissariats und Socialismus zu verfallen, den wahrhaft christlichen Kommissariat und die Heiligkeit vom christlichen Standpunkte.

Die hl. Väter führen ferner an verschiedenen Orten aus, daß der Reichtum nicht Eigentum der Reichen, sondern Gottes Eigentum ist. Sie nennen die Reichen Haushalter Gottes, Verwalter des göttlichen Vermögens, Verwalter des Vermögens der Armen, bezichtigen es als eine wesentliche Eigenschaft der Reichen, Schatzkammer der Armen zu sein und nennen es Betrag und Unterpfand, wenn Ueberfluß angehäuft wird, während der arme Reiche sehr selten in dieser Beziehung der hl. Basilias: 'Du sagst mir: Was thue ich denn für den armen, wenn ich behalte und zurechtlege, was mein ist? Ich bitte dich, was ist denn dein? Was du nicht nimmst aus dem Ueberflusse deines Vermögens? Was du aber jetzt hast, wascher hast du es bekommen? Sagst du 'von Gottes Güte', so bist du gefolgt, da du seine Verleihung anerkennst. Wenn du, daß du es von Gott hast, so gib den Grund an, weshalb du es empfangen hast: Gott ist nicht ungerecht, daß er nicht das, was zum Unterhalt des Lebens gehört, was auf gleiche Weise geben sollte. Wie ist es denn nun, daß du Ueberfluß an Gütern hast, und Jener Hunger leidet? Ist es nicht deshalb geschehen, daß du nicht den Reichtum für deine Wohlthätigkeit und für die gerechte Verwaltung des göttlichen Vermögens empfangen, jene aber mit dem unermesslichen Vergehren der Wohlthat geirrt werden lassen? Wenn du treffend sagst der hl. Augustinus: 'Wie, wenn Gott dir sagt: Ich habe dich geschaffen, was du mirst, ist mein und was du hast, das habe ich dir gegeben und du bist unbedarft; — ich nehme, was ich dir gegeben,

ich habe zurück, was ich dir schenkte, ich entsetze dich, den ich geschaffen; lebe ohne mich, wenn du kannst! Mehr habe ich dir gegeben, damit du hast, wovon du den Armen mittheilst. Deshalb habe ich den Armen kein Vermögen gegeben, um dich auf die Probe zu stellen, weil ich für Probe nicht hatte, um ihnen zu geben, sondern um durch die Armen dich auf die Probe zu stellen.'

Nach dem Gefagten erscheint doch wohl schon das Uebelnutzen und die Anknüpfung des Vermögens aus irgendwelchen egoistischen, irdischen Interessen, sei es des Geldes selbst wegen und aus Liebe zum Geld, sei es, um ein Wohlleben zu führen, oder um durch das Geld groß zu sein in der Welt, während die höhere Bedeutung des Vermögens aus dem Auge verloren und die angemessene Berücksichtigung der Armen vernachlässigt wird, als eine höchst bedeutende und göttliche Sache, und erstirbt um noch.

Wie viel muß man geben? Die katholische Moral hat nach Ueberher sehr bestimmte Grundsätze aufgestellt. Das 'Wie viel' gründet sich im Allgemeinen auf das Wort beim Evangelisten Lukas (II, Kap.): 'Was übrig ist, gebet als Almosen.' Hier ist der christlichen Wohlthätigkeit ein weiterer Spielraum gegeben; die Liebe wird in verschiedenen Abtheilungen mehr oder weniger haben, was für die Armen übrig ist. Die Moral stellt folgende leitende Prinzipien auf:

1. Es giebt eine dreifache Art des Almosens, eine äußerliche, eine schwere und die gewöhnliche Art der Armen. In allen drei Fällen muß der Reiche von seinem Ueberflusse mitteilen und zwar um so mehr, je größer die Not, je dringender der Fall ist.

2. Um näher zu bestimmen, was unter 'Ueberfluß' zu verstehen sei, so unterscheidet die Moral notwendige und überflüssige Güter. Notwendige Güter werden jene genannt, die erforderlich sind für einen bescheidenen Unterhalt des Lebens, der Familie etc. Was nach Abzug dieser notwendigen Ausgaben übrig bleibt, ist Ueberfluß, und hiervon muß der Reiche in der genannten dreifachen Art unterstützt und in einem um so höheren Grade ihm geholfen werden, je größer die Not ist.

3. Es fragt sich: Weshalb der ganze Ueberfluß der Armen? Die Moralisten antworten darauf: Wenn alle Reichen unabhängig nur einen Teil des Ueberflusses für die Armen bestimmen, so ist der allgemeinen Not, besondere Notfälle, wie außerordentliche Teuerung, ausgenommen, abgeholfen. Sie fordern daher mindestens für die gewöhnliche Armut drei Prozent; andere Moralisten sagen nicht mit Unrecht, wenn die Armut sehr gelitten ist, der Reiche müsse fünf oder zehn Prozent geben. Bei der gegenwärtigen Weltverhältnisse wird man schon den höchsten Satz annehmen können. Doch die wahre christliche Liebe wird ihre Wohlthätigkeit nur nach dem in Zahlen lassen lassen.

II. Das Almosengeben bringt Segen für Welt und Ewigkeit. Würde diese Wahrheit, so gleich einmal das kirchliche 'Sonntagsblatt für

katholische Christen', welche diese Wahrheit, welche nach jeglicher Ablehnung in der h. Schrift und in der Geschichte des Reiches Gottes ihre volle Bestätigung findet, in lebendigem Glauben erfasst, so werden wir mit Sicherheit haben, aber die Wunder Gottes zu schauen, an denen die Welt arm geworden ist. Der h. Franziskus gründete in Glauben und Gerechtigkeit seine Orden auf die h. Armut, nannte sie seine Brüder, wie seine Jünger an, von Almosen zu leben und sprach zu ihnen die merkwürdigen Worte: 'Bücherei und Schmeiße nicht, um Almosen zu bitten; denn ihr jaget mehr, als ihr empfanget.' Der h. Clemens von Alexandria vergleicht das Almosengeben einem Wallpilger, bei welchem der Wallpilger in demjenigen zurückbleibt, der ihn begleitet. Der h. Hieronymus sagt: 'Gott ist ein bewundernswürdiger Mann; während er Kindern die Milch zum Saugen er für sich selber.' Der h. Johannes von dem Berg nannte das Almosengeben nannte daher die Armen seine Herrschaften, weil er nämlich von ihnen und durch sie mehr empfangt, als er ihnen bringt. Der h. Augustin, Bischof von Hippo, rief die Armen seine Schwestern zu nennen, welche ihm das Reich verteilten müßten; und wenn er Almosen gab, so sagte er zu ihnen, er zahlte seinen Kriegskosten ihren Sold aus. Der h. Augustin bezeichnete die Armen als seine Schätze und als die Schätze der Kirche. Und als man ein Gekomm, den Herzog von Armaun, wegen seiner Wohlthätigkeit preis, antwortete er: 'So oft ich mit Gott überrechnen über Ginnahme und Ausgabe halte, kann ich nie dahin gelangen, daß ich Gott auszahle, was ich ihm schuldig bin; denn je mehr ich gebe, desto mehr bekomme ich und immer finde ich, daß ich Schuldner und Gott mein Gläubiger ist.' Doch wir sind hier auf ein Gebiet geraten, wo die Zahl der Beispiele sich ins Unendliche vermehrt. Die Wahrheit, daß das Almosen Segen für Welt und Ewigkeit bringt, gründet sich auf bestimmte göttliche Verheißungen. 'Wehe dem Armen', so heißt es im Buche Sirach, 'deine Hand, damit dein Segen vollkommen werde.' Und im neuen Testamente lesen wir: 'Wehe, so wird euch gesendet werden. Ein gutes, gerütteltes, überflüssiges Maß wird der Herr in euren Schoß schütten.' Als Grunderklärung zu den Worten der Wahrheitsliebe soll auch jenes bekannte Wort dienen: 'Wer einem von diesen Geringsten nur einen See giebt, er wird seinen Lohn nicht verlieren.'

Soll nunmehr näher bestimmt werden, worin der Segen des Almosengebers und zwar zunächst der irdische Segen besteht, so bezogen wir hier Erfahrungen, welche den wohlthätigen Christen ein schöner Lohn, den hochherzigen eine tiefe Befriedigung, allen eine Grunderklärung sein werden, die Werke der Wohlthätigkeit zu thun, wo und wie immer sich die Gelegenheit bietet. Nach dem natürlichen Gesetze der Dinge und nach den Grundsätzen, welche die schriftliche und materielle Welt der Gegenwart beherrschen, scheint es ein Widerspruch zu sein, wenn behauptet wird, man könne ein, während man ausgieht, man gewinnen, während man verliert, man erbebe sogar Jinsen von

Kapitalen, die man vererbt hat. Und doch ist dies im vollen Umfang von Almosen gegeben. Denn durch das Almosen wird das irdische Vermögen nicht verringert — Almosen ernt nicht, sagt ein altes Sprichwort; so and er zu erhalten und vermehrt, und dies ist der erste Segen, der mit dem Almosen verbunden ist. „Wer den Armen gibt,“ sagt die h. Schrift, „wird seinen Mangel haben; wer aber den Büttenden verachtet, der wird Armut leiden.“ — „Wenn du deinen Reichtum in den Schoß der Armen aufschüttest, so wirst du immer reich sein; so and er zu erhalten und vermehrt, und dies ist der erste Segen, der mit dem Almosen verbunden ist.“ — „Wenn du deinen Reichtum in den Schoß der Armen aufschüttest, so wirst du immer reich sein; so and er zu erhalten und vermehrt, und dies ist der erste Segen, der mit dem Almosen verbunden ist.“ — „Wenn du deinen Reichtum in den Schoß der Armen aufschüttest, so wirst du immer reich sein; so and er zu erhalten und vermehrt, und dies ist der erste Segen, der mit dem Almosen verbunden ist.“

Barcival und Trezevent.

Die schönste und kostbarste mittelalterliche Sage ist die vom h. Gral, die der Welt ein Licht ist der Spracherklärung bedarft. „Gral“ ein Heilig, nach Anderer Meinung heißt sich dieses Wort von dem altfranzösischen *sang real* ab, welches soviel als „königliches Blut“ heißt. Beide Erklärungen stimmen aber gut zusammen; denn die Sage vom h. Gral hat jene Schlüssel zum Geheimnisse, aus welcher der Heiland das durch die Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes so hoch bedeutsame letzte Abendmahl genoss, und in welche Johann nach der Sage, Joseph von Arimathea das aus den Wunden des gekreuzigten stehende Blut sammelte. Es heißt somit der h. Gral in enger Beziehung sowohl zu dem höchsten und segensreichsten Geheimnis des christlichen Glaubens, als auch zu der Thatfache des heiligsten Todes Jesu Christi.

Nach der weiteren Erzählung der Sage nahm Joseph von Arimathea, aus dessen Festlegung der Herr über Leben und Tod herrschend hervorgeht, den Gral samt der Krone, mit welcher die Seite des Herrn am Kreuze durchbohrt wurde, mit sich, als er, um der Verfolgung durch die Juden zu entgehen, mit seiner Familie zuerst in den Fluß Eufrates in Syrien und dann nach England zog, wo er den heiligen Glauben vertrat.

Auf dieser weiten Reise wurden er und die Seinigen in wunderbarer Weise von und aus dem Gral gepfeilt. In England erkannte Joseph ein prächtiges Schloss, in welchem das Heiligste aufbewahrt wurde, und bei seinem Tode schickte er seinen Neffen Alain als den Hüter des Gral und als das Haupt der Gesellschaft, welche sich mit ihm in dessen Beschirmung teilte. Nach Josephs Tode aber führte die Gesellschaft auf Gottes Befehl nach Wien zurück, wo später der Gral wegen der zunehmenden Bosheit der Menschen ihren Anger entließ wurde.

Nach vielen Jahren erschien dem frommen König Artur in Frankreich, der in seinem Reiche und in den angrenzenden Ländern eifrig um die Ausbreitung des Christentums bemüht war, im Gebiete von Salooterre (Heilsland) in Spanien in einem großen

Walde von wunderbarem Lichte umgeben der h. Gral, der aus einer strahlenden Wolke zu ihm hin niederleuchte; an dem Walde lag er eine Kammernschiff, die ihm geot, an diesem Orte für die Krone einen Tempel zu errichten und eine Burg für die Ritter, die es behüten sollten. Der Tempel wurde in großer Pracht und Schönheit auf dem Berge Montsalvad (Berg des Heiles) erbaut, und die daraus ersiehende Burg hießberg 200 Ritter, deren Oberhaupt der Gesellschaft hieß, und welcher durch frommigkeit und alle rituelle Tugenden ausgezeichnet sein mußte.

Die Kunde von dem herrlichen Tempel, in welchem das wunderbare Heilmittel aufbewahrt wurde, verbreitete sich durch alle Lande, und viele Ritter zogen aus, um dasselbe zu sehen und in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Einer von diesen war Barcival, dessen Geschick, Tatkraft und tüchtige Erziehung zum König der Weltlitter oder Tempel in dem gleichnamigen großen und schönen Gebiete des französischen Ritters Volkstam von Fischenbach um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts geschilbert wurde. Volkstam war sowohl nach dem Irrtum seiner Zeitgenossen als auch nach dem überchristlichen Standpunkt der späteren Welt der mittelalterlichen Dichtung der bedeutendste, tiefgründigste und feinsinnigste unter den zahlreichen Dichtern der genannten zwei Jahrhunderte.

Volkstam gab im „Barcival“ der Grundlage eine tiefgründige und sittliche Bedeutung. Er führte in der Geschichte seiner Vorfahren als ganze geistige und sittliche Leben des Vorfahren in einem großartigen Bilde vor; er führte den h. Gral als ein Sinnbild des ewigen Heiles auf und zeigte, wie dieses nur durch treue Gottesliebe, Geduld in Leiden, Selbstverleugnung und Buße errangen werden könne.

Barcival war der Sohn eines Fürsten in Frankreich und Rufe des Grafen Montfort. Als sein Vater im Kriege gefallen war, wollte ihn seine Mutter, um ihn vor dem glücklichen Schicksal zu warnen, von der Kenntnis der Welt und ihren Gefahren fernhalten und erzog ihn, abgesehen von der menschlichen Gesellschaft, in einem Walde. Gleichwohl wurde Barcival, als er herangetreten war, mit Ritterschaft bekannt; es kam ihm die Wahl, auch ein Ritter zu werden und auf Abenteuer auszugehen, und er schied von seiner Mutter, die aus Sehnsucht darüber starb. Der junge Mann kam von dem Hof des Königs Artur, wo es ihm so wohl gefiel, daß er sich die Aufnahme in dessen Ritterschaft, welche die Tafelrunde hieß, durch Heucheltaten erwerben wollte. Unter anderem besetzte er eine sonnige Jungfrau von ihren Feinden und erlöste damit ihre Hand und ihr Reich. Aber es litt ihn die Welt lange, und er schied, den h. Gral mit sich und um die Aufnahme in dessen Ritterschaft zu werden.

In der Ausführung dieses Entschlusses kam Barcival eines Tages, ohne es zu wissen, in die Grafburg auf dem Montsalvad; er sah auch seinen Oheim Amfortas, der zur Strafe für eine Sünde gegen die Reinigkeit schon seit Jahren an einer schweren Wunde heilungslos darniederlag und den er gleichfalls nicht erkannte. Es war aber inzwischen durch eine am Gral ersiehene Schrift verstanden worden, daß, wenn ein Ritter von Kufen her komme und, ohne dazu gemahnt zu sein, den König frage, was ihm fehle, dieser antworte, der Fragende aber Wohlthat werden solle. Barcival unterließ diese Frage und schied von der Burg. Als er dann später erfuhr, was er Alles verkannt und verloren habe, da war es ihm schon zu spät; auch konnte er den Weg nach Montsalvad nicht mehr finden. Darüber fiel er in tiefen Sinn und begann mit Gott zu hadern. Künftens irrte er durch viele Lande und gewohnt durch seine Heucheltaten großen Ruhm vor der Welt; aber in seinem Herzen lag es recht bitter aus, und sein schmerzlicher Gral gegen Gott wurde immer bitterer, je vergeßlicher seine Denkmägen waren, den Gral wiederzufinden.

Eines Tages — es war Karfreitag — begegnete Barcival einem Ritter, der in Rüstung und weisheitlich und es ihm bemerkte, daß er an diesem heiligen Tage in voller Hoffenstimmung sei. Mit einer Untergang, daß er von den heiligen Heiden nicht mehr wisse, weil er mit Gott ähne, erhielt er den Rat, einen in der Nähe wohnenden, aber nicht frommen Einsiedler seinen traurigen Seelenzustand zu offenbaren. Barcival, in dessen Herzen schon die Reue sich zu regen begann, rief er dem Einsiedler hin und erzählte ihm das, was er dem Könige in seinem Oheim Trezevent, der sich nach rühmlichen Tugenden in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, um von Gott die Verzeihung seines Verbrechens zu erhalten.

In dieser Bewegung bekannte Barcival, daß er ein schwerer Sünder und seit fünf Jahren in seiner Kirche nicht gewesen sei. Trezevent sprach zu ihm von dem heiligen Heil, den Treue und seine Besonnenheit ihm verhießen, wenn er dem Himmel gelobte, von dem unheimlichen Leide, mit welcher Gottes ewiger Sohn einer Jungfrau Fleisch angenommen und durch seinen Kreuzestod der Welt die Erlösung gebracht habe. „Wohin magst du dich verflüchten,“ sprach der Einsiedler, „wenn du nicht das ewige Heil verlieren willst. Aber im Leiden gegen Gott stritt, den verurteilt sein eigener Mund. Gott ist ein durchgehender Licht und mannt nicht in seiner Treue. Der reue Sünder wendet sich ab von diesem treuen Gott, wer aber die Schuld der Sünde läßt, der erzieht Gottes Fuß.“

Barcival blieb 14 Tage in der armen Einsamkeit des Einsiedlers und wurde in dieser Zeit immer mehr in seiner unbeständigen Stimmung beharrt; denn obwohl er von Trezevent, still in sich gefahrt, ganz der Führung Gottes sich überlassen, wird er von nun an die weltliche Abenteuer, so viel diese auch sich ihm verlockend darboten; er wollte nichts anderes mehr, als der Verurteilung zum Weltlitter sich würdig machen, die er von der Barmherzigkeit Gottes erlosse. Nach einiger Zeit traf er wieder mit König Artur und seiner Lehensrunde zusammen und wurde mit hohen Ehren empfangen. Während des Festes, das ihm bereitet wurde, kam die Grafburg Montsalvad, die von Amfortas angefallen war, ihm zu sehen; sie zeigte sich vor Barcival und sprach zu ihm: „Heil dir! Gott will Gnade an Dir thun. Am Gral ist die Schrift erschienen, daß du dein Schwert werden sollst. Der heutige Tag entleibst dich deiner Sorgen; du hast deiner Seele Ruhe erlitten.“

Sofort machte sich Barcival, von Kufen begleitet, auf den Weg nach Montsalvad, wurde jedoch zu Kufen, dessen Leben inzwischen aus dem Häufigen gelitten war, geführt und genötigt, diesen Gebrauch zu beenden und den h. Gral zu schauen, als dessen Schutzherr er dann eingesetzt wurde.

Die Geschichte des Barcival, wie sie von Volkstam erzählt wurde, ist somit für uns eine ersichtliche Warnung vor der Hoffart des Herzens und zeigt uns die eindringliche Lehre, daß wir durch wertigste Reue und mehr Buße aus dem ewigen Heile nicht machen sollen. Auch ist sie ein lebendiges Beispiel zu der Mahnung unseres Herrn und Heilandes: „Sucht zuerst das Reich Gottes und sein Geschick, und alles übrige wird euch beigegeben werden.“

Ein Kampf der Weerungeheuer.

Herr Konradinthal Reinhold Werner beschreibt in seinen „Erinnerungen und Bilder aus dem Seelenleben“ eine erste Secrete und liefert durch seine lebhaft und ergreifende Darstellung den Leser ähnlich, wie der „Walden“ aus in der Jugendzeit. Werner machte diese Secrete auf einem Wandelschiff von Hamburg nach Ostasien. Er erzählt: „Am letzten Tage, an dem wir uns im Stillgütel, welches ich nach der guten Hoffnung, besaßen, erlebte ich noch ein wunderbares und höchst interessantes Schauspiel, das uns alle in die höchste Aufregung versetzte und überdies nur selten beobachtet wird.“

Es war Nacht, schone Sonnenchein; kein Rauch trübte die Klippe des Meeres, und die Sonnenstrahlen leuchteten sich schimmernd in seinen tiefblauen Schoß. Ich hatte Feuerlade und war gerade in die Luft eines kalten Nebels verfallen, der sich in der Ferne des Meeres aufstrebte und dessen Querschnitt den Kameraden verließ, als wir durch den Nebel eines in der Tabelle beschriebenen Matrosen: „Verwandlung voran, zwei Strich an Steuerbord“ aufgeschreckt wurden.

Alle sprangen auf und richteten die Klippe nach der bezeichneten Stelle, die etwa zwei Meilen entfernt war. Der Kapitän schaute lang und sehr aufmerksam mit dem Fernrohr hin. „Unbeschreiblich!“ rief er: „sichthelb; auf wunder Weise in der Runde zeigen die Karten nirgend eine Gefahr; ich bin hier schon zehnmal durchgekommen, habe davon weder gehört noch gesehen, und doch sind es richtige Klippen, die wir dort vor uns haben.“ „Hört bis sechs hohe Pfeifen ergaben über die Wasserfläche empor und die Brandung spritzte schäumend an ihnen hinauf.“

Unterbreiten war auch der Bootsmann an Tod gekommen und nahm die Gasse in Augenblicke. „Das sind weder Klippen noch Brandung“, sagte er nach einer Weile sehr bestimmt.

„Was soll es denn sein?“ fragte ziemlich zitternd der Kapitän.

„Das sind Walfische“, erwiderte der Bootsmann. „Was die die Rippen zerhackt, sind Rippen und Schwanz.“ Sie sprachen und schlugen damit auf das Wasser, daß es wie Brausung erklang.

„Nun! begreife die Bemerkung nur ungläubigen Gades, aber bald überlegte man sich, daß der alte Harpunier, der 30 Jahre in allen Theilen des Walfischfangs betriebe hatte, im Rechte war.“

„Das ist eine ganz Schale!“ sagte er fort, indem der Kapitän so ruhig in die Ferne auf die Walfische sah, als wären sie nicht da. „Sicht dort die gemaltigen Rippen in der Mitte, die alle anderen überragt, das ist der alte Schulmeister, der mit der Spitze von Weidchen sieht.“

„Wie schade, daß wir keine Leinen haben — da wäre ein Gang zu machen, der uns ein paar Tausend Thaler einbrächte. Sie sind lustig, und man kann bis auf fünf Schritte herankommen, ohne daß sie es merken. Da, jetzt blüht der Walf! Was ein Reiz muß das sein — der nicht minder als seltsam ist!“

„Nun! der Bootsmann in voller Größe. Ein mächtiger Strahl von seinem Walfschweif liegt in die Höhe, und die Sonne macht einen prächtigen Regenbogen hinter; als ob dies ein Signal gewesen wäre, versammeln sich plötzlich die ganze Schaar von der Oberfläche. Gest gleichzeitig erhoben sich alle bis zum Schwanz auf dem Wasser, und die riesigen Störer landeten von uns abgewandt in die Tiefe.“

„Sie kommen wieder“, rief der Bootsmann, als wir unser Schloß hinter uns ließen, „und werden Sie bald ganz in unserer Nähe haben. Der Walfisch steigt immer in der entgegengesetzten Richtung wieder in die Höhe, in der er hinuntergegangen. Die Tiere müssen übrigens durch etwas erschreckt worden sein, sonst ist doch nicht in ihrer Art das Spiel so plötzlich abzuenden.“

„Wie warten in Erwartung wohl eine Viertelstunde, da blieb es wieder, erst einmal und wieder so mächtig wie vorher, denn in kleinen Zwischenräumen nach fünf bis sechzehn, aber mit schmerzlicher und niedrigeren Strahl. Wie der Bootsmann voraussetzte, tauchte die Herde wieder auf und zwar ganz nahe bei unserem Schiffe, keine dreihundert Schritte von uns entfernt.“

„Wie an Kommando liefen wir alle, der Kapitän voran, nach oben in die Kastelle, um besser zu sehen. Ich hielt mich zum Bootsmann, der mir über alles am besten Auskunft geben konnte, und sah mit ihm auf der Normandier. Die Herde waren bei der geringen Entfernung und in dem Flaren durchsichtigen Wasser so deutlich zu sehen, als ob sie vor uns lägen. Jeden ihrer unzähligen Körperteile, den gemaltigen Kopf mit dem schiefen des schiefen Nudens, das Walschloß, die Rippen, untereinander wie Harz, so sogar die Rückenfalten, die sich auf dem ungeschickten Rücken ansetzten, konnten wir genau wahrnehmen.“

„Wie herrliche die Aussicht des Walfisches natürlich auf das Wasser, und ich ähnelte förmlich zur Erinnerung. Die Herde bestand aus acht Stück, dem Bullen und sieben Kühen; der Walf war ein gewaltiges Tier und eher noch länger, als ihn der Bootsmann geschätzt hatte. Die Weibchen erschienen dagegen bedeutend kleiner. Wie waren diese nahe aneinander gedrängt, der Walf auf dem linken Flügel etwas leicht vorgezogen, als wolle er die Herde gegen etwas drängen. Sie blieben ziemlich auf demselben Fleck, bewegten sich unmerklich flüchtig und schauerten nur dann und wann neigte sich einer oder der andere etwas auf die Seite, so daß wir ein Stück des weißen Rückens sehen konnten.“

„Ich sage Dir, Werner, da ist etwas unklar“, hob der Bootsmann wieder an, „das ist nicht die Rammer der Wale, so auf einem Fleck zu liegen, das habe ich noch nie gesehen.“

„Wie leicht sehen sie in unser Schiff und ängstigen sich davon“, erwiderte ich.

„O, Gott bewahre, der Schiffe haben sie keine Furcht, das habe ich einmal in der Südsee und auf eine Waise erfahren, an die ich noch heute mit Schrecken denke — nein, es muß etwas anderes sein! Sieh, sieh, was der Walf macht!“

„Das Tier floh aus seiner schrägen Lage wie ein Walf nach links, sah um einen Viertelkreis herum, und schief dabei etwa 30 Schritte vorwärts, gegen unser Schiff hin, so daß wir ihn nach und nach deutlicher als vorher sahen. In gleicher Zeit hoben sich wieder die Schwämme der Kühe in die Luft und schlugen damit das Wasser, daß es hoch aufsprang, und schloffen dann fast senkrecht in die Tiefe.“

„Das ist kein Spiel mehr“, sagte der Bootsmann, „das ist bitterer Ernst — es muß ein schrecklicher Feind in der Nähe sein. — Ah, ich habe mich nicht getrennt, dort ist er: Schwertschiff!“

Ich folgte der Richtung seiner Hand und sah die vom Bootsmann entdeckten Fische. Es waren sechs, von 15 bis 16 Fuß Länge; sie kamen mit fliegendem Hecht unter unserem Schiffboden hervorgerissen und nahmen ihre Richtung auf den bei offeneren vortretenden Bullen. In dem Augenblicke jedoch, als wir sie sahen, teilten sie sich, nur zwei behielten ihren Kurs bei, die übrigen bogten nach rechts ab, nach rechts, um den fliegenden Kühen zu folgen.“

„Sie haben erfahren, etwa zehn Schritte von einander entfernt, nahmen ihren Weg auf die Spitze des Schwertschiffes, in wenigen Sekunden mußten sie ihn erreichen und dann mit er verlassen. Da erfolgte wieder die unbeschreiblich schnelle Drehung und diesmal nach rechts; der Kopf des gemaltigen Tieres konnte sich, es führte mit dem Schwanz nahe an der Oberfläche einen furchtbaren Schlag.“

Der Angriff der Schwertschiffe war misslungen und der eine von ihnen kampfunfähig gemacht! Er lag auf der Seite, bewegte zwar noch die Rippen, mußte aber schwer beschädigt sein, denn er richt nur langsam sich wieder in die Tiefe. Der zweite war unversehrt; wir sahen ihn aus dem schäumenden Wasser, aber der Schwanzschlag verunsicherte hatte, mit pleistischer Geschwindigkeit hervorgerissen und nach links schwenkten, um sehr bald unsern Blick zu entfangen.“

„Der Walfisch stand regungslos im Wasser und es so nahe, daß wir fast direkt auf ihn niedersehen. Er blieb, als ob er zur Verletzung des Kampfes Allen schloßen wollte. Es starrte wie ein Felsenstück in der großen Höhe auch den Kopf, daß es kein Wasser war, noch er von sich gab, sondern nur mit unklarlichem Dampf vermischt Luft. Es hielten seine Reflexen auf die Walfische zurück.“

„Stavo, bravo!“ erliefte es laut von den Teppich-Räumen aus unter aller Wärme, die wir Zuschauer des wunderbaren Kampfes waren. „Hurrah! der Walf hat gesiegt!“

„Als ob dieser andere Weisheitsruf verstanden, drehte er den Kopf nach uns zu, blieb aber sonst auf der Stelle, und sein mächtiger Rücken stand einige Fuß aus dem Wasser hervor.“

„Wartet, wartet“, mahnte der Bootsmann; „die Sache ist noch nicht zu Ende. Der Kampf der Schwertschiffe nicht, so leicht geben sie den Kampf nicht auf. Der alte Schulmeister weiß das auch sehr genau, sehr war, wie er den Kopf dreht und die Rippen überall hin rausgedrückt.“

„Kam waren die Worte verhallt, als auch schon ein neuer Angriff erfolgte, diesmal aber ungewöhnlich hoch von der andern Seite, als ihn der Walfisch erwartete. Der Schwertschiff hatte einen willigen Halseck gemacht und sich Hülle geholt, um seinen Angriff zu erneuern. Den letzteren selbst sahen wir nicht, sondern nur seine großartige Wirkung. Der Walf sprang mit seinem ganzen Körper so hoch aus dem Wasser, daß der Rauch sich einige Fuß über der Oberfläche hob, und sah dann mit einem donnerähnlichen Krach und so furchtbarem Getöse in sein Element zurück, daß der Fall ein Meer von schäumendem Gischt bildete und hohe Wellen bis zu unserm Schiff trug.“

„In selben Augenblicke, als der verzweifelte Versuch gelohnt wurde, sahen wir drei Schwertschiffe in sechs bis acht Fuß Abstand und parallel neben einander unter dem Walfisch hervorgerissen und gleich darauf in den Schäumen verschwinden. Offenbar hatte der Walf seine Zeit mehr gehabt, der Walf mit einem Schwanzschlag zu belegen, wie vorher, und sich nur durch Herauskommen aus dem Wasser retten können. Die Schwertschiffe hatten so ihr Ziel verfehlt und waren unter ihm durchgegangen.“

Der zweite Schlag des unerschütterlichen Kampfes war beendet, und wieder erlöste aus dem Rinde der Belagerung ein „Hurrah!“ für den Walf.

„Er ist doch verloren“, sagte der Bootsmann. „Es sind drei gegen einen, die beiden anderen werden auch noch zertrümmert, und dann ist er unbedingt Schicksal am das schone Tier.“

„Nun! die Erde weniger dem Schwertschiff als vom Stützpunkte des Harpuniers an, während wir anderen alle Partei für den Walf nahmen. Die Brautgebete stellten nur zu hoch in Erfüllung gehen. Der Kampf begann aufs neue und wurde auf beiden Seiten mit der größten Wut und Erbitterung geführt. Jeder entging uns erst die meisten Einzelheiten des Streites, aber wie hoch derselbe entbrannt war, das sahen wir an den heftigen Bewegungen des Walfisches, an dem Wogen und Schäumen des gereizten Wassers, wenn letzterer seine Schwanzschläge anstellte, an dem schnellen Wechsel des Kampflages, halb unmittelbar beim Schiff, halb 300 Schritte und mehr davon entfernt. Die Schwertschiffe selbst sahen wir fast gar nicht mehr, sie schwin-

nen bedeutend tiefer als der Walf, weil die Angriffe stets auf dessen verwundbarsten Teil unterhalb der Hautöffnungen gerichtet waren, und die rasenden Sprünge und Stöße des letzteren machten die Walfische so träge und unvorsichtig, daß wir zu unserm großen Bedauern ihren Bewegungen nicht folgen konnten. Nur einmal machte auch einer von ihnen einen Satz aus dem Wasser, offenbar um einen sofort erfolgenden Schwanzschlag zu empfangen.“

„So mochte der furchtbare Kampf hin und her. Wie folgten, so leicht wir konnten, seinen Einzelheiten in unendlicher Spannung wohl zehn Minuten lang, dann trat die Katastrophe ein. Dieser mächtige Reizentzug von vorher erlöste wieder, aus dem Walschloß stieg die Dunkelheit hoch in die Luft, aber diesmal spiegelten sich die Gemeinheiten nicht in Regenbogenfarben in ihr wieder, denn der Dampf setzte sich mit Blut gemischt und rot gefärbt. Der tapfere Walf war tödlich von seinen Feinden getroffen.“

„Wie rasch jagte er im Strömung, hinunter bis zu seiner halben Höhe aus dem Wasser hervorgerissen und es mit gewaltigen Schlägen peitschend. Dann erhob sich der Verwundete wieder mit einem furchtbaren Sage aus dem Wasser, aber neben ihm hing ein Schwertschiff, den er mit sich in die Luft empor genommen, um ihn beim Fallen mit der Wut seines Körpers zu zertrümmern und, selbst sterbend, seinem Feinde den Tod zu geben. Noch einmal warf der Walf einen Walfstrahl hoch — dann folgten drei bis vier furchtbare Schwanzschläge und alles war still. Das Wasser glättete sich, und der mächtige Körper des tapferen Walf schwamm leblos an der Oberfläche. Was seine ersten Bewegungen hatte er sich so weit von unserm Schiffe entfernt, daß wir das Ende der unterseitschen Schlacht nur noch unbestimmt sahen, aber wir konnten und eines schmerzlichen Gedächtnis nicht erschöpfen, da der Heil der Tiefe, der so brav gekämpft, am Ende doch hatte unterliegen müssen.“

„Auch der Bootsmann sprach sein Bedauern aus, aber nur darüber, daß wir keine Röhren an Bord hatten, um den lössbaren Sped zu retten.“

„Der hat mindestens keine 300 Tonnen, ist ein Kapitalballe, und nun geht all der Blubber vor die Luke“, sagte er. „Da sind rund 1500 Thaler zum Verlust, und nun muß es gar ein Notwahl sein, sonst könnte man in einer Stunde doch noch eine Klasse an ihm verdienen.“

„Wie so?“ fragte ich, da ich den Sinn der letzten Bemerkung nicht verstand.

„Der Notwahl hat keine Röhren, sondern nur Röhren im Unterriekel, und die haben wenig Wert, inwendig er damit Unheil genug anrichten kann. Ich habe's erlebt und kann Ihnen ein kleines Beispiel geben, aber jetzt wollen wir nicht weiterreden und den Walf um ein Wort fragen. Wie wollen am wenigsten ein Stück von der Junge holen, die schwimmt ganz vorrechtlich und eine solche Knochenfahne bei dem ewigen Lärmfisch ist wohl.“

„Der Kapitän erlaubte, daß der Bootsmann die Gänge nahm, um ein Stück von der Junge zu holen, und ich durfte mitfahren.“

„Wir fanden den Walfisch auf der Seite liegend und die ganze Walfische in seiner Umgebung von Blut geteilt. Er war mehr als 60 Fuß lang. Besonders imponierte mir der riesige Kopf, der ein Drittel des ganzen Körpers auszumachen schien. Im Rande hatte er vier schwarze Klauen, drei davon mehr horizontal, die vierte vertikal, jedoch durch einen wohlgezielten Stoß von unten. Sie war es wohl, die den Walf zu seinem letzten verzweifeltten Aufstreben getrieben hatte, bei dem er den Schwertschiff mit in die Höhe rief. Das abgebrochene Schwertschiff lag in der Höhe, war aber so fest zwischen die Rippen eingeklemmt, daß es nicht möglich war, dasselbe mit den Händen herauszunehmen. Als wir dann mit dem Walf zum Rande kamen, um ein Stück der Junge herauszufischen, fanden wir letzteren kampfunfähig geschloßen, aber zwischen den Klauen einen vollständig scharfen Schwertschiff. Der Walf mußte ihn wahrscheinlich noch unmittelbar vor seinem Tode recht quer gefaßt, und ihn mit seiner gewaltigen Reize von 45, sechs bis sieben Fuß langer kegelförmigen Klauen förmlich zu drei zerquetscht haben; nur der Kopf mit dem Schwert hing an der überliegenden Seite des Kopfes noch unversehrt, so daß wir ihn abhaken und in das Net nehmen konnten.“

„Damit war dem Bootsmann jedoch nicht genügt; er war auf die Junge verfallen und wollte sie durch- und haben. Das ließ sich aber nur machen, wenn wir den Fisch an die Seite des Schiffes brachten; wir buherten ihn deshalb dorthin. Als der Kopf einmal in Bewegung gesetzt war, glitt er leicht durch das Wasser, und nach kaum einer Stunde war er an der Seite des Schiffes befestigt. Doch alle Mühe, den Rachen zu öffnen, war vergeblich, und zum

Das Almosengeben.

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Da hat der reiche Jüngling sein Hand auf, gab reichlich und vergaß die Armen. ...

Da hat der reiche Jüngling sein Hand auf, gab reichlich und vergaß die Armen. ...

Da hat der reiche Jüngling sein Hand auf, gab reichlich und vergaß die Armen. ...

Da hat der reiche Jüngling sein Hand auf, gab reichlich und vergaß die Armen. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

Die Barmherzigkeit ist einen Ton zu vergleichen, welcher sich segnend und erquickend über das gesamte Feld und Gärten der Menschheit ergießt. ...

gen Damm vor, wir wollten beten. Mit freudig er-
wartetem Blick sah sie ihren Besuchsbesuchern heran,
zu begreifen zu beten. Aber eigentlich: je weiter
wir fuhren, desto größer war meine Angst vor der
Nacht über die Brücke. Meine Sinne drohten mich
zu verlernen, es schwebte mit und schwebte mich
wie ein Nebeltrübe, und ich sah ein, daß ich nicht
weiterfahren konnte. Eine manuelle Kunst, eine
entlegene Übung befehlte mich. Ich tralt mei-
er jungen Freundin mit, daß ich bei der nächsten
Station — das war unmittelbar vor der großen
Brücke — aufsteigen werde. Zugleich dat ich sie,
und auszuweichen, dann wollten wir morgen gegen
me weiterfahren. Als ich so schmerzlich über mich
fiel war, so wies sie sie sich nach, mit mir
auszuweichen. „Ich habe meine Pflicht beauf-
tragt und ich möchte nicht gleich mit einer Be-
spottung erscheinen.“ sagte sie mir.

„Aber deine Sturm wird Sie ja durchaus ent-
schuldig.“ entgegnete sie. „Ich fürchte mich
nicht.“ sagte sie ruhig, „der liebe Gott wird für mich
sorgen.“

„Aber wenn ein Unfall geschehe?“ — „Ich
werde beten, das ich überleben bin.“ war wieder ihre
sanfte Antwort, und bei diesen entschlossenen Worten
erhielt sie Blick so den unheimlichen Weisheits-
blick. — Der Tag stiel. Wir waren glücklich. Ich
musste sie herzlich umarmen, wenn wir in einem
Zimmer gegenüber. Als ich ausstieg, schaute der
Fremde längere Zeit mich an und ein Strahl bän-
niger Freude traf mich.

„Kommen Sie mit mir.“ dat ich nochmals drin-
gend die Freundin. Eine Augenblicke sah sie zu
schweigen, dann aber sagte sie: „Wah, ich muß
helfen, Gott schütze mich!“

Ein Handbreit, der Pfiff der Lokomotive, und
der Schlag rasselte aus dem Rohrohr, dem Strome
zu. Aus dem Meer der Finsternis, in welches er
hinabsank, tauchten erst, von Was beleuchtet, die
höhen hohen Beckenpfeiler und das ungeheure
Trichterbecken. Das Brausen des Stromes konnte
schon der Fern nicht überdrillern. Jetzt fuhr der
Fog auf die Brücke hinauf; er fuhr langsam und
vorsichtig, man konnte nicht mehr erkennen, als die
Wohler an hintersten Waggons und bis und wieder eine
Fauzengarbe aus der Lokomotive. Mächtig ward
es stille, der Sturm raute, man hörte die Wasser
miten in der Tiefe rascheln und spritzen. Ich betete
und blies morrisch dem Zuge nach, der jetzt mit
ein auf der Brücke entlang sein mochte. In die-
sem Moment erglänzte die Erde und die Luft von
einem gemaligen Schlag. Der Fern hatte sich un-
pöblich mit jenem verführten Wacht auf die un-
glückliche Brücke geführt — und hatte gelacht. Das
Vieremsel erklang dumpf, wie von einem gemaligen
Riffle, ein gelbes, entsetzliches Rauschen der Loko-
motive, ein hehrerzitternder Schrei von hundert
Stimmen, und wie eine ungeheure Wafte mit einem
Hufschneewol von Feuerstrahlen war es vortausch
in die Tiefe gefahren. Ein gemaliger Knall schloß das
Drama ab: die Explosion des Pfeifers im Damm,
dann war es wieder still. Der Schlag war in den
Strom geführt. — Ich hörte laut auf — dann
wußte ich nichts mehr um mich — so erschall ich bei
dem Gedanken: „Hut! Minuten vor dem Gange in
die Unglück!“ — welche Gnade Gottes dat mit meiner
Rettung ermöglicht? Denn acht Tage später teilte
man mit das Rätere mit. Alle Rettungswunden
waren völlig ungeschädigt. Man fand noch nicht einmal
den im Fluß flohenden Wohnung; nur einige Bän-
gen. Keine Seele war gerettet worden. Fünf Mi-
nuten nach der Katastrophe hatte schon niemand mehr
gelebt. Jener entsetzliche Tag ist ein lachbarer
Werkelein in meinen Leben geworden.

Und mein junges Freundin und Begleiterin? Hab
den unglückliche Fremde? Nun, was das Mädchen
betrifft, so klingt mit unerschrocken und tröstlich was
die Abfichtsvorteil im Dre: „Ich werde beten, das
ich überleben bin.“ — Sie ist bereit bedien ange-
langt; nicht am jenseitigen Ufer des Stromes, wohl
aber dreiben in der Unglück und, wie ich hoffe, ha-
ben die Engel sie beschützt vor dem nahen Verderben.
Und dieser selb? Schmerzlicher Gedanke: „Hut!
Minuten vor dem Gange in die Unglück!“

Der Tod eines Septembriegers.

Man nennt Septembrieger den gedungenen Wör-
ber, welche der blutdürstige Wüterich Danton und
die Jakobiner zur Zeit der „großen“ französischen
Revolution (am 2. September 1793) in die Gefäng-
nisse stülften, um die gedungenen Weislichen zu er-
werben. Desmarteils, ein berühmter Arzt, ergriff.
Im Sommer des Jahres 1826 wurde ich zu
einem höchstigen Kranken Hofwärter gemacht. Er
hatte eine Leberkrankheit, hatte vorzüglich mehrere

Kräfte zu Rate gezogen und sah sein Leben immer
ärger werden. Jeden Tag überließ er sich scherz-
lichen Auskünften des Hornes, die seine Krankheit
noch verschlimmerten. Ich sah ein, daß ihm nicht
zu helfen sei, und ich verließ ihn einige Linien
weit, wodurch er eine sehr ruhige Nacht erlangte.

Des anderen Tages brühte er mir auch freundlich
die Hände und dankte für die Eubierung, die ich
ihm verschafft hatte. Das verübte mich nicht,
seiner Gemüthe zu erklären, daß sie ihre Geschäfte
ordnen müßten. Amends um 6 Uhr bereit man mich
eilsend zu dem Kranken, nicht um ihn, sondern um
seine Frau zu besorgen, welcher er an der Brust
verwundet hatte, indem er eine Laffe auf derselben
verloren. Ich verband die gute Frau und wollte
mich entfernen, als der Kranke, den ich seines Wor-
tes gewarnt hatte, mich an meinen Hofschloß stieß
und mit kläglichem Geberde sagte: „Wah, Herr Dok-
tor, Sie gehen ohne mir ein Wort zu können?“

„Was soll ich Ihnen sagen? Sie bereitete alle
meine Heilmittel. Ich habe vernommen, daß Sie
Ihr ersten Kerzte bestimmt, ja andere ebenfalls
den Dank Wortel geschlagen haben. Jetzt inphän-
deln Sie mich Ihre Frau.“

„Sie haben Recht.“ entgegnete der Kranke schmerz-
lich, „ich bin sehr schuldig; aber wenn Sie mög-
lich, was meine Frau von mir verlangte! Dat sie
nicht einem Weislichen bedenklich werden. Ich müßte
bei ihr die Weislichen von jeder in der Seele lassen.“

„Gute Frau hat ganz wohl gethan. Ihr sollt
Gute Frauen in Ordnung bringen, nicht aber sie
für den guten Vorsicht schlagen.“

„Aber Herr Doktor, Sie sind doch gelehrt, was
sind Sie an meiner Stelle?“

„Ich würde hochstens einem Weislichen bitten, meine
Ehrenden mir nachzulassen.“

„Sie haben aber doch Rabier, wie können Sie
zu reden?“

„Über aber dem Studieren ist mein Glaube noch
lebhaft geworden. Ich glaube deshalb an die göt-
liche Einlegung des Hofstruments, weil ich viel
Rabier habe.“

„Nun, wenn es so ist, so lasst mich einen Weis-
lichen. Schen lange liegt es mir schwer auf dem
Brocken.“

Die Frau füllte sich ganz glückselig. Sie ließ einen
Ritter der Harnen des hl. Jakobus herbeirufen. So-
halb der Weisliche eintrat, dat ihn der Kranke mit
stürbender Stimme: „Verständigen, meinen Sie doch
das lange Pfeffer unter meinem Kopfchen weg!“

„Was wollten Sie denn mit dem Pfeffer unter
dem Kopfchen? Sie hätten sich ja denken können.“
sagte der Weisliche.

„Ich hätte es.“ erwiderte der Kranke, „unter das
Kopfen gelegt, um Sie damit zu erheben, wenn Sie
gegen meine Wunden gekommen wären.“ „Ja.“ sagte
er bei in Gegenwart mehrerer Bekannten, „im Sep-
tember des Jahres 93 habe ich 17 Pfeiffer einge-
wandert — und fast waren Sie der 18. geworden. Doch
berühren Sie sich, Gott hat mich Gnade widerfahren
lassen, ein Strahl von Oben hat mich erendigt.“

Der Weisliche legte das Pfeffer bestelle und schloß
sich mit dem Kranken ein, der ihn durch seine Worte
und Aufmerksamkeit wohl den höchsten Trost brachte,
den er je in seiner dreierhändigen Krankheit genossen
hatte. Als er sich zerstreuen wollte und der Na-
mike erklärte, er wolle die h. Weisgebung für den
Kranken herbeiholen, rief dieser meinend und sagend:
„D ja, hochwürdigster Herr, kommen Sie bald, ich
bedarf so sehr Ihres Trostes. Nur bringe Sie
mit meinem Heiland nicht; ich bin dieser Gnade
unwürdig.“

„Gott ist voller Erbarmung.“ tröstete der Pfarrer.
„Ihr demselb herzlich Güete Sünden, Christus will
zu Euch kommen.“

„Nun, so will ich ihn denn empfangen.“ sagte
der reiche Wüter, „aber vor allem muß ich Abbitte
than vor demjenigen, die ich durch meine Frevel ge-
süßert habe.“ Er ließ sogleich alle Rabieren und
seine alten Kameraden herbeiholen, dat sie um Ver-
gebung der sündlichen Weisheiten, die er an Drei-
hundert in der Abbitte und dem Karmelitenpfeifer be-
gangen hatte, umschlang vornehm seine Frau und
empfang inwendig die h. Weisgebung. Sein würdiges
Vesitator wollte ihn bewegen, sich nach Empfang
des h. Sakramentes niederzulegen, allein er bierte
fort und betete mit Jubel, sich an die Weisheiten
löshend. „Ich fülle.“ sagte er, „daß mir nur wenig
Kraft mehr bleibt; ich kann Welt mir Wehete und
Türnen vorbringen. Lassen mir den Trost, inwendig
zu stehen. Das ist gar wenig, um meine Frevel-
täten abzulösen.“ Im Wüthentum bierte er einen
tiefen Seufzer an und entschloß im Herrn inwendig
und das Kreuzfuß läshend, dat mit Thürnen besetzt
war. Des anderen Tags hatte das ein so harte

Der letzte Grenadier.

Eine wahre Weisheit.

Der demwürdige König der Franzosen aus Mos-
kau dat manches Beispiel von Hingebung, Selbst-
opferung und Treue aufzuweisen, dat mit Recht
verdiene, nicht vergessen zu werden.

Nachdem Napoleon am 23. October 1812 in Wo-
rowsk übernachtet hatte, entwarf er am anderen
Morgen die Marschrichtung nach Warschau, mit
einige Tage zu rufen gedachte. Er erwachte,
dat sein Kottbus unter Augen jenen Ort und die
umgebenden Wälder und die Höhen unbeschäft gelan-
den, und die Weisheit dieser Zielung erkennend,
beschloß er, sie zu besetzen, bevor die russische
General Kavassoff, welcher parallel mit der franzö-
sischen Armee marschierte, besetzte und ihr dadurch
den Weg nach Kaluga abschniede. Der Kaiser tritt
trotz des Regens und der schimmigen Witterung in
die Gegend, wo her Angriff des Feindes zu erwar-
ten stand. Der Marschall Daboussi tritt an seiner
Seite. Mit einmal vernahm er seines Weis-
weiserer und halb davon den Tonner der Ge-
schütze. „Das ist eine Schmach! Die Russen sind
uns zuverkommen.“ sagte der Kaiser, „spornete sich
wied und ritt den Hügel hinauf, um von dort alles
zu übersehen, woran ihn jedoch die dichte Waldung
dort oben hinderte. „Kommen Sie, Daboussi!“ rief er
fort, „treiben Sie Ihre Truppen zur Seite, folgen
Sie ihnen etwas von Ihrem Weisse ein! Ich möchte
Kavassoff linken Hügel nicht noch einmal positionen.“

Daboussi kam dem Befehle des Kaisers mit der
ihm eigenen Geschwindigkeit nach, erreichte aber das
Schloßfeld doch erst, als die französischen Waffnen
bereits den Sieg erstanden hatten. Nur noch am
oberen Ende des Schloßfelds dauerte das Gefecht mit
großer Erbitterung fort, und namentlich schütterte
das russische Geschütz ganze Reihen der zweiten Di-
vision nieder, welche eine der Höhen zu nehmen
verluchte. Daboussi laatste sogleich seinen Adjutanten,
Dorff Kobilinski, an den Brücken zu gehen, allein
unterwegs traf diesen verwundeter Offizier ein Kugel
in den Schenkel und erschmetterte diesen glück-
lich, so daß Kobilinski im Flu vom Pferde stürzte und
unter den Verwundeten und Tödeln auf dem Schlach-
telfeld liegen blieb.

Der Marschall ließ am Abend dieses heissen, aber
unruhigen Tages das ganze Schloßfeld nach seinen
Adjutanten durchsuchen und fand ihn endlich selbst.
Er erkannte ihn an der Stimme, als er mit ver-
wundeter Anstrengung sich unter dem Haufen von
Toten und Verwundeten hervorarbeitete und suchte
in den Ruf auszuatzen: „O Gott, haben mich denn
alle meine Freunde verlassen, daß ich hier so hilf-
los herbe liege?“ Daboussi sprach sogleich vom
Felde, hob den mit Blut bedeckten Oberkopf sanft in
seine Arme, suchte ihn an seiner halbten Ohnmacht
zu werten und lastete eilig eine Orbnung an den
Stabsarzt; als dieser herbeikam und die Wunde
untersuchte, sagte sein Blick dem Marschall deut-
licher als Worte, wie wenig Hoffnung er auf die
Rettung des Unglücklichen setzte. „Das ist Soldaten-
lot“, mermete er abgemunnt, und seine Stimme
lebte. Er befohl darauf dem Stabsarzt zu thun,
was möglich sei, wählte der Amputation des Schen-
kels noch mit bei, umarmte den Verwundeten, nach-
dem ihm der Verband angelegt war, sprach ihm
Trost und Hoffnung ein und eilte dann zurück zum
Kaiser. Dieser hielt Kriegerel, bestimnte die weite
Marschroute nach Smolensk und eilte hierauf
die Offiziere.

Die beiden ersten Divisionen des ersten Corps
hatten bereits den Marsch angetreten, als Daboussi
erfuhr, daß es mit Kobilinski besser gehe, und sogleich
Hoffnung vornehmen sei, sein Leben zu erhalten,
wenn er die nötige Weisheit hätte. Der Marschall
war aber diese Nachricht weder, aber auch sehr
verlegen, auf welche Weise er ihn nach Smolensk
bringen sollte, da die Wogen alle bei der Raschheit
des Heeres und bereits überfüllt waren. Da fuhr
ihn plötzlich ein Einfall in den Kopf, und vor die
Frauen des 48. Regimentes tretend, wandte er sich
an eine Grenadierkompagnie des 2. Bataillons mit
den Worten: „Grenadiere! mein Adjutant, Dorff
Kobilinski, ward gestern schwer verwundet, während
er nach Allen ein Beispiel voll Mut und Gehorsam
gab. Er ist ein Hote; wolle Ihr ihn in die Hände
der Russen lassen!“

„Wah, nein! er leben die Polen!“ riefen die Gre-
nadiere, und beizuheln, bis den Marschall nicht ver-
standen hatten, riefen: „Es löse der Kaiser!“

„So herr!“ sagte Daboussi, „sind im dieser Kom-
-

pagte hier, der ich den Vorschlag gegeben, vier Köpfe
genügt, das mit allem Eifer anzuführen, was
ich ihnen übertragen werde?"

„Auf diese Frage trat ein weitergebundener Grenadier
aus dem Wäde und rief: „Hier! Ein
Augenblick andere folgten nach, und die zwei Minuten
vergingen, hatte die ganze Kompanie sich eifrig
gestellt.“

„Gut denn,“ sagte der Marschall zu dem ihm
wohlbekanntesten Grenadier, der zuerst herangetreten
war. „Dir und Deinen Kameraden vertraue ich
meinen Adjutanten an. Ihr Alle seid mir bewundern-
swürdig für ihn. Soldaten, bewahrt mit ihm, wie
Gute halten!“

„Ja, das wollen wir! es lebe der Kaiser!“ rief
die ganze Kompanie.

Es wurde nun schnell eine Stütze eingerichtet,
auf welche der Bettende gelegt und unmittelbar
die Kompanie fortgebracht wurde, als diese sich kurz
darauf in Bewegung setzte. Der Marschall des Haupt-
corps der Armee war zwar in aller Ordnung be-
gonnen worden, bot aber bald ein schauerliches Bild
von Ansehens- und Schicksals- und Glück dar. Die
Grenadier-Kompanie verfolgte ihren Marsch mit
langsam, und ließ sich dabei bald allein auf dem un-
geheuren, schneebedeckten Weichenfelde, auf welchem
die Truppen der großen Armee sich aufstellten. Deter-
te mußte ein Verzei um Kabinets-Sänfte ge-
bietet werden, um Platon's Kofaken mit einem
Feldzeug zu begleiten. Die Reiter der Grenadier-
Bataillon schickten sich allmählich, und als sie am 30.
Oktober abzuweihen errötheten, bestand die ganze Kom-
panie nur noch aus 30 Mann. Obwohl sie sich
ganz selbst überlassen waren, erhielt sie inmitten
der allgemeinen Unzufriedenheit und Auflösung aller
Bande bei ihnen doch jene stillere Thätigkeit und
jener Ernst, welche oft große Thaten hervorbringen.
Sie suchten sich um ihre Ehre, nicht um ihr Leben;
hatte ja doch einer der tapfersten und berühmtesten
Marschälle ihres Kaisers zu ihnen gesagt: „Eure
Ehre und Tapferkeit vertraue ich meinen Adjutanten
an, von Euch werde ich ihn wieder verlangen!“

Nach dreiwöchentlicher fortwährender Entbehrung
hat sie der Kommande selbst, ihm doch seinem Schick-
sal zu überlassen, sich nicht um Irretümlichkeiten der ficht-
barsten Befehle anzulegen; er erinnerte sie an ihre
Verträge, Eltern und Kinder haben, er befragte sie,
sich jenen zu erhalten, aber sie hörten nicht auf ihn
und lachten ihn aus. Da sagte er zu dem sonnen-
gebräuntsten Grenadier: „Schick mir eine Kugel durch
den Kopf! Ich bestreife die Erde! Du bist ungehor-
sam und ein Verräther, wenn Du es nicht thust!“

„Nennen Sie mich immerhin so, Oberst, wenn es
Ihren Befehl,“ versetzte der Grenadier, „ich lasse
dankbar Sie wissen, wie mühen Sie lebendig oder
oder tot nach Smolensk bringen, so lautet der Be-
fehl des Marschalls, dem wir gehorchen müssen.“

Roch öfters wiederholte der lebendige, tollkühne
Oberst sein Ansuchen, aber vergeblich. Er schätzte
die Soldaten in heftiger Aufwallung, er bot, er
bezwang sie, ein Duzend zu erlösen, die tausendmal
schwerer sei, als der Tod selbst. Keiner wollte,
keiner wagte von der Stelle.

Beim Uebergange über die Weich, deren Gemüths-
knoten 24 Stunden in gewöhnliche Gliedmaßen ver-
wandelt wurden, wäre fast die ganze noch übrige
Mannschaft zu Grunde gegangen. Ein großer Teil
brach durch und sank in das eilige Weich. Nur
Wenige erreichten mit dem Verstandenen das jenseitige
Ufer. Einige Tage später fand der geschwundene
Grenadier nach vierziger Strapazen nur noch vier
seiner Kameraden am Leben; die andern waren über
Nacht erfroren — ein Bild im Kleinen, was die
große Masse der Armee in diesem Augenblicke zu
erzulien hatte. Ebe der Tag zur Neige ging, ent-
deckten sie am Saume des hühen Horizonts eine
Reihe von Hülsen: es war Smolensk, das bald
der Vertheilung. Drei von ihnen sanken Kessels
der Straße zusammen. Der Vierte stellte bald dar-
auf dasselbe Loos, und nur der weitergebliebene Gren-
adier blieb übrig, um bei dem fast entseelten Kör-
per des polnischen Obersten den Clementen zu tragen.
Da er nicht imstande war, ihn zu tragen, so zog er
die Tragbühne wie einen Schlitzen, bis sich einige
Soldaten verschiedener Regimenter auf seine Hüften
besaßen, um kühneren Hand zu bieten. So
gelangte er nach Smolensk, nachdem er dergestalt
zweihundertzwei Tage lang mit Kälte, Hunger,
Strapazen und einem hartnäckigen Feind ge-
lämpft hatte.

Als er am andern Morgen in das Haus trat, in
welchem er den kühnen kühnen Köpfe: des Ober-
sten Kabinets auf ein Strohlager niedergeliegt hatte,
traf er in dem Wohnzimmer einen Ordonnanzoffizier

und bot diesen, ihn beim Marschall zu melden, der
Offizier fragte nach seinem Befehle.
„Ich will“, antwortete der Grenadier, „den Mar-
schall Rede-Kommissar geben von meinem Vorschlag, den
er mir zu Bero-Konkurrenz gegeben, und ihn mit
unvertrautes Band paradiesischen.“

„Der Marschall ist im Kriegszuge“, sagte der Of-
fizier. „Ihr könnt ja irgendwo hier bleiben und
Euch erwidern und ausreden.“

„Das will ich mit Ihrer Erlaubnis, und vielleicht
haben Sie einwilligen die Güte, dem Marschall mit-
zuteilen“, sagte der Grenadier wehmüthig fort, „dass
die zweite Kompanie des 48. Infanterieregiments, wel-
cher der Marschall Douvost die Verpflegung seines
Adjutanten, des Obersten Kabinets amvornant,
seine Befehle pünktlich vollziehen hat, und daß die
ganze Kompanie nur darauf wartet, von dem Mar-
schall gemustert zu werden.“

„Während dieser Rede war Douvost eingetraten,
hatte den letzten Teil derselben angehört und kam
nun, durch den Namen Kabinets angemießelt, her-
bei; weil er aber in dem abgemagerten Scabbot-
bilde eines Menschen den einst so kühnen Grenadie-
rer nicht wieder erkannte, so fragte er diesen höflich:
„Wo ist mein Adjutant?“

„Er ist hier an der Haustür,“ versetzte der
Soldat mit einem Besagen.

„Und Deine Kompanie?“ fragte Douvost weiter.
Bei dieser Frage zog der Grenadier die Herten
zusammen, richtete sich in seiner ganzen Höhe auf,
legte die rechte Hand militärisch an die Stirne,
schaute den Marschall wehmüthig an und sagte mit
wüthender Stimme:

„Alle hier, mein Marschall.“
„Ich frage Dich, wo die Grenadierkompanie des
48. Regiments sei!“ wiederholte Douvost ungeduldig.
„Hier, wie ich schon gesagt,“ erwiderte der Gren-
adier, die Hand an die Stirne legend.

„Wo sind denn Deine Kameraden? Das wollt ich
wissen!“ rief Douvost.
„Ah, das ist noch anderes, mein Marschall! Sie
wollen alle wissen, was aus meinen Kameraden ge-
worden ist, nicht wahr?“

„Ja, zum Hesten, das will ich!“ rief Douvost
und rannte unwillig mit dem Fuße an dem Boden.
„Das ist bald gesagt, mein Marschall“, sagte der
Grenadier; „aber Sieh dies beim Uebergang über
die Weich, die Weichschicht unter dem Schnee; sie sind
alle, alle geflohen.“

„Alle? Wie! Alle?“ wiederholte der Marschall.
„Ja, alle, bis auf einen, und der bin ich!“ gab
der Soldat zur Antwort, und seine Stimme ver-
setzte den Marschall, während aus seinen eingesenkten,
hellen Augen eine heisse Thräne über die abgerin-
neten Wangen rann.

Der Marschall überließ es einkalr vor Entsetzen
und Mitleid; häufig ergriff er den trauersicheren Hül-
ternden am Arme und fragte heutz: „Alle,“ sagt
Du?“

„Alle, bis auf mich; ich bin der Letzte“, war
die Antwort, die vorsetzten vier Knieen gehern drun-
ten vor der Stuhl.“

Diese ein Wort zu reden trat Douvost vor die
Thür, wo Kabinets lag; an der Thrauhöhre des
bemütheten Obersten richtete sich der Grenadier hoch
auf und rief: „Hier ist der Oberst noch lebendig;
ich übergebe ihn Ihnen, mein Marschall.“

„Und ich“, versetzte Douvost, indem er das Kom-
mandeur des Grenadierregiments von seiner eigenen
Helfer nahm und es dem Soldaten auf die Schultern
seiner Uniform legte. — „ich übergebe Ihnen den
Feind Ihrer Tapferkeit und den Dank des Heeres.“

„Und nun, lieber Oberst, wenn Du dies Lebensbild
aus dem russischen Festzuge nochmals überhauft,
und Dein Bild an dem weitergebräunten Grenadie-
rer wehmüthig hängen bleibt, so erlaube noch: der brave
Kann trug den Namen Jersich Krizand, war be-
herrschend und kühn im Departement Was de Galais
und eines armen Hundesbeißer Sohn. Sein Va-
terland hat er nicht wiedergegessen; nicht weit von
Leipzig ruht der letzte der Grenadierkompanie des
48. Regiments der großen Armee, gebettet in beul-
iger Erde zwischen Freund und Feind.“

Wert des Kateschismus.

Inoffen, ein französischer Schriftsteller, äußert sich,
wiewohl er einer der kühnen schiedlichen Richtung an-
gehörte, mit folgenden, ebenso wahren als scharfen
Worten über den Wert des Kateschismus:

„Es gibt ein kleines Buch, das man die Kinder
unentwieg lernen läßt und über das man sie in der
Kirche abträgt; lebst dies kleine Buch, es ist der Ka-
teschismus, ihr werdet in denselben die Kräfte aller
Frage finden, die ich aufgeworfen habe. Fragt

einen Thesten, woher das Menschengeschlecht kommt,
er weiß es; wohnt es geht, er weiß es; wie es dahin
gelangt, er weiß es. Fragt ein Kind, warum es
auf Erden ist und wozu nach dem Tode ihm bewei-
heit, es wird auch eine erhabene Antwort geben, die
es nicht begreift, aber die bezeugen nicht we-
niger wunderbar ist. Fragt es, wie und wo nach dem
Tode die Welt erschaffen wurde, warum Gott sie
mit Tieren und Pflanzen ausstüßte, wie die Erde
bevölkert wurde, warum die Menschen verschiedene
Sprachen sprachen, warum sie Klügheit und Un-
wissen ertragen, warum sie Krieg unter einander füh-
ren und wie die Welt einst einmal wird, er weiß es.
Die Geschichte der Welt und des Menschengeschlechtes,
die Bestimmung des Menschen? in diesem und dem
andern Leben, das Verhältnis des Menschen zu Gott,
die Pflichten des Menschen gegen seine Geschlechts,
die Pflichten des Menschen über die Schöpfung, nichts
ist ihm unbekannt. Und wenn das Kind groß ge-
worden, wird es ebensoviele im Unfassen sein über
das Naturrecht, über Positiv und Bussrecht. Alles
dies geht mit der größten Klarheit auf dem Ka-
teschismus hervor.“

1) Räthel.

Es ist ein Reich von vier Probenzen,
Jede hat einen Namen, den ich nicht
kenn, es geht alles auf Dingen und Wesen,
Den Fremder hat darin zu sprechen,
Da steigt die Heu den Mann zu schlagen,
Es geht alles auf Glück und Blüthen,
Das Glück hat weniger reich gemacht,
Aber manchen ins Verderben gebracht.

2) Werthetäubel (S. Schichten).

Die wünschenswerthen Wörter sollen
so nach rechts oder links verschoben
Wiederholt werden, daß zwei neben einander
als
lebende fensterte Buchstaben
von oben nach unten gelesen einen
Sinn
haben und eine Zahl in denselben
ergeben.

3) Räthel.

Freud und Gammeln sprach die Erde,
Und die Freude ist Klang und Ueß.
Weines Ganges Segensleben
Zeit des Todes Hoff auf nicht.

4) Diamentreißel.

R	R	K
D	S	3
2	R	R
O	V	H
E	U	I
1		

Nach dem Muster der obenstehenden Figure sind die
Buchstaben so zu ordnen daß sie 1) einen Buchstaben,
2) einen Reimnamen, 3) einen Reimnamen, 4) einen
Sinn, 5) einen Klang, 6) eine Zahl zu machen,
7) einen Buchstaben ergeben. Die
fensterte und die wogregte mittlere Reihe be-
deuten kann das nämliche.

5) Räthel.

Ein Wörterlein zuweilen andersgesprochen,
Durch einen Brieflaut unterbrochen,
Bedeutet oft den größten Stund
Und wird bestraft als Hofverrat:
Doch wenn es sich bei Liebe zeigt,
Ist jedermann davon ein Schatz.

6) Geheimchrift.

Egt Ygg' fertek Fou Np'lyg' l'äv go x'ig'g.
Jybh inglek luv nglyg't;
Fyok owu fgo nglyg' wyl bwo l'äg'g
Nygktiv wpa p'ng' gylg't.

7) Diamentreißel (Wörter).

1
7 2 10
7 11 8 6 12
7 4 13 4 14 10 7
1 2 3 4 5 6 7 8 9
16 2 7 6 13 3 6
14 7 17 8
18 8 9
9

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so
daß die wogregten Reihen ergeben: 1) einen Buch-
staben, 2) ein Wort, 3) eine Tageszeit, 4) einen Namen,
5) einen heiligen Namen, 6) Zahlwörter, 7) einen
buchstaben, 8) ein Heilswort, 9) einen Buchstaben

Sechswöchiger Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XII, 31-35.

Inhalt: Jesus schilt in dem Wortspruch vom Sechswöchigen den kleinen Knauff und die Knauffe weite Ausbreitung seiner Worte auf Erden und in dem Wortspruch vom Sechswöchigen macht er auf die Wichtigkeit der Sprache aufmerksam, die die Lehre des Evangeliums in den Herzen der Menschen hervorbringen kann.

Das Almosen.

V.

(Schluß.)

Es steht noch die letzte Frage zu beantworten: Wie soll man geben? Von diesem Wie hängt wesentlich das Verdienst des Almosengebens ab. Nichts darf weniger, als die Wohlthätigkeit, eine bloß äußere That sein. Der oberste leitende Grundgedanke für das Wie des Almosengebens liegt ausgeprägt in dem Worte des Herrn: „Was ihr den Fremden meiner Brüder thut, das thut ihr mir.“ In diesen Worten ist klar ausgesprochen, daß wir in den Armen, Waisen, Hingehenden die Person Jesu Christi selbst erblicken und erkennen sollen. Dieser Grundgedanke, den der Heiland selbst an die Spitze der ganzen Armenpflege stellte, muß unser ganzes Verhalten bei dem Almosengeben und dem Armen gegenüber regeln und bestimmen; dieser Grundgedanke ist im Christentum jene ehrende Liebe und Aufopferung für die Armen, die wir bei den Heiligen bewundern. Geleitet von diesem Grundgedanke konnte der hl. Franziskus Kaverius den Kranken in Venedig die Bestehen anlangen, der hl. Paulinus für den Sohn einer armen Witwe sich als Waisenbruder verkleiden lassen, die hl. Franziska von Gentel einen Knaben als ein Geschenk dem Himmel betrachtete, in einem Alter von 22 Jahren ihn vier Monate lang verpflegen, seine Wunden reinigen und verbinden und den Sterbenden umarmen, der hl. Martinus mit dem Armen seinen Mantel teilen, konnten, als der so genannte schwarze Tod durch Europa zog, Tausende von Franziskanern bei der Pflege der Bekleideten ihr Leben ließen. Soll unsere Wohlthätigkeit von Segen begleitet, mit Verdienst gekrönt und von wohlthätigen Folgen für die Armen selbst sein, so müssen wir die Heiligen nachahmen und in den Armen die Person Jesu Christi selbst erkennen.

Wie daher aus rechter Gesinnung, weil es der Wille Jesu Christi ist, gibt aus Liebe zu Gott, zu Jesu Christi und dem Nächsten, gibt mit Liebe, auf derjenige Weise, wie die wahre Gesinnung der Gottes- und Nächstenliebe es fordert. Wie geschwind, fröhlich, demütig und gerecht.

Wie geschwind! Wie du einmal von der Dürftigkeit und Würdigkeit des Armen überzeugt, so zögere nicht lange mit deiner Gabe, mag sie nicht große Umstände, laß den Armen nicht warten, sondern gib, was und wie du kannst. Daher sagt die hl. Schrift: „Sprich nicht zu deinem Freunde:

Warte hin und komme nochmals, ich will es dir morgen geben — wenn du es heutzutage geben kannst.“ „Seh das Auge des Dürftigen nicht lange warten.“ „Zögere nicht für Dürftige mit deiner Gabe.“ „Eft muß der Arme von deinem Almosen noch den Willkürlichkeit besitzen, er kann es nicht, wenn du ihm die Gabe erst morgen geben willst. Wer im Uebermaß sich befindet, wech in dieser Beziehung die bedenkliche Lage der Armen nicht zu beurteilen.“

Wie fröhlich! „Das Almosen“, sagt der hl. Augustin, „kannst aus dem Herzen, nicht aus dem Verstande ohne innerliche Zustimmung, so ist es gegeben. Hast du aber Willens und Sinnlich auch nicht geben, so sieht Gott doch mit Wohlgefallen an dich.“ Sei daher die Gabe groß oder klein, was du gibst, gib fröhlich und mit bestem Bewußt. Du erkaufst dann den Armen nicht allein durch deine Gabe, sondern auch durch deine Gesinnung und durch dein Verhalten gegen ihn. Darum heißt es: „Was du vermagst, gib mit fröhlichem Willen.“ Und der Apostel sagt: „Ein jeder gebe also... nicht mit Traurigkeit... denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Es ist ein Fehler und eine böse Gewohnheit, wenn Einige, obwohl wohlthätig gegen Arme, doch nur mit trübsamer Gesinnung und nicht ohne einige abschließende Bemerkungen zu machen und Unmühen fernzusuchen. Entweder ist dies wie gesagt, nur eine böse Gewohnheit, oder das Almosen kommt nicht aus dem Herzen und dann hat es keinen Wert vor Gott. Die hl. Witwe Paula Romana gab, obwohl von Natur zur Traurigkeit geneigt, mit solcher Fröhlichkeit und Freigebigkeit Almosen, daß ihr geistlicher Vater, der hl. Hieronymus, diese fröhliche Freigebigkeit gänzlich mißbilligen zu müssen. Die hl. Paula aber erwiderte ihm, sie würde durch ihr großes Almosen es zu einer solchen Kunst zu bringen, daß man selbst die Verdammung, wenn nach ihrem Tode ihr Leib würde gemißet werden, von andern betteln müßte.

Wie demütig! Denn die Demut ist ein wesentlicher Grundgedanke, auf dem das Almosen und die Gesinnung seines Gebers ruhen muß. Ohne Demut wird das Almosen eine Hülle des bösen Heils, hat keinen Wert vor Gott und kann sogar die Veranlassung zu mancherlei Bösem werden. Aus Ehrlichkeit und um groß zu thun, ein ansehnliches Almosen geben, es aus Nebenabsichten im Stillen reichen, aus Eitelkeit, was man gewinn, haben zu bedenken, oder einen schlechten Zweck darin finden, wenn andere es nicht bemerken, und bekannt machen, ist nur Ehrfurcht, ein verdorbenes Werk mit Unrecht, ein überflüssiges Werk mit Untugend. Sehr ernst und streng klingen dießbezüglich die Worte der hl. Schrift: „Hütet euch, daß ihr eure Werke nicht vor den Menschen übel, damit ihr von ihnen gesehen werdet; sonst werdet ihr bei eurem himmlischen Vater keine Belohnung haben. Denn wenn du Almosen gibst, sollst du nicht vor der die Besonnenen klagen, wie die Fenster in den Synagogen und auf den Gassen thuen, damit sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, sage ich euch, sie haben ihren Lohn schon

empfangen. Wenn du aber Almosen gibst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was deine Rechte thut, damit dein Almosen im Verborgenen geschehe, und dein Vater, der alles Geheimnis sieht, wird es dir vergelten.“

Treffend sagt auch der hl. Augustinus: „Wahrlich nicht, weil du einem Armen gibst; Christus selbst war arm. Wahrlich nicht, weil du einem Fremdling beherbergst; Christus selbst war Fremdling. Der Beherbergte ist besser als der Beherberger; der Empfänger ist reicher als der Geber. Der Empfänger (Jesus Christus) in der Person des Armen) bringst Almosen; der Geber hatte keine Gabe selbst von ihm empfangen. Wahrlich daher nicht, wenn du einem Armen gibst. Denke nicht bei dir: ich gebe, dieser empfangt; ich beherberge, dieser bedarf der Beherberge. Wahrlich bedarfst du mehr. Jener, den du beherbergst, ist wirklich ein Liebling Gottes. Er bedarf Brod, du bedarfst der Beherberge; er bedarf Beherberge, du bedarfst des Brodes; er bedarf Gabe, du bedarfst der Beherbergung. Sei ein Beherberger; gib, damit du es mit Gemüth zurücknehmen kannst. Was heißt wahrhaftig? wenig geben und viel dafür empfangen. Siehe, Gott sagt dir: Gib mir, ich nehme wenig und erhalte viel dafür. Was? Hundertfältige Frucht und das ewige Leben.“

Wie gerecht! Um gerecht geben zu können, wird erfordert, daß man rechtmäßiges Gut verleiht und daß man Recht hat über die Gabe, welche man gibt. Unrechtes Gut fordert Wiedereinlösung und ist daher kein eigentliches Almosen. Zweifelhafte Gut ist kein Almosen, sondern nur eine Art der Erhaltung. Gut, über welches man kein Recht hat, als Almosen zu verchenken, ist kein tugendhaftes, kein Gott wohlgefälliges Almosen. Deshalb sagt der hl. Ambrosius: „Du gibst für feinen Almosengeber, wenn du dem Armen mittelst, was du dem Armen ausreißest, wenn du ungerathener Weise an dich zu bringen suchst, was du zu verteilen vor hast; du sollst vielmehr, wie Johannes, jenes vierfach vergetra, um was du Jemand betrogen hast, und die Kosten des Unglaubens durch Eifer im Glauben und thätige Ausübung desselben ersetzen.“ Der hl. Augustinus sagt dießbezüglich: „Der Räuber fremder Güter spricht spott: Ich bin nicht, wie jener Betrüger, ich halte Verheißung, ich schide den Gefangenen Sperre, ich reibe die Ratten, ich beherberge die Fremdlinge. Du glaubst also, du gebest Almosen? Höre zuerst auf zu nehmen, dann erst wirst du geben. Denn du gibst, der freuet sich zwar, aber Jener, dem du gibst, weint; von dir diesen beiden wird der Herr erfahren? Diesem, dem du gibst, sagst du: Danke mir, weil du empfangen hast; entgegen Jener, dem du nimmst, sagst dir: Ich leide. Du hast fast alles an dich gezogen und nur wenig abgeteilt. Wenn du also auch das, was du andern nehmst, den Dürftigen mittelst, so bist du bei Gott nicht angesehen, weil er dergleichen Werke nicht liebt. Gott sagt dir: Ich befall dir, Almosen zu geben, aber nicht aus fremdem Eigentum. Hast du etwas, gib von dem Deinen. Hast du nichts, was dein ist, gib lieber Almosen, als daß du Andere beraubst.“

In dieser Beziehung ist zu bemerken: die Hausfrau kann nicht geben, was sie will, denn sie ist dem Mann unterthan. Ist der Mann herrschig, geliebter, gewinnlich, so wird die Hausfrau Gütig und lieblich die Rücksicht zu ihm madrasen und dadurch zugleich auch Wohlthätigkeit für das Gedeihen ihres Mannes sorgen.

Das Kind, welches noch unter Vormundschaft steht, kann inbezug auf Almosen nicht thun, was es will.

Nach weiniger sind Dienstboten berechtigt, von dem Heile ihrer Herrschaften eigenmächtig Almosen zu geben. Wäre die Herrschaft noch so hartberzig und gemitlos gegen die Armen, die Not noch so groß, der Diensthabe noch so miselbig und grausig, er darf nicht wider den Willen der Herrschaft auch nur das geringste Almosen geben. Wäre die Herrschaft verantwortlich was sie that oder nicht that. Der Diensthabe hat genug zu thun, wenn er in Mitleid sein Herz gegen die Armen zuwenden.

Der Reiche und der Arme begreifen sich, beide hat Gott gemacht. Sie begreifen sich hier, der Eine in Armut, der Andere im Reichthum, der Eine im Elend, der Andere im Unglück, der Eine im Wohlleben, der Andere im Hunger, die Eine in Schmerz und schmerzlicher Kummer, der Andere in Freude; im Tode sind sie gleich und im Gerichte stehen sie sich gegenüber. Welch ein Knick! Welch ein Ullerschied! Darum gib Almosen von deinem Vermögen und werde dein Angesicht von deinem Arme ab; denn also wird geschrieben, daß des Herrn Angesicht und von dir nicht abgewendet werde."

Die verschämte Arme.

(Eine Novelle.)

Die Liebe ist ohne Widerstand die schönste christliche Tugend, denn sie schließt alle andere in sich ein; aber wer ist im Stande, diese Tugend so vollständig zu schenken und zu erheben, wie sie sich bezieht? Seinen Nächsten so zu lieben, wie uns selbst, der Wohlthat, die man ihnen verleiht, allen Ruhm und alle Verdienste, die uns dienlich in ihrem Wohlthat zu hoffen verdient sind? ... O der Mensch, welcher nur einen Funken der wahren Liebe hat, wird gewiß fühlen, daß sonst alles auf Erden nur Stillsitzen ist!

Wo ist der Mensch, welcher auf die schlechteste Weise des Wohlthaters: Wie hast du die Güter, welche ich dir verliehen habe, angewendet? — wird antworten können: Ich habe sie denjenigen gegeben, Herr, die zu mir logen: Ich bin ein Waise der großen Familie, wie du; Gott nennt mich sein Kind, wie dich, und währenddessen unter deinem Tuche herrscht, habe ich noch einmal einen Det, wo ich mein Brodt hinlegen kann, und keine Mittel, meinen Hunger zu stillen? —

Es ist aber für den Reichen nicht genug, dem Unglücklichen seine Güter zu öffnen, wenn er sich ihm liebend auf dem Wege zu führen will; er muß die Armut auslösen, die sich verbergt, sich aus Freude, versehen zu werden, zurücksetzt damit nicht ein Bild der Brandung oder des Widerspruchs auf ihre Lippen fälle. Der verschämte Arme hat vor allen das Recht auf unser Mitleiden: je mehr er sich mit dem Geheimnis umgibt, desto sorgfältiger muß man ihn aufsuchen, ihn trösten, ohne seinen Stolz zu beleidigen, denn er will Hülfe, die er nicht verlangt, er nicht vor Hunger, wenn ihm nicht zu Hülfe geht wird.

Wenn der Reiche die ganze Ausdehnung dieser Pflicht erkannt, so würde er keinen Augenblick zweifeln, würde es nicht wagen, irgend eine jener zahlreichen Wohlthaten zu genießen, denen sich die große Welt hingibt, ohne nur daran zu denken: Die Liebe unterleibt einige Schritte von dem Orte der Freude eine arme Familie unter der Last größter Noth, die ich, mit Entschuldig irgend einer der tausend Uebelthätigkeiten aufrichten könnte.

In diesen Gedanken veranlaßt mich eine Geschichte, die ich schon lange zugetragen hat, und die mir mit göttlicher Bestimmtheit der Namen den Velen mitteilen wollen.

Die Gräfin von ... bewohnte seit ihrer Vermählung ein herrliches Schloss in A. Jung, reich, in der größten Welt, in welche ihr Stand sie versetzte, angebetet, hatte kein Unheil, kein erster Gedanke ihr Leben getrübt. Das Unglück war für sie nur

ein leeres Wort, dessen Bedeutung sie gar nicht kannte, und deshalb mehr mit Entzücken als mit Furcht davon sprach, denn außerdem, daß sie sich auf ihr schwaches Verstandesvermögen verließ, hatte sie auch keine Bedenken zu erfahren. Inzwischen, man sprach von ihrem wohlthätigen Sinne; ihre Güte war jedem, der kam, um Hilfe zu suchen, anzufragen; der Leben, die man suchen muß, die sich mit Scham verbüllten, gingen unbekannt an den zerstreuten Wänden der Gräfin vor ... vorbei. Um zu ihrem oede-mütigen und miselbigen Herzen zu kommen, mußte man sich bei lausend Formen und Umwegen bedienen, welche die Gräfin umgaben, und die meistens auf den Lippen der verschämten Arme verflümmten.

Ueberdies hatte auch die Gräfin im Straub der großen Welt zu wenig Zeit, den Unglücklichen selbst zu geben, und daher es bequemer gefanden, die Unterstellung der Wohlthaten den Untergebenen anzuvertrauen. Fragte sie nach jenen ihre Cambringsweise, erwiderte auch das Gewissen, die beehrliche sie sich damit, daß sie ja einen bedeutenden Teil jener Summen, die ihr zur Verfügung gestellt waren, der Wohlthätigkeit hingieße und ihr Versehen also tadelloser sei. Sie fürchte sich dann von neuem wieder mit doppeltem Eifer in dieses bezog, stürzte sich, ohne sich zu lösen, in ein wahres Geschäft zu arme Treiben der großen Welt.

Inzwischen näherte sich die hl. Heiligkeit, von der Kirche der Abbitung, Erhebung und dem Gebet geweiht. Von Jugend an war die Gräfin zur Andacht und Religion angehalten worden, und wenn auch zuweilen eine Zeit der Wohlthätigkeit gegen die Religion in ihrem Herzen auffam, so war dieselbe doch nicht ganz aus ihrem Herzen verbannt worden, und sie entließ sich daher, in der Fortschrittigkeit sich auf den großen Tag vorzubereiten, an welchem sie viele Sünder sich an den Stufen des Altares mit Gott ansöhnten, der dem reuigen und frommlichen Menschen zu vergeben immer bereit ist. Sie verbot sich alle Besuche und verließ ihre Zimmer nicht, als um dem Herr-Gottesdienste beizumischen.

Sie oft prüfete sie die warmen und einleitend-lichen Bredigten eines frommen Predigers bis zu Thränen, und gab den ihren Seele einen Eifer, den sie für immer erloschen glaubte. Mit Stutzen schaute sie nach den heiligen Bewegungen ihres gerezten Lebens eine Halle, eine Oertlichkeit, die sie sonst nicht besah. Ihre gerüste Gleichheit, welche durch die vielen Waidwachen in tausendfachen Freude nach ihren glühenden Unterzügen, wurde gefunden haben, besichtigte sich. Dauf der einflussigen und ruhigen Lebensstufen, pfostend. Sie kam schließlich auf den Gedanken, immer in dieser heillosen Bedenkenweise zu bleiben, zu der sie sich mehr, an ihrem Gewissen und der Pflicht genug zu thun, als um innerer Reueigung verstanden hatte.

Ihr Gewissen, ein aufgeregter Mann, fürchtete, daß ein zu schlechter Überzeugung Zustand in der Eifer seiner Häherin, ohne ihn anzuzugehen. Er wollte Milderkeit durch Erfahrung und nicht Reueigung erwirken. Er überließ daher gewissenmaßen die Gräfin ihrem eigenen Vertriebe, da er aberzeugt war, daß Gott geheime Mithaten mit ihr habe, und sie sich bereit ihm ohne Rückhalt ergeben werde.

In ihrer Zurückgezogenheit sah die Gräfin oft auf einer Terrasse, welche an dem Ende des Schlosses sich erhob, wo ihr Schlafzimmer war. Dort vertiefte sie sich oft in die wunderbaren Erscheinungen eines Aprilmorgens, der zwischen dämlicher und helllich, bald aber mit reichem und bornamlichem Farben-schimmer prangte, oder sein glühendes Lichter ergoß, während die Blume ihres Gartens schon anfangen, Blätter zu treiben unter dem seltsamen Strahlen der Sonne.

Als sie hier eines Tages ihre unstillen Blide herumwarf, wurden diese auf ein Nachbarhaus ge-felst, von dem man von dieser Seite nur den obem Teil des Daches bemerken konnte, in dem eine Platte mit einem Fenster angebracht war. Langsam öffnete sich jetzt das Fenster und ein junges Mädchen kam zum Vorschein, das einen bengelichten Hof-stod vor das Fenster stellte. Sie rih mit einer Hand die weissen Blätter dieser schönen Blanze ab, die der Wind los auf die Terrasse zur Gräfin trug.

Die Gräfin verfolgte mit Teilnahme alle Bewegungen des Mädchens. Blag und schwach, wie die Vögel, die sie an ihrem Stamme zu befestigen suchte, hätte man von ihr sagen mögen, auch sie er-mangele der Sonne, weil ein freudiger Winter über ihr kindliches Haupt gezogen war. Arme Kleine! vielleicht erwaagelt sie des Abköhigen? frugte sich die Gräfin, und warf zu gleicher Zeit einen unruhig-

gen Blick über das reichgeschmückte Schlafzimmer an ihrer Seite.

Es ist nicht so eine Arme in der ganzen Stadt, der ich nicht gerne gesehen, wenn sie mit ihr stand anvertraut hätte, und gewiß, befand sich diese Kleine in dieser Lage, so hätte sie sich auch an mich, aber an eine vertraute Dame meines Hauses gemeldet.

Diese Gedanken beruhigten die Gräfin. Das Fenster der Nachbarin wurde geschlossen, sie setzte sich ruhig in ihrem Zimmer an ein warmes Kamin, dessen Feuer sie um so angenehmer war, als die Luft draußen beträchtlich kälter geworden war. Dort, vom Luxus umgeben, versagte sie bald die Fantasie, das junge Mädchen, die demalstige Rose. Während diesen die Gräfin zwei Wochen nachher wieder auf den Terrassen umherwanderte, kam die junge Arbeiterin natürlich wieder in ihr Gedächtniß, und ihre Klagen floßen hinüber mit einer Heftigkeit nach dem Hause der Nachbarin; aber das Fenster blieb verschlossen, und sie sah nicht mehr als den gebogenen Hofstod, welcher aus Mangel an Pflege verdorrte war.

Sie ist gewiß ausgezogen! — das war der erste Gedanke der Gräfin, und in der That, die Fenster ihres Zimmers mit diesem Stande bedeckt, ließen sich vermurten.

Abends bog sich die Gräfin in die Kirche, wo in der Hofenabacht der berühmte ... predigte. Die Zahl seiner Zuhörer war so groß, daß die Gräfin in dem Schiff der Kirche keinen Platz mehr fand; sie mußte sich also sehr weit entfernt von der Kanzel niedersitzen, doch so, daß sie die besten Plätze der ganz kühlerfamilie und die war, aus den verschiedenen Worten und dem starken, wohlklingenden Tone des Redners und aus seinen Gebärden das ergähen, was sie nicht im Zusammenhang hörte.

Wenn er die Barmherzigkeit und Muth der Schächer des Göttemenschen erzählt, soßen seine Worte sich schwingen und erweckten dem Zuhörer die Sinne scheinlich über die Aussagen seiner Zuhörer und verlor sich durch die entlegenen Reden des heiligen Dries in langanhaltendem Blicke. Dann beschrieb wieder Genesnisse um ihn, man hätte sagen mögen, Stenzen und Schrecken habe Alle bannen gemacht, weil sich Jeder der Schwach ankündigte, die man am Erloser der Welt verlor. Aller Augen hing an dem Redner, die Augen seiner Zuhörer und verlor sich immer wieder in eine Augenblicke und wurde zu ver-langen.

Die Tone seiner Stimme wurden durch gemauerte Uebertöne von Zeit zu Zeit sanfter und enthielt dann immer klagende und rührende Töne; sie waren gleichsam die Thränen, welche die Gräfin, Gemüthung und das frommen Schwestern bei seinem Reden bezeugten. Aller Druß los sich, die ganze Kirche war ein Seufzen, denn der lebende Heiland stand lebendig, wie von dem Redner hingezogen, vor den Augen der Platanie, es war kein Augen-limmer, denn die Welt hat dafür keinen Namen, seine Worte, er würde dem Menschen unbefasst geblieben sein, hätte er nicht immer neu aus den h. Worten Jesu.

Nach die Gräfin, hingestrichen von der Barmherzigkeit des Predigers, sog den Schleier herab, um die Thränen zu verbergen, welche über ihre Wangen flossen. Nach beendeter Predigt warzte sie, bis sich die Menge zerlaufen hatte. Nicht weit von ihr, hinter einem Haufe, lag, halb von ihm verborgen, eine weibliche Gestalt, die den Reinen und erst durch vertheilte Blicke auf die Gräfin. Ihre Gestalt, schwarz und leer, schien in sich selbst zu vergehen, vielleicht die Folge eines schwachen Körperbaues oder eines schnellen Nachschlusses, denn sie schien der Gelassenheit ihrer Bewegungen auch, noch sehr jung zu sein. Ihre ganze Haltung sprach von vollendeter Eleganz, ihre Kleidung indes sehr durchaus nicht der kalten Jahreszeit angemessen, verriet Armut, und man hätte bei ihrem Anbilde, wie ihre Glieder unter dem leichtem Gewande, daß sie bestir, gittern.

Die Gräfin beobachtete mit der größten Aufmerksamkeit diesen Joterelle die Gestalt, denn es schien das junge Mädchen aus der Welt zu sein, das sagte ihr das reine Kintil, die kindlich ansehnliche Gesichtszüge, auf denen sich der Ausdruck von dankbarer Blasse und dieser Melancholie gelagert hatte, die auf dem Gewichte eines fünfjährigen Mädchens so sehr auffallen. Die Gräfin wünschte wohl, sie zu sprechen, sich über die Mittel ihres Unterhaltes zu erkundigen — aber wie durfte sie es wagen, ihr nur ein Wort zu sagen, da sie nicht wissen konnte, ob es angenommen würde, da es von einer Fremden gekommen, zu sehr den An-schein eines Almosen hatte? Sie blieb daher unentschlossen auf ihrem Platz, geteilt zwischen dem

Manch, einer lebenden Person zu helfen, und der Frucht, die durch die Anstrengung zu bewerkstelligen. Ich schickte sie die Weisheit an, die ich für sie ver- lassen, ich damit trübend, daß sie in keinem Fall folgen konnte, weil die Unbekantheit ebenfalls die Verpflichtung habe, wenn sie wirklich nur sei, den Schüler zu listen, der ihre Weisheit noch beste. Jetzt erbot sich das junge Mädchen nicht, und ging lebhaft neben ihr her, obgleich unglücklicher Schritte. Die Weisheit kann plötzlich fallen, und bewerte nun, wie die junge Tochter sich an der Rückseite eines Stuhles anlehnte, als wenn die Kräfte ihr fehlten, weiter zu gehen; dort entspannen ihrem Munde noch einigmal jene anaristokratische Rede:

„Verzeihen Sie, Madam, wenn ich es wage, Sie zu belästigen, oder ich . . . ich . . . meine Mutter . . .“

Die Werbung für Weisheit, und schen vor ihren eigenen Worten zurückzucken. „Verzeihe dich, mein Kind“, sagte die Weisheit mit freundlicher Würde, „ich habe keinen Schmerz er- ceten, und hätte mich nicht eine falsche Furcht zu- rückgeholt, so wäre ich zu dir gekommen . . .“

„Ich verlange nichts von Ihnen“, unterbroch sie die Unbekannte, und wies mit Feinheit das Wohl- thut zurück, welches ihr die Weisheit leistete, „ich bin nicht reich, doch ich wage, aber bestehn . . . ich, nie, nie werde ich das!“

„Die Krone ist kein Verbrechen; darüber erziehen, überaus edler Stolz. Niemand habe diese kleine Unternehmung und sei überzeugt, daß meine Absicht dabei gewiß nicht ist, dich zu erwidern.“

„Sie haben mich nicht verstanden, gnädige Frau; ich wiederhole es Ihnen: ich bin keine Weisheit.“

„In der That . . . ich erinnere mich . . . od! ja, es ist so . . .“ und sich nach dem Stuhl der Weisheit wendend, sagte sie auf deren Wohlwollen mit gelindem Schusse und sagte: Sie haben etwas liegen lassen, ich wollte Sie nur davon in Kenntnis setzen . . .“

„Ich bin nicht so sehr, freundlich lächelnd, als wäre die größte Angst darüber, die Weisheit freund- lich grüßend, nach einer Seitenwende der Kirche. Dort blieb sie etwas stehen, als wollte sie abwenden, ihre Füße schienen sie nicht mehr tragen zu wollen. Inzwischen erhielt sie in der ersten Abendstunde neue Kraft, entfernte sich von der Kirche, sagte die ein- samsten Straßen und erreichte endlich ein ganz ärm- lich aussehendes Haus hinter dem Schiffe der Weis- heit. Sie durchschritt dann einen dunklen Gang, hing bis zum fünften Stockwerk auf einer schiefen Treppe hinauf, öffnete eine kleine Thür und sank an dem Bette nieder, worin eine höhere ausgebreitet Frau lag.

„Diese Frau“, harrt krank darniederliegend, war in eine schlichte wollene Decke eingehüllt, keine Spur von Krone war bei ihr zu finden; die Strahlen einer Nachtlampe warfen einen düstern melancholi- schen Schein in das Innere des Zimmers, kaum die schwarzen Wände beleuchtend, und das ganze Dämmerlicht bestand aus zwei Entzwei, einem alten Eschel, einem weißen hölzernen Tische und einigen Küchengeräth.

„Da bist heute lange ausgeblieben“, Robemia“, sagte die Fremde zur Tochter. Und da sie keine An- wort erhielt, sah sie ängstlich, den Kopf aus dem Bett erhebend, nach ihr.

„Was hast du, mein Kind? — rief sie — od, du starrst! . . . Wie bist du da! . . .“

„Halt ein, Mutter! . . . Ich verdiene dieses Lob nicht mehr . . . Ich muß die alles gelassen . . . Keine Tochter hat die Hand ausgebreitet . . . Sie war im Besitze zu betteln . . . Aber sie hatte den Mut nicht dazu . . .“

Die bleichen Wangen der Krone färbten sich plötzlich mit einem lebhaften Rot; sie schien einige Minuten die Sprache verloren zu haben. Inzwischen suchte sie das in ihr entbundene Gefühl zu befehi- gen, bis die Tochter stumm an die sich vor- bereitung kaum aufrecht halten konnte, und zog sie an die Brust.

„Du liebst mich doch wohl? — sagte sie mit kaum hörbarer Stimme — denn ich weiß, du würdest eher alle Schmerzen des Todes ertragen, als daß du Zurückgehende um Hilfe ansetzt!“

„Du müdest mit vorziehen, wenn . . . eine solche Erniedrigung eriparen?“ sprach Frau v. A. . . mit Verbittheit. Das hier hat unserer Hände Arbeit hingehört, und zu ermahnen, und ohne die furcht- baren Krankheit . . .“

„Man muß sich seines Todes nicht schämen, sagt die junge Frau zu mir, als ich ihre Hand aus- schlug; und wirklich schickst Gott, um unsern Stolz zu brechen, noch härtere Prüfungen!“

„Frau v. A. . . schwieg; ihr Haupt sank auf das Lager nieder, und Robemia, welche glaubte, sie wollte schlafen, überließ sich schmerzlichen traurigen We- denken.

„Dieser Kustrikt war indessen nicht ohne Folgen geblieben. Die Weisheit hatte, hinter der halber- schlossenen Thüre verweilend, die ganze Unterredung der Mutter und Tochter gehört. Als die junge v. A. . . die Kirche verlassen hatte, war ihre Ver- zeihung so süßlich, daß sie der Weisheit nicht ver- gessen werden konnte. Sie begriff, daß nur falsche Scham ihre Stube abgrenzen hätte, ließ daher ihren Wangen, die an der Stirnkehle hielt, zurückfahren, und folgte Robemia bis an die Thüre der armen Tochterkammer.

Den andern Tag war die Krone mit allen Be- quemlichkeiten umgeben, die ihre Lage erhehligen. Auf weichen Kissen gebettet, aber denn wech- selnde Decken glänzend, bei sorgsamem Auf- wachen, wurde sie durch die Krone eine Wohl- that ihrer Krone auf die an ihrer Seite sitzende Tochter, welche ebenfalls voll Stämmen über die stöh- lige Veränderung ihrer Lage war.

„Von diesem Tage an kam täglich ein Arzt zur Frau v. A. . . ein Bedienter ohne Titel war bei ihm, und trat in einem Korbe die nötigen Lebens- mittel. Bald kam die Krone das Bett wieder verlassen, und man drückte sie mit Wärme dem Do- ctor ihre Unmöglichkeit an, denn sie glaubte, er habe ihr so viele Wohlthaten erzeigt.

„Sie truen“, sagte er ihr, — in allem was ich that, befolgte ich nur die Anordnung einer Person, die Ihnen sehr bei Bergalt erweisen hätte, wenn nicht: Verschwendlichkeit und andere gar zu schänd- lich sind zu bezeichnen hätten.“

„Ach, legen Sie mir ihren Namen, ihre Adresse, sagte Robemia, — ich will hingehen und ihr dan- ken, denn ohne sie hätte ich keine Mutter mehr.“

„Mein erster Vär.“

„Wohin kam ich von meiner ersten Bärenjagd, jure. — Können Sie mir diese Bärenjagd ge- traut? — Nein? Offen gestanden, ich auch nicht oder freilich: man hatte mich zu dieser Bärenjagd befohlen!“

„Sie können so, meine liebe Tante, es giebt Situationen, welche keine eben so schmerzhaft sind, wie die Krone mit geprellter einem Hosen, der nur zehn Jahre jünger ist. Und in einer solchen fatalen Situation habe ich mich befinden. Sie sehen mich unglücklich an. Hören Sie!“

„Im letztverflohenen Winter habe ich viel in dem Hause des alten Barons Erdelaj verweilt. Warum lächeln Sie? Sie erwidern vielleicht, daß ich eigent- lich weniger des alten Herrn, der, nebenbei bemerkt, ein prächtiger Mann ist, als wegen der hübschen Irma, seiner Tochter, dort gewesen bin. Sie kennen Sie? Gut, dann werden Sie mir keine Geschwätz- verirrung zumuten. Häßlich, gut gewachsen, klug und doch einfach, mancherlei Prätentionen abgelegt, die man sonst mißtraut findet, mit einem Worte: ein Engel — aber wozu sage ich Ihnen denn das, Sie wissen es ja ohnehin! Später befiel sie, un- schuldig der ersten Geistes, die ich seit meinem Kin- derjahre für Sie begehrt habe, war ich in Irma bald total verliebt. Sie sind mir herzlich des- wegen nicht böse! Ich kann ja nichts dafür! Es ist einzig Irmas Schuld: sie hat so treuerherzige Augen, und immer, wenn sie mit mir eine Jagdgeschichte erzählt, immer wenn sie erzählt, den der liebe alte Herr hat — hat sie zur Bekräftigung gemein, gerade als wenn die Abenteuer des alten Hainard dadurch glaublicher würden. Wahrscheinlich hätte sie ein paar Mal in meinem Geschick gelesen, daß diese Geschichten mit Genug vorkamen, und um die Krone nicht Irmas Vater zu retten, hat sie mich dann ebenwohl sehr und unerschütterlich angesehen und kaum dazu genigt. Und wirklich, ich würde wollen über- nicht, ich mußte glauben. Ich weiß nicht, ob dies dem alten Barons selten geschah; ich vermute es aber, denn er gemah bald eine ausgeproben Jüngelung zu mir und ich mich einmal nach dem andern ein- zimmer wieder ergriffen er mir keine Geschichten und ich mußte sie glauben ohne Widerrede, denn Irma zwang mich dazu. — Dann habe ich sie auch im Hause von ihren Verwandten getroffen. Sie hat niemals viel gesprochen, mich aber oft angesehen, ruhig und doll, wie bei den Jagdgeschichten ihres Vaters.“

„Der Fölsung war noch nicht zu Ende, so konnte ich bereits die Wägen des alten Barons an den Hin- gen abhüllen. Selbst die schönste Musik vom durchgegangenen Tanzhörsen, den der alte Herr aus Perium erdoffen und nachher bejahren wollte, war ich unwendig, überhoh oder dabei, daß mir Herz an einer feinen Kette lag, als der unglückliche Tanz- künster. Als die Falsenzeit erbrach und die Ge- schichten nun aufhören sollten, konnte ich mich nicht mehr von dem Erdenischen Hause trennen; ich hielt um Irma an. Der alte Herr war entsetzt, er- kam so langweiligen Schwärmerstich zu bekommen, und stellte mir die Bedingung, daß ich ihm vorher das Heil eines selbstgeschlossenen Bären geben müsse. Irma wollte mich zwar ohne Bedingung haben, was konnte ich aber thun? Ich mußte in den letzten Herbst bleiben. Ich will damit nicht sagen, daß ich mich vor dieser Jagd gefürchtet habe; Sie wissen ja, daß ich bereits ein paar kleine Affären gehabt habe, und denen ich mich unabhängig herangegogen habe. Aber unangenehm war es mir, mich gerade in dem Momente von Ehen zu entfernen. Ueberdies weiß man niemals, wie so eine Sache ausgeht. Wie, wenn mir ein Unfall passiert und ich wegen einer Schranke des alten Herrn, der so sehr an einem er- erbten Gemoltheiten hängt, zum Krüppel wurde? Wäre Irma mich beispielweise als Finkstein oder auch nur mit entstelltem Gesichte zum Manne neh- men? Und so weiter. In solch rothge Weibanten verlegte mich die Entschädigung von Irmas Vater. So sehr ich über ihn und her dachte, fand ich keinen andern Ausweg; ich mußte wohl oder übel die Bärenjagd mit in den Kauf nehmen! Ich sagte also in Gottes Namen dem alten Herrn: „Ja, ich gehe auf die Bärenjagd. Also gleich. Morgen schre- ich fort, heute über acht Tage bin ich wieder hier, und dann machen wir Verlobung. Nicht wahr?“

„Der alte Herr schenkte mir auf meine Schulter und lächelte glücklich: Hebes Kind, vergiß nicht, daß wir jetzt im April sind. Im November beginnen die Bärenjagden in Siebenbürgen. Doch wird es mich und Irma recht freuen, wenn Du uns bis da- hin öfters besuchst. Ich werde heute noch an meine

„Das Müßigen der Weisheit anbelangt so hätte sie das Bild zu sehr, das man in der Unternehmung Anderer empfindet, als daß sie ferne noch die Sorge ihrer Wohlthätigkeit andern Personen anvertraut hätte. Dieses Bild, das sie mit dem größten Eifer zu verbergen suchte, füllte ihr ganzes Leben aus. Sie hatte nicht viel der Welt zu geben, aber sie hätte man sie flagen.“

„Das Müßigen der Weisheit anbelangt so hätte sie das Bild zu sehr, das man in der Unternehmung Anderer empfindet, als daß sie ferne noch die Sorge ihrer Wohlthätigkeit andern Personen anvertraut hätte. Dieses Bild, das sie mit dem größten Eifer zu verbergen suchte, füllte ihr ganzes Leben aus. Sie hatte nicht viel der Welt zu geben, aber sie hätte man sie flagen.“

„Das Müßigen der Weisheit anbelangt so hätte sie das Bild zu sehr, das man in der Unternehmung Anderer empfindet, als daß sie ferne noch die Sorge ihrer Wohlthätigkeit andern Personen anvertraut hätte. Dieses Bild, das sie mit dem größten Eifer zu verbergen suchte, füllte ihr ganzes Leben aus. Sie hatte nicht viel der Welt zu geben, aber sie hätte man sie flagen.“

„Das Müßigen der Weisheit anbelangt so hätte sie das Bild zu sehr, das man in der Unternehmung Anderer empfindet, als daß sie ferne noch die Sorge ihrer Wohlthätigkeit andern Personen anvertraut hätte. Dieses Bild, das sie mit dem größten Eifer zu verbergen suchte, füllte ihr ganzes Leben aus. Sie hatte nicht viel der Welt zu geben, aber sie hätte man sie flagen.“

„Das Müßigen der Weisheit anbelangt so hätte sie das Bild zu sehr, das man in der Unternehmung Anderer empfindet, als daß sie ferne noch die Sorge ihrer Wohlthätigkeit andern Personen anvertraut hätte. Dieses Bild, das sie mit dem größten Eifer zu verbergen suchte, füllte ihr ganzes Leben aus. Sie hatte nicht viel der Welt zu geben, aber sie hätte man sie flagen.“

Zweiter Sonntag im Advent.

Gongellum nach dem heil. Matthäus, XI, 2-10.
 Inhalt: Johannes, der Vorläufer Jesu Christi, lobet vom Gefängnis aus, in welches ihn Herodes Antipas wegen seines Freimutzes geworfen hatte, zwei Söhne zu Jesu. Dieser lobt die Würde des Johannes.

St. Nicolaus, der heilige Mann.
 Von Marie Schuylen.

Ich lebe nicht vor Jahren
 Ein Kind am Niederkommen,
 Der war bekannt bei Allen,
 Beliebt bei Groß und Klein.
 Ein Vorkind auch der Armen
 War er, und all um groß,
 War fast nur umgeben
 Das mußte man genau.
 Doch, geht's die Pflicht zu üben,
 Sag er im Sturmgewand,
 Des Nachts nach Lüden, d'oben
 Er mocht sich nicht d'rund!
 Sein treuer Schimmel kamte
 Zu Weiz und Zege gut,
 Das' froh, so's kühnste, führte
 Er trüb' sich wohlgenut.
 Wieg es zu arm e n Stunden,
 Der Kitz nahm nicht's bejahr,
 Und wußt' man sich bekant,
 Sprach er: "Ist Pflicht von mir!"
 In einem Winterabend
 Ritt er hinaus auf's Land,
 Gehüllt in langen Mantel,
 Der Hob ihn endlos wand,
 So herrlich' Dezemberkälte
 Nach heil' es sich geschickt . . .
 Doch Hob und Reiter waren
 Tagelang lang' gefitt.
 Oft trug er wohl von Hühn
 Im langen Winterabend,
 Begneten ihm Kinder,
 Dann gab es noch zu machen.
 Bei seiner Müllschür wurde
 Er durch' nen tiefen Wald,
 Unkenntlich nur's betreten
 Und grunzte, eich' fast.
 Ein tiefem Abgrund führte
 Ohmal's sein Weg vorbei,
 Was hatte nur sein Hühnlein,
 Das' hat so fremd, so kühn?
 Man wußt' es nicht zur Zeit,
 Was war denn aus' gefitt'n?
 Dann aber Hob es möglich
 Wie auf' Kommando hob'n.
 Der Kitz Hieb gleich vom Felsen
 Und lag noch dunkel liegen,
 Verbetet auf der Erde,
 Das' wußt', wie in der Wogen.
 Ein Wintersturm, im Schimmer
 Galt es sich sich' unerschrocken . . .
 Da ist in milde Augen
 Ein Hühnlein' eingeboren.

Der Kitz — bei der Laterne —
 Ganz heilig' sah aus,
 Dem Wunder, daß die Kinder
 Meinten, es sei Sankt Nicolaus!
 Der Deltige sei gekommen
 Zu ihnen in der Nacht —
 Und habe seine Sachen . . .
 Und sich' rot mitgebracht!
 Sie redeten fromm und gütlich
 St. Nicolaus ihre Dank,
 Dem Kitz vor lauter Rührung
 Die Thrän' im Auge stand —
 „Wir sind nicht brav gewesen,
 Nur weil der kleine Knabe,
 Wir hatten Holz im Walde,
 Doch heil' ich wenig habe —
 Der Schnee kam auch so schnell
 Und hätte bald und ein . . .
 Da schäuter — hier zur Seite —
 Der Hühnlein' wir ein.“
 Der Kitz hob' aus der Hühnlein,
 Die er lieb' bei sich trug . . .
 „Nun guten Nacht zur Eucharistie . . .
 Und „Viel' red' gab's genug.“
 Wie da die Hühnlein' strahlten!
 Dann ging's zu Pferd nach Haus —
 Dort schaut vor sich und Schrecken
 Die Mutter bang schon aus.
 Ein Schreckensschrei durchdringt
 Den einsamen, tiefen Wald,
 Als schallt's her die Heil'ig
 Des braven Mann's Gestalt.
 Die Kinder aber springen
 Man froh' zum Winterlein,
 Die geht auf die Erzählung —
 Von heil'gen Mannern — ein.
 Der spricht: „Hob' immer artig,
 Hühn' brav durch's ganze Leben
 Zum Dank — daß sich der Heil'ig
 Bereit' hat das Leben!“

**Zum Feste der Unbefleckten Empfängnis
 Maria.**
 (8. Dezember.)

O Jungfrau rein, der Himmel's Wohnen
 Und unser Fels im Erdentod!
 Dein Festtag strahlt wie Marienonne
 Im Erdenthal zur Winterzeit.
 O Jungfrau, schön und auferstehend,
 Wie Rosenkranz und Sonnenlicht!
 Du bringst Allen, die betören,
 O Wiederkehr, der wir ersticht!
 Wein, wie die jungfräuliche Erde,
 Daraus Obst den Adam werden ließ,
 Wein, wie das milde, süßesäure,
 Noch unentworfene Kornfeld!
 So rein wie Du war nicht die Krone
 Der ersten Ullie, die gelübt,
 So rein ist nicht dem höchsten Throne,
 Der reinig' Angel, der da trit.

Nicht anders darf es sein, o Fels,
 Als doch ein' Maler's Hand war,
 Die Gott erhoht zu solcher Höhe,
 Daß sie das ewig' Wort sprach.
 Drum bei dem Boten Wort und Ehre
 Steht nun Dein Thron im Himmelreich,
 Drum hulldich vor Deinem Throne
 Der Engel' Ehre all' junctig.
 Auch wir begeh'n im Trübenhohle
 Dein heil'ig' Fels, o Mutter, heut,
 Zum Aufgang, zum Festtage
 Verkünd' der Wied'erk' Heil'ig:
 „O Maria! heil' es wieder
 Von Turm zu Turm, mit frohem Schall,
 Und hulldich blüht vom Himmel nieder
 Die Mutter auf die Kinder all'.“

Der Heilig' von der unbefleckten Empfängnis
 Maria ist zu jeder Zeit in der christlichen Kirche
 geliebt worden. Als ist wohl ein verständiger
 Mensch, der glauben könnte, der Sohn Gottes habe
 sich einen lebendigen Tempel und einen heiligen
 Thron zum Wohnsitz gewählt und gebaut und sei
 genügt worden, das erste Recht auf denselben dem
 Satan einzuräumen? fragt der hl. Cyrillus. Da-
 rum hat die Kirche öffentlich erklärt, daß die Lehre,
 welche behauptet, daß die allereifigste Jungfrau Maria
 vom ersten Augenblicke ihrer Empfängnis durch eine
 besondere Gnade und Bevorzugung des allmächtigen
 Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi,
 des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jeglicher
 Makel der Ursünde bewahrt und freigebildet, von
 Gott großmütig sei und deshalb von allen Män-
 nern sei und handhelt geliebt werden müsse.
 Maria Empfängnis ist das erste Mutter-
 Gottes-Fest im Kirchenjahr und erinnert an
 die erste Verehrung der allereifigsten Jung-
 frau in der christlichen Kirche. Diese wird schon
 bewiesen durch die in unserm Jahrhundert
 aufgefundenen Bildwerke in den Katakomben. Das
 Conterium der Tomilla summt aus dem ersten
 Jahrhundert. In denselben ruhen die heiligen
 Märtyrer, welche Hühnlein' der Apostel waren.
 In der Kapelle dieser Katakomben, wie in der der
 hl. Agnes und mehreren andern, wurden Bilder der
 Gottesmutter entdeckt in den verschiedensten Auf-
 stellungen: Allein und mit dem Kind auf dem
 Schoße oder das Kind den hl. drei Königen zur
 Anbetung darreichend — ein glänzendes und un-
 erschütterliches Bemaal, das uns die Tradition in den
 Bildwerken der Katakomben von der fernstehenden
 Verehrung der hl. Jungfrau vom Anfange und von
 der Ordnung der christlichen Kirche an darbietet.
 Die Feste der Empfängnis Maria ist auch
 eines ihrer höchsten und allerniedrigsten Feste. Im
 Morgenlande behand' nachweislich schon im fünften
 Jahrhundert die Feste der Empfängnis Maria, be-
 sonders in der griechischen Kirche und beliebt un-
 geschieden bis auf den heutigen Tag fort. In Spa-
 nien wurde dieselbe Feste vom heil. Idefonsus
 allgemein eingeführt, obwohl einige Städte dort
 solche vom Apokalypse Jakobus her begeh'n zu haben
 behaupteten, wie denn in jenen altchristlichen Katakomben

der Hände an die unbefleckte Empfängnis Mariä so gehandelt und verehrt war, daß mit dem Bekanntnis derselben die Gläubigen einander grüßten und die Briefe jeder Bede die nächsten Jahrhunderte schon ward die Feiertage dieses Geheimnisses in Regel gehalten, wie eine dort angeführte Notiz über den Namen aus jener Zeit beweist. Im ersten Jahrhundert kam sie in der Kreuzzüge mit durch eine Ungeduld, die dem Heiligen während eines Zeremonien, geworden und wodurch sie ihm angeschlossen ward; wie meist auch in Gallien neue Städte am die Feiertage weihen, seit den Ursprüngen des Christentums dort die unbefleckte Empfängnis Mariä gelangt zu haben. Dann brachte der hl. Bernhard des Heiligen in England auf, und von da ging selbige im nächsten Jahrhundert nach Belgien und zurück nach Frankreich, bis nachweilich im beizehenden oder vierzehnten, vierzehnten Jahrhunderte auch die römische Mutterkirche solche annehmen und damit sie der ganzen Kirche fürgehe. Im alten Römischen Erzbitum ist seit langer Zeit diese Feiertage das Haupt- und Schlußfest des ganzen Erzbistums und tragen die Kapitelare seiner Kathedrale auf der Seite das Bild der gebenedelten Jungfrau mit der Linschiff: „Die ohne Makel empfangene Jungfrau.“ Mit dieser allgemeinen heiligen Feiertage der Empfängnis Mariä ist eigentlich auch schon die unbefleckte Keuschheit und volle Heiligkeit derselben ausgesprochen. Denn wäre Maria wie alle andere Menschen in der Erbsünde empfangen worden, dann müßte eben dieser Ursprung ihres Lebens das einzige Verbrechen in demselben, wovon sie nicht als die seltsame Jungfrau und heilige Gottesmutter zu erkennen gewesen und das darum noch heute eher der Trauer als der Feiertage würdig wäre. Denn doch nur Heiliges und Heiliges, das Heiliges und dem Heiligen zum Heile Erfreuliches Gegenstand schloßer Feiertage ist, wie der hl. Bernhard, seinen Widerspruch selbst verurteilt, sagte: „Wie könnte eine Empfängnis gezeit werden, die nicht heilig wäre? Anders würde sie durch solche Feiertage die Sünde gebot.“ „Gott will nicht, daß die Erde nicht, sagt der hl. Bede, daß die Feiertage für heilig hält und jedes Jahr mit Aufrufen der ganzen Welt in festlicher Feiertage beehrt.“

Die weite Verbreitung der Kunde zur unbefleckten empfangenen Jungfrau Mariä in aller Welt wird auch durch die Werke der christlichen Kunst und durch die Nachrichten der Heraldik nachgewiesen. Schon sehr hat die christliche Kunst bei den Darstellungen dieser Art ein durch Schönheit und gedankenvolle Beschaffenheit hervorzuhebendes Merkmal angestrichelt. Die hl. Jungfrau steht aufrecht auf dem Erdballe, einen Allenspiegel in ihrer Rechten haltend. In ihren Füßen ist der Mond abgebildet, und die Schlange mit dem Kopf der Verführung im Rücken. Ueber ihrem Haupte erhebt die Sonne und ein Sternenträuer. So ist die Mutter des Herrn unähmliche Rufe hervorgehoben, z. B. in Karlsruhe und anderen Kirchen des heiligen Ordens, für welchen dieses Bild Wappen und Schmuckstücke geworden ist. Die Sonnenkugel hat sich auf den Wänden des 16. und 17. Jahrhunderts zu einer neuen, die ganze Figur umgebenden Blumengirlande angeordnet, in welcher, namentlich auf Wänden, die Gottesmutter oft erscheint. Die genannten Symbole sind der heilige Schrift entnommen. Die Schlange ist das Sinnbild der Sünde, die Sternenträuer und die Sonnenkugel ein Sinnbild jenes allerreinigen und himmlischen Lichtes, in welchem Maria von Welken an Irthümern des Mondes, welcher abschneidet in und abnimmt, Sinnbild der Weisheit und die Hunderterlei sehr Dinge dieser armen Welt. In späteren Zeiten erlangte der Mond zu den Füßen Mariä die Bedeutung eines historischen Erinnerungsbildes. Seit dem Siege bei Lepanto wird der Mond zum Halbmond umgewandelt, wie ihn das alte Wappen von Ravennasinnkel und das Reichthum der Türken anspiehet. Der Halbmond zu den Füßen der Gottesmutter sollte an die Thaten erinnern, daß die christlichen Krieger über den Islam siegreich waren, als die Christenheit im hl. Rosenkranzgebete die Fürbitte und den Schutz der hl. Jungfrau anrief. Als die Zeiten der Wut, in denen die Türken die Städte von der Gasse aufsuchten, vorüber waren, nahm man wohl in dankbarer Erinnerung

das Bild der hl. Jungfrau mit dem Abreißern des Halbmonds in's heilige Wappen und Siegel auf. Wäre unter dem Schutze der unbefleckten empfangenen Jungfrau gescheh. Der kanonische El. Verzeihung und im Jahre 1729 erneuert wurde, verpflichtete seine Mitglieder zur Verehrung der Heber von der unbefleckten Empfängnis. Der höchste päpstliche Orden ist der hohen Ehrenorden, namentlich unter dem Namen dieser Mächtige genannt. Dem Ordenzeichen war früher eine goldene Kette, die auf der einen Seite das Bild der unbefleckten Empfängnis, auf der andern einen Elephanten aufwies, später einen goldenen, weiß emalierten Elephanten, der auf Wollen trägt mit einem turmhochem Korb. Darunter ist die Thaten, daß der Waise Frau schon vor Jahrhunderten durch einen eigenen Heiligen gezeit wurde, und zwar in einem von dem Mittelpunkt der Christenheit so weit entlegenen Lande.

Als Papst II. hochseligen Andenkens, im Jahre 1849 den Heiligen der neuen Welt sein fünf Jahre später ausgeführtes Vorhaben mittelst die Waise von der unbefleckten Empfängnis Mariä als Waisenschein zu vertheilen, schrieb er u. A.: „Die seltsame Jungfrau, die die den Geist ihrer Verdienste über alle Engelhöre bis zum Throne der Heiligkeit empor führt, die Kirche gestützt, sie die Heiligkeit und gottähnliche ist und das christliche Volk zu allen Zeiten und den größten Wohlthaten erzieht, unter die Wohlthaten und den Anfall aller Heiligkeit verdienstlich und von dem Unterstange bewahrt hat, der dem Heiligen die Feiertage, daß sie unter dem Kardinal Innocenz's Schutze, unter dessen Schutz diese Heiligkeit empor führt, deren Vertheilung wir erleben. Wir würden Dank sagen dem, der in Maria von Tage ihrer unbefleckten Empfängnis an die Halle aller Güter niederzuleiten hat und will, daß solche von ihr auf uns überleitet.“

Aus dem Herzen Afrikas.

Die ruhig aber zielbewußt fortschreitende Vereinigungsaktion in den europäischen Kulturstaaten bedingt Gindämmung und Unterdrückung der Sklaverei in Afrika, die flochtigen und virtuosen humanitären Hilfswerke - Maßnahmen an der Ostküste Afrikas, im See - Gebiet Innerafrikas und die Thätigkeit für die Fortbildung bis in die neueste Zeit dem Kardinal Vogler's in Nord den Sahara, alle diese Bemühungen mit ihrer unzählbaren Aufopferung und den nicht zu vernachlässigenden seeligen Erfolgen haben mehr denn je die Aufmerksamkeit der christlichen Welt auf den Dunkeln Erdteil gerichtet. Wie dunkel das Inner-Afrika für die Fortbildung bis in die neueste Zeit dem Kardinal Vogler's war, das beweisen die Werke der neueren Afrikaforscher, wenn man sie mit den urheiligen Schilberungen und Märkten früherer Reiseführer vergleicht. Es ist nicht allzulange her, daß der Schiller auf der Schalbank Inner - Afrika als eine große Sandwüste geschildert wurde, und doch ist nichts unrichtiger als das. Andere Afrikaforscher der älteren Schule schildern, mehr ihrer Phantasie als dem Klagenheime folgend, namentlich das Inner-Afrika als ein Verhabsland zanderfüllter Waldpründe von Horren und Palmen, Alkengewinden und schwanenfarbenen Schlinggewächsen - Gärten, belebt von dem Gemurre farbenglühernder Affen, prächtig geschmückten Vögeln, netzen Affen - und doch trifft diese Schilderung fast in nichts auf Inner-Afrika zu, indem sie ist den Verhältnissen Saharalands entzogen.

Die natürliche geographische Beschaffenheit des afrikanischen Dreieck-Beltalls läßt sich kurz dahin zusammenfassen: zu außert ein ziemlich niedriger, hochaufragender Kletterstein; dann ein Hochland, etwas von der Durchschnittshöhe der Alpen; auf diesem erhebt sich im östlichen Theile in seiner höchsten Ausdehnung von zahlreichen Bergen und Thälern unterbrochen. Die Küstengebiete sind, soweit sie nicht bereits unter rationeller Kultur stehen,

Charakterisiert durch die sonnenverbräunten Hautwärmungen in denen sie und da eine Palme steht, durch vereinzelte armenige Dörfer und Küstenbefestigungen.

In den sonnendurchfluteten Oasenwäldern der Küstengebiete haben Kaperden und Palmen, in den sonnigen Weiden der Fluss- und Stromgebiete Kaktus und Rispelbäume ihre Heimat. Die besten Fische sind durchgängig gezeigte fische; die besten Weiden charakteristisch, die man aber nicht mit den heiligen Wäldern Saharalands oder den süßen Kaperden Jodien vergleichen kann, da sie nicht nur niedrigen Baumwuchs und mageres Gaaumwerk aufweisen. Von hier und da trifft der Reisende eine kleine Fischepalme, eine glänzende Gumpelwiese, eine farbenglühende Wälder. Der Reisende der Wälder ähnelt untern Giseh, Büschen und Wäldern, nur übertrifft untern Wälder jene der innerafrikanischen Hochländer an Höhe und Frische des Wachstums. Der Reisende kann langsam seinen Marsch über seine Fischepalme fortsetzen, bis er einen Hügel oder eine Wälder zu Grunde bekommt.

Von den neuesten Afrikaforschern, die bis in untern Dreg dieses Beltalls vorgezogen sind, verdient Herr Drummond mit seinen Schilberungen von „Inner-Afrika“ (ein vollständiger Bericht über die Reise von Capricorn „Tropical Africa“ erschien vor kurzem bei Dr. A. Neuberger in Gießen) das verdient hervorstechende Erwähnung, als seine Schilberungen sich durch eine seltenen Reizbarkeit und durch die Schärpe der Form auszeichnen. Von Prof. Drummond werden Wand und Leute in Inner-Afrika also beschrieben:

Bevorzugt in den erhabenen Wäldern (der Hochländer), wie die Angehörigen im Dreg, in jeder Hinsicht vor einander und vor ihnen gemessen sind, dem Eschienen, finden sich die seltsamen Erscheinungen der Eingeborenen. Und hier in derartig fichtigen Hainen laubt der Mensch im Ursprung, ohne Kleidung, ohne Bildung, ohne Geselligkeit, ohne Religion (sein auf der unteren Stufe der Natur), das edle Bild der Natur. Ein jugendlicher Mensch sieht man seinen Schwanz umschlingend aneinander gerieben gemächlich hin hängen; ein fiesig Stock macht er sich ein Haus. Die Kunde, die er davon abhält, gibt sein Denken Kleidung; die Frische, die an den Hüften hängt, sind seine Ausbeute. Es ist ganz unähnlich, wenn man darüber nachdenkt, das edle Bild der Natur. Ein jugendlicher Mensch sieht man seinen Schwanz umschlingend aneinander gerieben gemächlich hin hängen; ein fiesig Stock macht er sich ein Haus. Die Kunde, die er davon abhält, gibt sein Denken Kleidung; die Frische, die an den Hüften hängt, sind seine Ausbeute. Es ist ganz unähnlich, wenn man darüber nachdenkt, das edle Bild der Natur.

Ein jugendlicher Mensch sieht man seinen Schwanz umschlingend aneinander gerieben gemächlich hin hängen; ein fiesig Stock macht er sich ein Haus. Die Kunde, die er davon abhält, gibt sein Denken Kleidung; die Frische, die an den Hüften hängt, sind seine Ausbeute. Es ist ganz unähnlich, wenn man darüber nachdenkt, das edle Bild der Natur.

Man tabelt den Afrikaner oft seiner Trägheit wegen. Es ist richtig, daß der Afrikaner müßig am Marke steht; doch ihm fehlt, ist Arbeit. Die Geringfügigkeit des Afrikaners ist übrigens seiner Entwidlung zur Kultur recht im Wege. Schon jetzt ist es schwer, neue Bedürfnisse bei ihm zu wecken, und wenn man ihm eine Elle Galico oder einen Fandooß Schokolade verschafft hat, gibt es einfach nichts mehr, womit man ihm zur Welt oder Dummheit bringen könnte; nichts sonst aus dem weißen Manne's Weisheit hat die Spur von Wert für ihn. Unter die Geschenke, die ich für die Hauptlinge mitnahm, war ich zu unerfahren, eine Leinwand zu schicken; ich hätte eben gut ein Kaviar mitnehmen können. Ich brauchte meine eigene Nase. In jenem feinen Genusse, überließ hat bei Afrikaner kaum eine Vorstellung davon, was Fett ist, dieche liegt noch ganz außerhalb seiner Berechnungen. Es war mir einmal darum zu thun, das Dampfboot auf dem See rechtzeitig zu erreichen; ich wollte mich dabei bei einem einfaches Hauptling entschuldigen, der mich nicht gehen lassen wollte und bei dem es nicht grüßte, noch sich anders als freundlich zu verabschieden. Der Mann hatte mich an. Das ich erwidern konnte, war ihm nicht nur unwillkommen, sondern ging über seinen Verstand; ich hätte



Güldendorfer Sonntagsblatt

Religiöse Beilage

Güldendorfer Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur: Eduard Weber.

Druck und Verlag der Buchdruckerei des Herrn Eduard Weber in Düsseldorf.

Nr. 50.

Sonntag, 18. Dezember.

1891.

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem hl. Johannes 1, 19-28. In v. 1: Johannes, der Täufer, bezeugt vor den Angehörigen des hohen Priesters, der ihn wegen seiner freizügigen Lebensart und Freymüthigkeit für den Messias zu halten anfing, Jesus als den Messias, sich selbst aber nur als Bezeugten be- selben.

Adventgedanken.

In den stillen Stunden des Abends der kalten Wint, Und die alten Tücher nehmen Von dem Himmelstau. ... Die Welt ist ein Garten Gottes, ein Feld der Gerechtigkeit zu sehen; manche Wälder und an- dere Früchte sind hier zu sehen; aber dabei wie viel Gottlosigkeit und Sünde unter denen, die sich Christen nennen! ...

Die Stimme des Rufenden in der Wüste.

Schallt uns im heutigen Evangelium entgegen. Da steht er, der Mann Gottes, in dem großen Gemach von Amman, mit dem lebenden Wälder aus die Wüste, am Jordan und predigt Wüste. Sein Ruf ist unerschütterlich; aber seine Predigt ist ge- waltig; denn er spricht vom Heil der Welt. ...

einmal auf die Erde geschaut hat, ein heiliger Prediger des Herrn. Und was predigt er? Er predigt Wüste und Verflüchtigt, daß kein der Herr erscheinen werde, dem er nicht würdig ist, die Schreien auszulösen, der das Wort Gottes ist, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, der durch sein heiliges Leben, Leiden und Sterben die Wüste der Welt in einen Garten Gottes verwandelt, der mit seinem Blute die garten-, glühenden und hebelere Wüste tränken und zu einem Gärtenparadies be- fruchten wird.

Aber wo findest du diesen Garten Gottes, dieses Gärtenparadies? Bild dich um in der Welt! Ist er da anzutreffen? O, da ist wenig von Frucht der Gerechtigkeit zu sehen; manche Wälder und an- dere Früchte sind hier zu sehen; aber dabei wie viel Gottlosigkeit und Sünde unter denen, die sich Christen nennen! ...

... Und wie ist daneben noch so viel Unglaube, Unwissenheit, Selbstsucht! Wo findest du in dieser Wüste eine Justiz, einen Trost? Der Prediger in der Wüste verflüchtigt auch die den Heiland der Welt, der auch dem Heiland ist und fordert dich auf, ihm die Wege zu bereiten. ...

Herrn. So kommt der Herr, wenn wir unser Inneres gehörig gerichtet und in eine Verfassung gebracht haben, welche es ihm ermöglicht, uns nach seinem Willen mit Gnaden zu beschenken. ...

Die Verkörung der katholischen Mission in Äthiopien.

Ueber die Verfolgung der Christen in Äthiopien wird dem „Echo d. G.“ von einem dem Tode mit Mühe entkommenen Augenzeugen, dem hochw. Richter Bischof von Aden, Herrn Auguste Beauv. O. S. Fr., einem Rheinländer, unter dem 7. Sept. aus Gen. folgendes geschrieben:

„An aller Stelle ist ich Ihnen mit, daß am 2. September nun auch in der am Hauptstadt ge- legenen Hafenstadt Aden (franz. Djibouti), dem Mittelpunkte unserer Mission von Südwest-Punt, sämtliche Gebäude der Mission — Residenz des Bischofs mit Kirche und Seminar — und der Anstalt, die Häuser der protestantischen Missionäre, das im Bau begriffene neue englische Consulat und die Häuser der wenigen dort ansässigen Europäer der Welt das was geheimen Besitzern gegen die Euro- päer aufgehängten Säbels zum Opfer gefallen, voll- ständig ausgeplündert und bis auf den Grund nieder- gebrannt worden sind. ...

... Am 1. September fand sich an der Spitze des

Waisenhaus ein anscheinend sehr armer Mann mit seinem zweijährigen Kinde ein, welches er als die Tochter einer sehr frommen und zugleich sehr armen Witwe bezeichne, die kaum imstande, aus Mangel an Mitteln sich selbst irgend eine Erhaltung ihrer Krankheit zu verschaffen, dies den Schwestern geben wolle. Derselbe übernahm das Kind, und der Überbringer stellte, wie üblich, eine Schenkungs-urkunde aus. Im Begriffe, endlich sich zu entfernen, bat er noch um ein Almosen für die kranke Mutter des Kindes. Die Schwestern überreichten ihm das Begehrte, mit dem Bemerkn, dass eine Erwähnung der Krankheit einzig unter dem Titel als Almosen gelten wolle. Der Mann war damit zufrieden, dankte und ging dann seine Wege.

Am Laufe des Tages erklärten die Wärterinnen des Waisenhauses den Schwestern, daß das grösste Kind keineswegs ein Mädchen, sondern ein Knabe sei. Veranlaßt über den Betrug jenes Mannes, ließen die Schwestern sofort ernstlich, jedoch vergebens, nach diesem forschen; der Betrüger hatte einen falschen Namen geschrieben, und Niemand wußte seinen Aufenthalt. Am folgenden Morgen vernahm die Schwestern, daß eine Frau in der Stadt ein Kind suchte, das man ihr geföhlen. Sofort ließen sie am für obenbenannten Knaben zu sehen. Sie kam, bezeichnend ihn als ihren Sohn und hocherfreut, ihn wiederzusehen zu haben, ging sie mit denselben, den Schwestern vorher noch für alle ihren Kinde gedankten Sorgen bestens dankend, von dannen. Allein dieser Frau war eine Menge von etwas 100 Pfunden geföhnt, die im Vorhofe des Waisenhauses Posten geföhnt hatten und sich nicht entfernen wollten. Ich wurde deshalb aus der Waisenhaus Weisung, wo ich mich befand, von den Schwestern zu Hilfe gerufen und traf bei meiner Ankunft auch schon den Grafen v. Arnou, den Ober des Hofamts, und den Doktor Albricht, an, die gleichfalls zum Schutze der Schwestern herbeigekommen waren. Sofort ließen wir den Magistrat der Stadt rufen. Der Magistrat kam mit seinem Personal und ließ angeordnet durch seine Beamten die Menge, die sich inzwischen schon bedeutend vermehrt hatte, hinaus- treiben.

Darauf schien alles ruhig; Graf v. Arnou und der Doktor schritten zu ihrer Berufspflichten zurück. Der Magistrat verordnete noch einige Zeit bei uns, um eine Tasse Thee zu trinken. Während wir mit einander redeten, hörten wir zu wiederholten Malen laut auf der Straße schreien. Da ich das Schreien öfter und immer härter wiederholte, ging endlich der Magistrat nachsehen; ich folgte ihm persönlich; niemand schreie zu uns zurück, wir waren also ganz allein, weder der Magistrat, noch einer der Beamten derselben, noch überhaupt irgend ein Fremder war im Waisenhaus. Einen Moment nachher hörten wir abermals und immer lauter schreien; wir liefen im oberen Stockwerke durch die Treppen und bemerkten eine ungeheure Menschenmenge vor der Thür, aus der Waisenhaus angrenzenden Wohnung eines protestantischen Missionars, namens Soverdy. Die Treppen zum Anzuge schienen schon gegeben, denn von allen Seiten strömten Massen wie wilder Menschen herbei und gegen das Eingangsthor zum Hause des Soverdy. Sie schlugen das Thor ein, drangen herein in das Haus, zerbrachen und plündernd, und hielten es endlich mit Hilfe von Petrusen in Brand. Alles dies war das Werk einiger Augenblicke; kein Soldat und niemand war zur Stelle, der den Unthun geordnet hätte. Wegen eine solche wüthende Menge war auch der Magistrat mit seinem geringen bewaffneten Personal ganz machtlos. Herr Soverdy konnte sich noch mit knapper Not durch eine Hinterthüre retten; dessen Vermögen und Kinder waren glücklicherweise von H-Hand gerettet.

Als wir im Waisenhaus das grösste Verhängnis über den Thronen in unmittelbarer Nähe sahen, erkannten wir sofort, daß unserm Waisenhaus das gleiche Schicksal bevorstehe. Wir verhielten daher zu entsetzen, allein es war unmöglich; das Waisenhaus war schon von allen Seiten umringelt. Wir verschleichen uns sehr alle Thüren, aber wie im verfluchten Netz der rasende Menge mit schweren Steinen, und Gott weiß was sonst, dieselben und dringt durch drei Thüren zugleich bei uns ein. Alles was ihnen im Wege liegt, brechen und schlagen diese Wüthende in Stücke und werfen diese, sowie Alles, was ihnen in die Hände fällt, auf uns, die wie in die Thüren und allen zum Klotz, um uns auf unseren letzten Augenblick vorzubereiten. Raum hatten die Schwestern und alle Insassen des Waisenhauses, Groß und Klein, dichtgedrängt um den Altar, so sind unsere Verfolger auch schon in die

Stiche eingedrungen. Alles unbarmergig verfliegend, Blinde, Blinde, Weichhülser, Jammern, Kampen usw. während man von diesen durch die herein gestürzten Fenster fortwährend Stein hinunterstößt. Alle Thüren haben die Absolution, aber noch nicht die H-Kommunion empfangen, da diesen schon schwere Dohlschüsse auf die Schwestern und mich zu. In diesem Augenblicke wurde ich mich mit dem Allerhöchsten direkt gegen die Angreifer, und, wie es gebräuchlich ist, gegen sie auf ein paar Nagelstiche gegen die Thüre zurück. Wie andere traten schnell in die Sakristei; dort empfingen Alle die heilige Kommunion. Wir öffnet unser Leben dem Herrn auf, und dann löste ich mich mit dem Chorium in den Händen neben in der Thüre zwischen Kirche und Sakristei, während die Schwestern und Kinder hinter mir blieben. Schnell sind Thüren, Tabernakel, Kronleuchter und Alles, was sich auf dem Altare befindet, auf den Boden, wo es größtentheils in Trümmer geht. Eine Schwestern ergreift noch die Wundkrone, die sie während der ganzen Katastrophe nicht mehr von sich löst. Aber nun, wie man von der Höhe auf uns einwirft, daß die Säulen von Bismarck, wie man uns mit Bomben und anderem schlägt! Wir kückelten mit den armen Kindern weiter in die Sakristei hinein, sie war noch; und nun schien gar kein Ausweg mehr möglich, unter Aller Tod befürchtend, man ließ mich auf uns, man warf noch uns; einige Schwestern und ich hatten schon Schwanden. Da in diesem Augenblicke ein Schrei aus der Menge herüber, die hatten, als ob sie uns helfen wollten. Was sein; ich glaube eher das Gegenteil. Also, dachte ich, hinaus, wenn eben möglich! Der Eine und Andere half uns bei diesem Verlaufe wirklich; unter Schreien und Schreien, Hüllen und Wälzen kamen wir in den von Waisenhaus nach dem Hofe (Hof) mit seinen Sakristei.

Der Warden ist wie verunglückt; die Beamtinnen umringen uns, um uns nach Kräften zu schätzen, konnten aber doch nicht verhindern, daß man über ihre Köpfe hinweg von allen Seiten auf uns einwarf und schlug. Sie waren mit uns einig, daß wir nicht auf alle Fälle hinaus müßten. Alles war schon erfüllt, das Gedulde hinter uns hing an zu brechen; also die höchste Zeit zur etwaigen Rettung, vorwärts! Wir kamen zur Thüre, aber dort empfing uns ein wahrer Hagel von Steinen; ich wurde am Kopfe schwer verwundet, das Blut rannte mir in Strömen auf meine Kleider, und das Gesicht der Thüre. Die Steine sind hart und sehr gefährlich. Ein Beamter führt uns dem gerade im Hofe vor Anker liegenden Steamer zu. Der Kapitän hat uns bemerkt, er schickt uns sofort eine Barke mit einem Offizier und einigen kräftigen Matrosen zu Hilfe, wir kommen glücklich an Bord und sind gerettet.

Waisenhäuser.

Reformpläne zur Bekämpfung der Unheilthat und deren Folgen drängen sich jetzt überall auf die Tagesordnung. Auch die Waisenhausfrage gehört in dieses Kapitel. Dem Berliner Magistrat ist neuerdings wieder ein Vermögen zur Errichtung eines Waisenhauses zugefallen. Er soll bereits 1/2 Mill. zu diesem Zweck in Bereit haben. Wenn es zur Errichtung eines Waisenhauses in Berlin käme, würde dieses das Beispiel in Deutschland nachahmen können. Es wäre das ein Rückschritt in der bürgerlichen Entwicklung des Waisenhauswesens. Denn es schien, als ob die Waisenhäuser in den germanischen Ländern gänzlich zum Verwehen verurteilt seien, während sie bei den römischen Völkern in Blüte stehen, und bei den Slaven sich wenigstens behaupten. Die protestantische „Kultur“ glaubte die von der katholischen Charitas begründete und gebrachte Einrichtung als veraltet und überwinden bei Seite wecken zu können. Es wäre dies nicht der erste und vergebliche Versuch, die Sache zu beseitigen, daß das 19. Jahrhundert in der That auf veraltete „mittelalterliche“ Einrichtungen zurückgegriffen.

Der Umstand, daß die Waisenhäuser im Schatten der katholischen Kirche groß geworden sind, braucht uns nun keineswegs eine Heures zu Schwärmen für diese Waisenhäuser zu machen. Es ist vielmehr unbedenklich zu prüfen, ob sie in der gegenwärtigen Verhältnisse hinreichend, ob ein Bedürfnis vorliegt, welche Vorteile und welche Bedenken in die Wägung stellen, welche Einrichtung den modernen Waisenhäusern zu geben ist.

Wenn in Berlin die Frage zuerst bremsend wird, so erklärt sich das nicht einmals daraus, daß Berlin den größten Prozentsatz der unheilthätigen Waisenhäuser hat. Weder giebt es manche, auch ganz lässliche Beispiele in Deutschland, wo die unheilthätigen Waisenhäuser verhältnismäßig häufiger sind. Aber es fällt sehr dem Verstande, daß in den bündlichen Verhältnissen ein Kind unzureichender Nahrung viel leichter mit durchgeschleppt wird als in der Stadt, wo die Mutter oft vollständig hilflos dasteht, ohne auf ein Verlangen oder Nachsehen, ohne Obdach für das Kind, angewiesen auf den Verdienst, der kaum zu ihrer eigenen nothwendigen Erhaltung ausreicht. Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß auch auf dem Lande manches Kind dieser Art zugrunde geht, das durch gehörige Pflege erhalten werden könnte.

Förderung der Unheilthat ist ein launiges phantastisches Schlagwort, mit dem sich gegen noch viel mehr Dinge, als die Waisenhäuser operieren läßt. Es giebt Häuser, die sich dem Namen und dem Zweck ergeben, aber die heftigsten Bemerkungen, Gram und Kinder konnten sich in von der Armenverwaltung lassen. Kann die Armenverwaltung solchen Verhältnissen die Hälfte verweigern mit der Begründung, daß die Unterstutzung eine Förderung der väterlichen Pflichterfüllung ist? Bei den Waisenhäusern handelt es sich nicht um die Unterstutzung, sondern um die heftigsten Bemerkungen und Ausübung des unheilthätigen Kindes. Wenn Gott das Kind trotz der Hände ins Leben gerufen hat, dann werden wir es auch trotz der Hände am Leben erhalten dürfen, ja vielmehr müssen.

Die Gefahren, welche dem unheilthätigen Waisen der gebrachten sind, sind: 1. das Verbrechen gegen das leibliche Leben, 2. der Waisenhandel, 3. die Aussetzung in hilfloser Lage, 4. die vorzeitige Verwahrlosung im letzten Alter infolge von Not oder Lasterthum und Unheilthatigkeit oder böser Wirthschaft, 5. die ständige Verwahrlosung in schlechter Umgebung. Wie häufig die unter Nr. 1 erwähnte Unheilthat vorkommt, kann kein Statistiker sagen. Die strafrechtliche Verfolgung tritt nur in „unvollständigen“ Ausnahmefällen ein. Kommt aber die Polizei einmal durch einen Befehl dahinter, so entpuppt sich gegen eine überraschend große Fülle solcher zusammenhängenden Schandthaten. Wie häufig sind die geistesverirrten Verbrechen dieses Verzeichnisses zu verzeichnen, kann kein Statistiker sagen. Die strafrechtliche Verfolgung tritt nur in „unvollständigen“ Ausnahmefällen ein. Kommt aber die Polizei einmal durch einen Befehl dahinter, so entpuppt sich gegen eine überraschend große Fülle solcher zusammenhängenden Schandthaten. Wie häufig sind die geistesverirrten Verbrechen dieses Verzeichnisses zu verzeichnen, kann kein Statistiker sagen. Die strafrechtliche Verfolgung tritt nur in „unvollständigen“ Ausnahmefällen ein. Kommt aber die Polizei einmal durch einen Befehl dahinter, so entpuppt sich gegen eine überraschend große Fülle solcher zusammenhängenden Schandthaten.

Schon die hohe Sterblichkeit der Kinder ist eine Schande für unsere vielgepriesene Kultur. Die Sterblichkeit der unheilthätigen Kinder ist noch viel größer. Freilich wies das Urtheil mit, die schon vor der Geburt des Kindes sich geltend machten. Aber die Gemüthslosigkeit, die Verwahrlosung der jungen Waisen. Einige Mütter wollen nicht, andere verstehen es nicht, den wahren Heil zu geben, nicht, das Wohl, das Wohl, das Wohl zu schaffen, natürlich mit möglichst geringen Kosten. Das Kind kommt in die Pflege, ein Hülfsmittel (Hilfsmittel) kommen mehrere „Hilfskräfte“ zu dem, so ist die Waisenkrube fertig, auch wenn es ist die hohe Waise der Engländerin sich einmüthig. Aber wie oft verdrückt sich die „Hilfskräfte“ ein Ertragsmoraler dadurch, ohne daß der Arzt die Unthat feststellen kann! Diejenigen Engländerinnen, welche die Polizei gelegentlich absperrt, sind außerordentliche Schwestern in ihrem Gehälte oder lassen sich durch Waise, Ingehalt hinrichten.

Wie schicklich man ein ganzes Kind durch wiederholte Entstellungen und Verwundungen aufziehen, wenn man mit teuflischer Methode die unheilthätigen Waisen (solcher Waisen) verhehrt. An „Waisenhäusern“ werden fortwährend Massen von Kindern. Man legt das den Waisen-

schers zur Last, und zum Teil mit Recht, aber dem
 Langelich und der Rücksichtigkeit bei der Aufbe-
 haltung und Beobachtung der Kinder, und wie-
 derum zum Teil mit Recht. Aber hinter dieser
 großen Liebe der Eltern, die sich ein Recht
 ist, ein schließliches Bestehen durch solche
 Mittel, oder andere ähnliche Maßnahmen. Bei
 manchen dieser armen Eltern bedarf es nicht einmal
 der positiven Rücksicht, sie sind als Schwächlinge
 zur Welt gekommen, eine gute Pflege konnte sie er-
 halten, aber man läßt ihnen nur das unzulänglichste,
 was zur Vermeidung des Elends unbedingt nöthig
 ist und im übrigen Mangel an Lebensmittel
 ihren Vaterbetenden, bis der Tod sie ersch
 Entziehen uns über die Eltern, die ihre Kin-
 der targer Hand sind. Wer ist nicht die langsame,
 qualvolle Lösung von Kindern, wie sie bei und nur
 zu oft vorfindet, schlimmer als der schnelle Tod?

Das massenhafte Hinleben der unglücklichen Kinder
 in unersichtlicher, unheilvoller Weise, welche
 nicht ausreicht durch Fingerschneiden für diesen
 eingeschickelt werden können. Kamenfall in den
 Städten, wo die Erwerb- und Wohlstandverhältnis-
 se es mit sich bringen, daß die Kinder einer
 unheilvollen „Nichtzukunft“ anheimfallen und
 diese beakute Plage ganz erbornlich ist.

Die Mangelhaftigkeit unserer Einrichtungen zeigt
 sich sehr deutlich, wenn man das Schicksal der armen
 Mütter betrachtet, die nach knapper Schulungsdienst
 aus den gewerkschaftlichen Klüften entspringen.
 Da leben sie nun auf der Straße, mit leerer Tasche,
 ohne Heim, ohne Freunde, ohne Erwerb, das kleine
 Kind auf dem Arm. Könnte das Leben von einer
 solchen Gesellschaft mit ihrem kleinen Kind ge-
 rader gefunden werden, damit sie nicht ge-
 rüchert werden! — Mit dem Stimmloß auf die ge-
 richteten „Mütter“ läßt sich das Elend nicht be-
 zwingen. Was die Mütter ausgeht und im Falle
 eines günstigen Lichtes eingetrieben sind, können die
 Väterlichen bequemer vertragen, und im Falle
 in Berlin in der Verfassung der Fälle überaus
 nicht einflußlos.

Die Verlegung der gesunkenen Mütter von der
 Sorge um das Kind ist nicht eine Förderung der
 Sünde, sondern die Verhärtung weiterer Sünden.
 Es kommt in dieser Hinsicht in Betracht, daß unter
 den gewöhnlichen Verhältnissen ein einmal gefäl-
 lene Mütter beständig sind, welche Eltern der
 Kollisionskassen Kaufleute oder Bergleuten geht, weil
 sie durch eifrige Arbeit höchstens ihr eigenes Brot,
 aber nicht noch „Nichtzukunft“ verdienen kann.

Daß die Fingerringel der Kinder von der Mutter
 trennen, was wohl dem Vorteil anzusehen ist,
 erweisen. Aber der Verlust sagt sich, was ist für
 das Kind selbst? — daß es in eine wohlgeleiteten
 Anstalt gegeben wird oder in den unzuverlässigen und
 bedenklichen Verhältnissen, die seine Mutter um-
 geben? Wie schlecht eignet sich in der Regel eine
 solche Anstalt zur Erziehung?

Es sollen sich also sehr gewöhnliche Gründe zu
 günden von Fingerringelern auflösen, und zwar gerade
 aus unsern modernen Verhältnissen heraus mit be-
 sonderer Berücksichtigung der sozialen Nöten in den
 Großstädten.

Auf welche Weise man die Fingerringelern ein-
 parischen können, das ist nach eine vermittelte Frage
 für sich. Es giebt Fingerringelern mit und ohne
 Desiderate. Die Verlobte ist eine Gründung der
 Nächstenliebe, die man raffiniert nennen könnte:
 eine Gründung zur Förderung der Wohlfahrt von Kindern
 ohne Beachtung der übertragenden Gesetze. Der
 „Allding“ im strengsten Sinne des Wortes, von
 dessen Ursprung man nicht weiß und auch nicht
 zu ermitteln sucht, steht mit der modernen Frage
 nach humanitärer Genußigkeit in Widerspruch.
 Unter den jetzigen natürlichen Verhältnissen, die un-
 möglich in Betracht kommen, fällt die Frage vor der
 Erfüllung wenigstens im Wesentlichen, als die An-
 rangsfrage. Wie weit die Beobachtung der Mut-
 ter geschildert werden muß, ist alle eine offene Frage.
 In den anderen Ländern hat man es gemeinlich
 einseitig anders verfußt. Jedes System wird wohl
 gewisse Vorzüge haben. In der Weise zur Begrün-
 dung eines solchen Rechts für gefährdete Kinder vor-
 handen, so wird man an dem Schwere der Er-
 fahrung wohl nicht stehen bleiben.

Kann nicht ein freilich im paritätischen Deutsch-
 land eine Frage ein, die man in der reumathischen
 Heimat der Fingerringelern nicht konnte: die sonse-
 lioneile Erziehung der Fingerringelern. Die Sache
 hat zwei Seiten. Wenn die Mütter beständig
 sind, so folgen die Kinder natürlich ihrem Reli-
 gionsbekenntnis. Es muß dann aber dieselbe Er-
 zehung und dieselbe Fürsorge für eine religiöse Er-
 zehung vom ersten Erwohnen der Demstration an ein-
 treten, wie wir sie bei den armen Erwohnen
 faunen. Also abgesehen etwa von einer Verpflichtungs-
 fahrung für Sänglinge, müßten Verlebensleute Häuser
 begründet werden, deren Leitung auf katholischer
 Seite Erwerbsträften anbetragenden wären. Aber
 wie würde mit dem Kindern und kann es er-
 räumt zu werden sein? Wie soll da die Konfirma-
 tion bestanden werden?

Etwa ist in naheliegende Verhältnisse zur Lösung
 dieses Räthels zu vertiefen, wollen wir schließlich
 noch ein Wort sagen über den Einwand, daß in den
 Fingerringelern schon große Verlebenskräfte in-
 haltet sind, das ist nicht; aber die Schwere der
 Bestimmungslage ist jetzt soweit entwickelt, daß
 man auch das Kindelblieben für die Kleinen gesund
 einrichten kann, wenn nur Geld und Genußhaftig-
 keit vorhanden sind. Uebrigens kann man natürlich
 die Familienpflege ebenso wie bei der Wohl-
 verfassung zur Hilfe nehmen. Jedenfalls sind die
 Kinder im eine ortsbeständige Anstalt immer noch
 viel besser aufgehoben, als bei einer aus der Zer-
 tung geratenen Mutter.

Für unsere Kinder.

Es war am Tage vor dem Feste des hl. Nikolaus.
 Die Schule ging aus. Während und nachdem
 drängte die Schaar der Kinder. Ich bin schamlos
 zurückgeblieben. Das ist nicht; aber die Schwere der
 elterlichen Wohnung erreichen. Am Vorabend dieses
 Festes durfte man sich nicht zu Schulern kommen
 lassen.

Nur die beiden Knaben dort, welche als die
 letzten das Schulhaus verlassen, scheinen es nicht so
 eilig zu haben. Der größere ist moorn und hier
 wartet gelächelt. Ein kleinerer Liebesliebster mit
 Befragen und eine warme Bekundung bedecken ihn,
 während seine Hände in ein Paar Stulphiesel fassen.
 Der hübsche Bährerzungen hängt bequemen an Riemchen
 in dem Rücken. Der kleinere Knabe trägt eine
 Schalle, wenn auch laubere Jacke. Ihn den Hals
 hat er nur ein Baumzuchteln geschlungen und seine
 äußerliche Schöpfung entgegen nicht lange mehr den
 Mensch.

Der hl. Nikolaus bringt mir diese Nacht genau
 ein neues Paar Schlittschuhe, die meine alten ab-
 genutzt sind, prächtige Fingerringel, der größere Knabe
 steht dem kleinen Ferdinand vor. Im vorigen Jahre
 erhielt ich meine Tornister und Kessel und Was-
 ser in Bremen!

Ferdinand bläse betrübt auf seine Schuljahren,
 die er ohne Hilfe in der Hand hielt. „Auch mir
 wird der hl. Mann wohl etwas bringen, aber einen
 Tornister, ich weiß nicht, ob ich mit den Wünschen
 darf“, sagte er dann kleinlaut.

„Die mich der Nikolaus etwas bringen?“ unter-
 suchte ich den kleinen Hühner, „aber kommt gar
 nicht zu armen Leuten, wie ihr seid.“

Ferdinand war bei diesen Worten ganz blaß ge-
 worden und sagte ätzend: „Machtst du, der hl.
 Mann immer nicht zu und? D, er ist doch so gütig,
 und gerade den armen Kindern hat er, als er noch
 auf Erden wandelte, immer gewollt. Was er zur
 Zeit der Dürrezeit nicht genug Erwerb für die Er-
 wachsenden aufreiben konnte, da ließ er sich kleinen
 Waservest geben für die Kinder, damit diese doch
 wenigstens für kurze Zeit den Hunger stillen konnten.
 So erzählte mir die Mutter.“

„Guterlief“, erwiderte ich groß, es ist doch wahr,
 ich habe es oft gehört, arme Leute haben sie die
 Nikolaus-Bekundung sein Geduld, und du wirst dich
 schon darüber trösten müssen, daß du nichts be-
 kommst.“
 Damit schwebte ich herab weiter und über-
 ließ den kleinen Ferdinand seinen trüben Gedanken.
 Die Knaben waren während ihrer Unterhaltung
 mitten in der engen Gasse schon gekommen und
 hatten sehr laut gesprochen. Das offenkundige
 Herbein eines großen, eleganten Jünglers hatten sie
 nicht bemerkt. Auch sah ich es nicht, daß bei
 seinen letzten Worten der Kopf einer Dame sichtbar
 wurde. Die schon den Mund aufmachte, um den her-
 zlichen Knaben anzusprechen. Der war aber bald außer
 Gesichte, während der kleine Ferdinand nach immer
 ganz bestürzt auf einem Fleck stand. Auch er sah
 die Dame nicht, die ihm jetzt recht genau betrachtete.
 „Was“, sagte sie dann betrübt, „das ist ja
 das Ständchen unserer Waiskinder, der braven Witwe
 D., man Kleiner, da kann dir schon geholfen werden.“
 Welche schlief sie das Herbein, hätte sich eilig in
 einen großen Mantel und verließ das Haus. Das
 Damschändchen begrüßte sie mit einem Kusse. Nach
 einiger Zeit schrie dieses schwer beladen heim. Die
 gute Dame aber machte noch einen kurzen Besuch
 bei ihrer Freundin, der Mutter des hartkäugigen
 Fingerringel. Ganz entrüstet erzählte sie der Mutter das

auch zugegen war, so wurde gleich beschloßen, dem
 Jungen eine gute Lehre für die Zukunft zu geben.
 Von einer Bekundung sollte in diesem Jahre keine
 Rede sein. In seinem letzten Zeller sollte Fingerringel
 am folgenden Morgen die Worte haben: „Der
 Nikolaus hat diesmal nichts gebracht, weil du dem
 Ferdinand das Herz so schwer gemacht.“

Die Mutter des kleinen Ferdinand aber wachte
 noch an demselben Abend in das Haus ihrer Herrin
 zu bleiben. Sie glaubte es handelte sich um die
 Bekundung und war nicht wenig erheitert, einen Tisch
 voll folgenden Morgens die Worte haben: „Der
 Nikolaus hat diesmal nichts gebracht, weil du dem
 Ferdinand das Herz so schwer gemacht.“

„Das alles ist für ihren kleinen Ferdinand be-
 stimmt“, sagte die wohlthätige Dame. „Ich habe
 heute Morgen seine Waiskinder vom Herbein aus
 geholt und der hl. Nikolaus hat mich aufgetragen,
 sie zu erlösen.“

Die Freude der armen Witwe war unbefriedigt.
 Wie würde sich Ferdinand am anderen Morgen
 freuen! Der kante denn auch in Wirklichkeit in
 der Schule herum und rief ein über das andere
 Kind: „O Mutter, der hl. Nikolaus vergißt die
 armen Kinder doch nicht!“
 „Man wenne er sie auch nicht immer so beschenkt,
 wie heute dich, so erfüllt er doch ihre Herzen mit
 Frieden, und das ist mehr als irdische Gaben“,
 sagte gerührt die Mutter.

Wach! niemals, besonders nicht bei Kindern, die
 armer sind, als du, es thut ihrem Herzen noch! —

Von der Darmherzigkeit.

Eine kalte, stürmische Dezembernacht hatte sich
 über die Fluren gelagert. Nichts unterbrach die laut-
 lose Stille des Abends, als das eisferne Knarren
 der vom Winde bewegten Räder und das ferne Ge-
 bell wackelnder Hunde.

Doktor Donner, der weit und breit bekannte
 menschenfreundliche Arzt, sah noch beschäftigt in seinem
 Arbeitszimmer. Die Zeit war vorgegriffen und Mit-
 ternacht nahe. Die Lampe brannte immer höher
 und der Ofen verzogte seine Dünste. Dieses alles
 erinnerte Donner daran, daß es nun hohe Zeit sei,
 sich zur Ruhe zu begeben. Er schritt auf sein Bet-
 tuch zu, um sein Tageswerk zu beschließen, wie es
 einem Arzte ziemt.

Doch, da klopfte es heftig an die längst ver-
 schlossene Thüre! Doktor Donner ergriff, da seine
 Hausgenossen bereits schliefen, die Lampe, und öff-
 nete die Thüre mit der freundlichen Frage, wer ja
 noch seine Hilfe begehrte.

Eine kalte Winterfrische, in einem weiten Mantel
 gehüllt, den Hut in der Rechten gehalten, trat drin-
 gend, der Herr Doktor möge jegleich in das eine
 Stunde entfernte Dorf zu dem schwer darnieder-
 liegenden Kranken kommen, den er im Laufe des
 heutigen Vormittags besucht habe. — „Wie“, fragte
 Donner erstaunt, „ist es möglich, daß dieser Mann
 noch lebt? Ich habe ihn gestern aufgegeben und
 deshalb aufmerksam gemacht, den Todestimm an
 hl. Religion ohne Rücksicht sich zugewenden, mit
 seinem Geiste sich auszulösen und.“ — „O ahren
 Sie nicht, Herr Doktor“, fiel ihm der Fremde heftig
 ins Wort. „Es ist eine unerwartete günstige Wen-
 dung der Krankheit eingetreten. Der Kranker liegt
 selber die Hoffnung der Besserung, wünscht aber ja
 gleich schiedlich. Sie diese Nacht noch zu sprechen.“
 — „Dabei verfußt der Fremdling in der Dunkel-
 heit der Nacht.“ — „Auch, ich werde kommen“,
 rief Donner ihm nach.

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so hatte
 sich der treue Franz aus seinem warmen Lager schon
 herausgearbeitet und den alten Schimmel an die
 Rathsche gepannt und fort ging es im tiefen Trab
 dem Orte der Bestimmung zu. Man war bereits
 in dem kleinen Weßel, welches etwa auf der Hälfte
 des Weges lag angekommen, da wird der sonst so
 geduldige Schimmel sehr heftlich und will trag
 einer Portion herder Reißhaken nicht von der
 Stelle gehen.

„Aber du bleib so doch, daß das Schlagen nicht
 fruchtlos“, rief endlich Donner ziemlich heftig aus
 seiner Betspermmung heraus. „Wies die Hängel
 her und dich mit der Laterne nach; es muß ein
 Hindernis in dem Wege liegen!“ — „Auch, was ist
 hier?“ rief betroffen Franz aus, — ein ganz er-
 staunt und unendlich schon later Gebot liegt im
 Wege.“ — Bei genauer Untersuchung glaubte Donner
 an der Rettung des unglücklichen nicht zweifeln zu
 dürfen. Was nun thun? In jener Nacht ruft ihn
 die Pflicht zu einem Kranken, der nach der Be-
 schaffenheit seines Leidens durch menschliche Kunst



Düsseldorf's Sonntagblatt

Beiblatt zur 'Düsseldorf's Volksblatt'

Redaktion: Kaden, Weber.

Nr. 51.

Samstag, 20. Dezember.

1891.

Viertes Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heil. Lukas III, 1-6.
In 12: Johannes tritt, in Erfüllung der Weissagung des Propheten Jona, im dreißigsten Jahre seines Alters, dem geistlichen Amt gemäß öffentlich auf, um die Herzen der Menschen für die göttliche Lehre des Erlösers durch Buße und Besserung vorzubereiten und empfänglich zu machen.

Sorsum corda!

Empor, empor die Herzen,
Die Augen himmelan,
Aus himmelhohen Wunden
In uns're Herzen kam.
Weiß alle eure Sorgen
Weiß Sorgenleid und Leid,
Weiß Weiden, Weh und Sünde,
Weiß alle sehr Leid.
Nur hebt doch die Blicke,
Doch über's Firmament,
Und schaut in Engelshären
Den ewigen Herrn der Welt.
Der dort im Wunderglanze,
Als König glorreich thronet,
Nach hier auf dem Altare
In heilige Psalmen ruft.
Und lausend Engelchören,
Nach hier singen Lob,
Nach hier die heil'ge Mutter
Nur vor dem heil'gen Stab.
O singt mit ihnen heilig,
Singt heilig ohne Ruh,
Und jubelt mit den Engeln
Dem Gottesloben zu.
Bereitet ihm die Wege,
Erkühlet euer Herz,
Weiß euren Herrn entgegen,
Weiß er gleich erdenwärts.
Wohin er zu uns kommen
Als Ankleben arm und klein,
Wohin unser Bruder werden,
Wohin unter Menschen sein.
Weiß uns're Sünden tragen
Selbst hundertlos und rein,
Weiß leben uns'ren Dämonen
Und hirt'ge Lebewein.
O spricht: Wehenedeit
Sei, der in heil'ger Nacht,
In seines Vaters Namen
Den Frieden uns gebracht!
Und ruft: Dochweirlein
Sei der in Qualzeit,
Der, wunderbar Wehenedeit,
Sich täglich uns erheit.
O machet eure Herzen
In seinen Wunden rein,
Und spricht den Namen „Jesus“
Lief, tief, dannen ein!

Den hohen heiligen Namen,
Dem ein'gen in der Welt,
Den Tod und Himmelfahrt,
Der alle heil' und hält!
Dann empör die Herzen,
Nach ih' das Himmelreich,
Als heil' des Himmelfürst
So mitten unter euch.

Bereitet den Weg des Herrn.

macht gerade seine Wege. Jedes Thal soll aufgefällt, jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist, soll gerade, was wackelnd ist, soll ebenen Weg werden. Und alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen. Das dieser Verdict des Heiligtums am Jordan, die was im heutigen Wangeln vorgehalten wird, zu Grunde gelegte Bild ist hergenommen von einem Könige, der kommen will, sein Volk zu bestrafen. Die Juden konnten keine künstlich angelegten Straßen, auf denen man ohne Beschwerde fortzukommen konnte. Es gesienete sich, bei der Reise eines Königs die Wege zu richten, damit er bequem seine Reize fortsetzen konnte. Der tiefere Sinn dieser Worte ist: Alles, was immer die Teilnehmer an dem künftigen Reichthum vergrößern oder vermindern könnte, muß aus dem Gemüthe weggeräumt und entfernt, das Gemüth aber, die Den- und Handlungsweise muß in einen für das ankommende Reich Gottes würdigen und dafür empfänglichen Zustand geleitet werden. Hier Umstände sind es, welche einen Reisenden seine Ankunft an einem bestimmten Orte beschwerlich machen oder verzögern: die Tiefe der Thäler, die Höhe der Berge, die Unwege, die Unrichtigkeit der künftigen, heimigen, festigen Wege. Und die Wegräumung dieser Hindernisse im geistlichen Sinne bringt Johannes. Man muß in sich wegschaffen und verbessern, was sich Hindernis, zu Hohen, zu Niedrigen, zu Scherres und Unheiligtum vorfindet.

Das Niedrige (die Thäler) sinnbildet die Kleinmüthigkeit, die Furcht, die Baghaftigkeit, das Selbstausgeben, bei welcher Gemüthsverfassung man die Befreiung des Lebens für zu beschwerlich, oder gar für unmöglich hält. Johannes predigte Buße und zeigte dadurch zugleich an, worin das ankommende Reich Gottes bestünde, was es zur Erlangung der Heiligkeit fordern werde, nämlich Buße und Lebensbesserung; er summiert daher seine Zuhörer auf, den Mut nicht sinken zu lassen, wenn er ihnen die neue Lebensweise, welche der ankommende Reichthum einzuführen werde, als Buße und Abkündigung verstände. Und in der That, der Reichtum, die Baghaftigkeit ist der grundwundern Ursache des Sohnes Gottes in einer Seele nicht minder entgegen, als der Stolz. So sehr verabscheut Gott eine Gemüthsverfassung, die alles fürchtet, nur kriecht und sich nicht durch heiliges Vertrauen auf die Güte Gottes von ihrer Niedrigkeit erheben kann, daß der hl. Geist in der geheimen Offenbarung die Baghaften mit den größten Sündern vergleicht. Wie gefährlich ist diese Baghaftigkeit, da für den dadurch Wieder-

gebrungen sehr schwer aber nie zur Besserung kommen läßt, weil sie die Gebote bald als zu schwerlich, bald als zu schwer, die Buße aber mit solchen Gefordernissen vorstellt, und ihm ein christliches Leben in einer so traurigen Gestalt und mit solchen Kosten erschwerer vorstellt, daß er Willen und Mut verliert. Ich darf zu entschließen. Wie eitel aber ist diese Furcht, da dieser Weg schon von so Vielen glücklich zurückgelegt wurde, jeglichen Geschlechtes, Alters und Standes. Weist du nicht können, ermunterst sich der hl. Augustinus, was diese und jene konnten? „Laßt uns nur mit Vertrauen zum Thron der Gnade gehen, um Gnade zu empfangen.“ Ein solches Thal ist auch die Trägheit, die nie eine Gelegenheit zur Buße, immer aber eine Entschuldigungsgrund hat.

Das zu Hohen (die Berge und Hügel) sinnbildet den Stolz und die Hoffart. Aus den Bergen wird Gold und Silber ergaben und es wird im Bergen das Weisigen wieder zum Berge; dieser soll abgetragen werden. Von den Reichen und Weisigen soll das, was sie zu viel haben, den Niedrigen und Armen gegeben werden, die in Bezug auf die Reichen die anfüllenden Thäler sind, welche mit den Bergen in Bezug eine Gleichheit gebracht werden sollen, so daß keine Mangel leidet. (Vgl. die jüngst in diesem Blatte erschienenen Artikel über „das Almosengeben“.)

Die Hoffart aber widersteht gänzlich dem Eingange des Sohnes Gottes in eine Seele: sie hindert die Annahme des Christentums, sie widersteht dem Glauben der Annahme guter Sitten, der Ausübung aller christlichen Tugenden, und wo ein Hoffartiger solche auch ist, verflucht er durch sie seinen Stolz; sie muß also erlöschet, der Mensch muß demüthig werden; denn bei in unser Herz kommen will, ist die Demuth selbst, leidet und zeigt sie durch sein ganzes Leben.

Das zu Hochlässige (das Krumme) sinnbildet die Schwärze der Ungerechtigkeit, der Hinterlist, des Betruges; dann die unrichtigen Weisheiten die Weisung, die man bei den Handlungen hat, die sich nicht auf Gott, sondern auf einen andern Gegenstand und Hebenwert richtet; endlich die Dämon des Fleisches, Unmüthigkeit, Trunkenheit und Wollust; denn diese bringen den Menschen vom wahren Wege ab und betauben ihn seiner Würde, so daß er, der aufricht erschaffen ist, den Dämonen angeschlossen, sich zur Erde krümmt, wie der Holzmänn sagt: „Sie misfallen ihre Ehre in die Kleinlichkeit eines Krübes, das Weid fröh.“

Das zu Schärfe und Anhöfliche (das Klauhe) ist das Sinnbild der Leidenschaft, da, was der Mensch in derselben thut, anständig ist, weisig gleich, andere selbstig und ein lebensgefährliche Mensch leicht zu beschließen ist, anführt und in Horn, Jant, Feindschaft ausbricht. „Der Stein ist hart, der Sand ist schwer! aber schwerer ist der Horn des Thoren.“ Horn, Haß, Feindschaft, Köhnen, Klauen, Danklust müssen abgelegt und dafür müssen angenommen werden Langmut, Güte, Sanftmut.
Und alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen. In allen, die in gebadter Weise dem

teilweise in einem großen, soliden Gefäß anzu-
setzen, oder sich Gedächtnisse dafür zu tunen, denn
der junge Mann meinte, er müsse zwar die Welt
und das Leben kennen lernen, dann wäre immer
noch Zeit genug zu solchen Mann — und so reiste
er nach Paris.

Zwei Monate lang das Geld war so unter den
Händen hin, und bald war nicht mehr die Hälfte
vorhanden.

Einmal sah seine letzten Gelder ein, legte eine
geladene Pistole auf den Boden seiner Kofferte und
bedeckte die Pistole mit den Banknoten und Geldstücken,
die ihm noch übrig blieben.

Wenn nicht mehr davon sein wird, als die Pi-
stole, dachte der junge Mann, so werde ich wissen,
was ich zu thun habe.

Und es würde nicht lange, so kam der Moment,
da nur noch die Pistole in der Kofferte lag. Kai-
mann traf richtig seine letzten Dispositionen, verkaufte
seine Möbel und einige wertvolle Gegenstände, um
mit dem Erlös verschiedene kleine Schulden zu be-
zahlen, und bereite sich zum Sterben vor. Er
hatte die Pistole in der Hand und wollte los-
brechen, da hielt ihn plötzlich ein in ihm aufstehen-
des Gefühl davon zurück.

Ich habe nicht an mein Gewissengedacht! rief er.
Er trat an seinen Tisch, er regte in Strömen,
und der Schweiß, der unerschrockene Vorreiter Schweiß,
wie ihn nur ein außerordentliches Katastrophen-
vorbereitung vermog, floß in Schwergen Flüßen auf
der Straße und in den Höfen dahin; Kaimann
starrte unheimlich davor herüber und laßte
seiner Gedankenungefahr vor:

Wie konnte ich vergehen, daß ich der Missethäter
eingezogen ging, mit diesem Schweiß überzogen zu werden?
Wie wäre mir doch so leicht gewesen, eine Ver-
urteilung zu laufen?

Er saß, grübelte und rief endlich: „Rein, es soll
keiner sagen, daß ich nie nicht einmal mein eigenes
Gewissengedacht hätte!“

Am folgenden Morgen verließ er seine Wohnung,
man sah und hörte nichts mehr von ihm in dem
eleganten Stadtviertel, das er bisher besetzt hatte.

Er ging zu dem Direktor einer Eisenbahn-
Schienenbauverwaltung, und da er ein sehr geschickter
Lehrer war, weil man ihn zum Ingenieur bestimmt
hätte, so gelang es ihm, eine Anstellung als Bau-
meister zu erhalten. Er arbeitete von Stunde
an ihr fleißig, jedoch wurde er das Leben voll Arbeit
und Anstrengung kaum ertragen haben, wenn er
nicht durch eine fixe Idee aufrecht erhalten worden
wäre. Werdet daran gewöhnt, das Geld mit seinen
Händen zu spielen hinauszuwerfen, lernte er jetzt
den Wert des Geldes kennen und schätzen, und wenn
er am Schluß jeder Woche sein Hemd zurückließ,
bedachte er mit einem Seufzer der Geduldserwartung
daran, daß er dem Ende seiner Verschwendung
um einen Schritt näher gerückt sei.

Sicher ahnten die Mädchen, welche ihn früh als
erster bei der Arbeit und ebenfalls als letzten beim
Fortgehen sahen, nicht im Hintergrunde, daß dieser
fleißige Mann so unheimlich für sein Gewissengedachte!

Endlich hatte er feines Gefühl, daß er ein respek-
tablen Mann und Boden auf dem Kirchhofe er-
kaufen konnte, und der Tag, da er dies that, war
ein schöner Tag für ihn, denn das städtische Erbe,
das er jetzt sein nannte, verließ ihn das Ende aller
Reue — Ruhe, Schlaf und Vergessen!

Nept mußte er noch so viel verdienen, um den
Sonntag ein anständiges Begräbnis, die Weibei der
dabei beschäftigten Leute und einen Grabstein be-
zahlen zu können; er ging also mit allem Gifer
wieder an seine Geschäfte. Sein Uebel erhöhte sich
nicht bloß das Gefühl, sondern glaubte auch einen
so kleinen Mißstand durch eine Bewußtseinsbe-
kehrung zu wässern. Kaimann bewachte die Wege
den kleinen Winkel des Kirchhofes, welcher sein Gi-
gentum geworden war; er ließ das Grab ausbauen
und zu den Hauptern der Grabsteine eine Tanne-
weide pflanzen, auch entwarf er selbst die Zeichnung
zu einem kleinen Monument, welches er in monat-
lichen Raten bezahlte. So beschäftigt, merkte er
kaum, wie bald die Zeit verging, er tanzte sich
nicht mehr, wie früher mitten im Reichthum, weil
sein Leben jetzt einen Zweck hatte, und wenn er sein
Schmerzgefühl von ebendiesem mit seinem gegenwärtigen
Streng gezeichnet und arbeitsvollen Leben ver-
glich, so gab er dem letzteren mit voller Ueberzeu-
gung den Vorzug.

Endlich war das Gewissengedachte fertig, Kaimann hatte
nach eine Anstalt zu bezahlen — dann konnte
er begraben werden und in Frieden unter der Erde
schlummern, ohne eine Störung befürchten zu können.
Bei seinen Morgenpagierungen hatte er oft ein

junger Mädchen auf dem Kirchhofe getroffen, die in
dieser Trauer gekleidet war und einen bescheidenen
Korbchen küßig mit Blumen schmückte.

Einmal hatte ihm das junge Mädchen zwei
Blumenbüschel küßig angeboten, die ihr übrig ge-
blieben waren, und Kaimann pflanzte dieselben mit
großer Aufmerksamkeit auf seinen Grab und Boden.
Kürze Zeit nachher legte er ruhig seinen Leibes
und Begräbnis fest und sagte dem jungen Mäd-
chen Bescheid.

„Sie geben also fort von hier?“ fragte sie. Kom-
men Sie sich so leicht von der Person trennen, die
Sie hier beweineten?“

„Ich beweine niemanden,“ entgegnete Kaimann
erquickt.

„Was thun Sie denn hier? Haben Sie nicht Ihre
Mutter, Ihre Schwester, einen Bruder oder sonst
jemanden, der Ihnen teuer war, hier begraben?“

„Rein, ich ließ dieses Gewissengedachte für mich selbst be-
reiten.“

„Für Sie selbst?“ fragte die Fremde erschauert.
„Nicht, sondern für Sie! Ich habe mir ein ge-
sonnertes Grab für meine Mutter gewünscht, die
hier unter diesem Rosenbüschel ruht, der war zu bald
der Bestattung verfallen, um anderen Platz zu machen,
aber ich muß gestehen, daß ich auch nie an mein
eigenes Grab gedacht habe.“

„Und ich muß Ihnen sagen, daß ich den Gedan-
ken nicht ertragen konnte, meinen Staat mit den
ersten Heilen veräußert zu sehen, wenn ich diesem
erbärmlichen Leibe ein Ende gemacht haben werde.“

„Geben Sie mir meine Blumenstücke wieder!“
sprach das junge Mädchen geringschätzig.

„Sie verlangen mich?“ fragte Kaimann.

„Für Schwägerinnen ist Goldmann und Freig-
heit. Wie, Sie wollten in der neuen Jugendzeit,
mit Werk und Gesundheit begabt, den
Stempel um die Hüften dieses Lebens aufgeben? Sie
sind ein Wohlthäter!“ Sie grüßte kalt und verließ
den Kirchhof.

Kaimann setzte sehr unruhig nach Hause zurück
— sein ganzer Vorrath war Kaffeebohnen und seine
geliebte Philosophie hatten einen Stoß er-
halten.

Einige Tage nachher wurde sein Grab geöffnet,
obwohl nicht er selbst, sondern der Sohn mit der ver-
storbenen Mutter jenes jungen Mädchens wurde da-
hin beigefügt. Wen da an wurde es zu einem Ge-
bührengrabnis, denn Kaimann betratte seine un-
bekannte Begräbnisstätte und wurde sehr glücklich
durch diese That.

Jahre nachher begegnete er einem seiner ehemaligen
Freunde, der ihn anrief: „Aber, lieber Freund,
was ist mit dir, was aus Ihnen geworden ist?
Ich finde Sie seit vier Jahren an allen Orten und
Enden, denn Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen
noch fünfzigtausend Francs von unserer letzten Spiel-
partie hier schuldig bin.“

„Ich hatte diese Schuld längst aufgegeben, da ich
weiß, daß Sie mit mir, was aus Ihnen geworden ist?“
„Aber ich habe eine Großschuld gemacht und bin
ein christlicher Mann; der seine Schulden bezahlen
will. Sorgen Sie mit mir, wohin ich das Geld zu
suchen habe.“

Was noch an demselben Abend die fünfzigtausend
Francs in seine Hände gekommen waren, sagte er
zu seiner Frau: „Nimm das und kaufte ein Häu-
schen mit Garten und Feld auf dem Lande. Du
sahst, was mit den Kindern den Sommer über frische
Luft genießen kannst. Ich mag nichts von dem Gewerbe
mehr, denn ich liebe auf solche Weise
erworbenen Geld nicht.“

Dieses mal erregte er sich an dem, was er durch
eigenes Schicksal erwarb, und so war der Wunsch
nach dem Heile eines eigenen Grabes zum reifen
Sohn für ihn geworden.

Wie man sich irren kann.

Von Herrn K. N. N.

„Timothäus, nimm dich um's Himmels Willen
von unruhigen Gedanken und allen erhabenen
Bitten, denn glücklichsten aller Menschenleben, in
Wohlfahrt, pflanze vor Jahren seine Mutter sehr zu
sagen, wenn immer sie ihn im Verborgenen hatte, daß
er sich nach einem Ehegatten umzusehen. Und da-
mit hätte sie ihn, da er aber unglücklicher Natur
war, einen so nachhalligen Scheit eingezogen, daß er
hinter ihr in die Welt, die er mit dem zarten
Geschickte zurückbrachte und schließlich auf dem
besten Wege war, als solchere Ehegattin sein Tage
zu bestrafen. Es war dies um so mehr zu be-
dauern, als er wirklich alle Tugenden besaß, die
eine Tugendgattin glücklich gemacht hätten. Er

hatte weder große noch kleine Anlagen und ließ
die natürlichen Anlagen des Erbkamels 100 zu
einen heillosen Spozierung in die freie Natur,
eine mittelmäßige Natur vor. Eine zu Gärten-
arbeiten aufgelegte Frau würde erstens allerdings
schmerzhaft vernünftigen haben, aber sie hätte ja immer
noch auf die verbotene Cigarette zurückfallen können,
um es mit zu die Würde des Mannes und die
nützigen reingebenden Wetterwolken am ehelichen Glan-
ze zu liefern. Bei zweifelhafte Behandlung hatte
er sich, wie man zu sagen pflegt, um den Finger
wickeln lassen, und da er ein hübsches Einkommen
besaß, weder zu lang nach zu kurz, weder zu tief
noch zu mager und vernunftlos zu nennen war,
hatte er einen recht bescheidenen Namen ausge-
geben. Schade, daß er so effektiv schlüßend war,
daß er sich schließlich selbst vorgenommen hatte, aber-
haupt nicht mehr zu heiraten!

Indessen, sein 30. Geburtstag sollte diesen Ent-
schluß auf eine harte Probe stellen und seinen Jun-
gerentum möglicherweise verhängnisvoll werden.
Bem. Berrau nach Hause schickend, ließ er näm-
lich die verlobte Braut eine Kunstschere ge-
schenken, welche die Stadt gerade mit ihrem Glanz
besaß, und da es, wie gesagt, sein Geburtstag war
und der Abend außerordentlich zu werden versprochen,
so gebohrte er sich noch harten Besinnen ein bene
anzukommen und den Hochgenuss einer Glückseligkeit zu
genuß. In Erwartung derselben und gleichsam
als „ohne“ ihm etwas, würgte er sein bescheidenes
Mahl ungewöhnlich heilig hinab, erlegte den wegen
des Tages Kost und Mühen verschütteten Papier-
fragen durch einen frischen, rief sich mehrere vor-
zügliche ganze Haare aus und wandte sich alldenn
mit großen Schritten dem Parade-Platz hin zu.
Dieser war wie üblich auf dem freien Platz vor
dem Rathause errichtet. Den Mittelpunkt bildete
ein statlicher Mann, von welchem eine Frage wegte,
während ringum das familiär geordnete, hier und
da geflüßte und mit kleinen Jährling geordnete
Vormannschaft sah lächeln, und dessen Innern bereits
Wußte, von der Seite die Seite erwidern und
Bescheiden rasend rasch kann, erlöste, um Schan-
kliche angalolen.

Angleich mit Herrn Timothäus Geißel trat eine
hübsche schlanke Pianette, an der höchsten ein Schwe-
sterehen, an der Klavin ein Bräuerchen, zur Kofte
und beehrte mit ungenügend mediöser Stimme die
nützigen Willen. Der Musik wollte — denn es ist
kaum anzunehmen, daß Herr Timothäus mit Musik
in den Focus dieser Gesellschaften geriet — daß
die drei auch nicht neben ihm zu sitzen kamen. Herr
das Schwesterehen trennte ihn von dem glücklichsten
und doch so reichlichen Mele, welches er nicht um-
fahren konnte — das heißt, wenn er völlig sicher war,
ihren Willen nicht zu begreifen — zuweilen be-
trübten anzusehen. Und jedesmal, wenn er dies
zu Wege gebracht, hielt er sich eine unerbittliche Straf-
predigt, bezeichnete es als unverantwortlich, daß er
nicht schon längst zu ein heutzutage Leben heimgeführt
und einen Sonnenstrahl in sein dumpfes Dogeloh-
lum gelassen, wobei es denn an Klüßchen wie Hagen-
schiff n. nicht hätte.

Wüßte unbekannt, daß sie das Interesse ihres Nach-
barn in so hohem Grade erregt, ließ indessen Vertheil
da — Bräuerchen konnte wie Schwesterehen hatten
sie schon längere Male so genannt — bemerkt, die
neugierigen Fragen der Meinen zu beantworten oder
sie auf irgend etwas Willenswertes aufmerksam zu
machen. Als die Vorstellung begann, konnte man
auch deutlich wahrnehmen, daß sie nur der Gesand-
ter wegen gekommen war, ihre eigene in deren
Freude abspielte. Dabei vergaß sie nicht, darauf zu
achten, daß ihre Schupföhler den Umstehenden
nicht läßt hören, oder den hinter ihnen Sitzenden
unmitglowes die Lustigkeit verportieren. Kurz, Herr
Timothäus eroberte jedes Augenblick einem neuen
Zug, der ihm eine Okazanie eines ungenügend liebens-
würdigen Charakteres schen, wie er zu einem so heil-
seligen Menschen sollte.

Die Vorstellung war selbstverständlich zum „Tot-
lachen“. Da war dieselbe rumpelige Schöne in Ter-
fakt, mit dem herumtun nichtisogenden Mädchen, die
auf ihrem geliebten Heile während Herr Berrau
schon beinahe so oft im Kreise herumgeritten, wie
sich die Venus seit dem ältesten Tag um die Sonne
gedreht. Das war doch die schmerzliche lächelnde Mäd-
chen im Hinterhand, das so geistlich durch den Papst-
reiz springt, und auch der freudvolle Clown mit
dem zweifelhafte weißen Rosarium sollte nicht, der seine
alldennem Wege so mächtig abstrakt, wie sein
Wagen die Verdonnung seines Nachbarn. Kurz,
die Attraktionen waren so mannigfacher Art, daß
die Zuschauer es schließlich gar nicht beobachteten,
wie sich draußen ein Gewitter über dem Kranztempel

entlast, dessen viele Tropfen bemächtigt an die Feinwand pöden.

Erst als ein mächtiger Donnerstog wiederholte, regte sich Belogals, der denn auch allzu gerechtfertigt schien; denn gerade, als der besessene Mensch, den niemand dreimal im Kreise herumwälzen kann, vorgeführt wurde, eif das mochte Geil, mittels dessen die Witte des Jettes an dem Wohlbaum in die Höhe gezogen und befestigt war, und im nächsten Augenblicke lenk die kurzgezeichnete Feinwand samt den Stützen auf die Zuschauer nieder, verflücht die Luft, erlöset den Sommerstog und Wiederbelebiger und sühete das Wang ein Uebes, wie man es sich tragischer nicht wohl denken kann.

Im ersten Augenblicke, als Herr Timotheus das Heil niederlassen sah, breitete er unwillkürlich seine Arme wie schützend über Bertha und die Jüngeren aus, während gleichzeitig auch sie die ankommenden Kleinen zu beschützen suchte. Beide aber wurden, wie alle Lebigen, unerbittlich von der Wucht der durchdrachten Wellen niedergerückt, und so kam es, daß Herr Timotheus zum ersten Male in seinem Leben, wenigstens nachgedrungen, ein fremdes weibliches Wesen umarmte.

Wie denn in Augenblicke der Gefahr oft ganz selbst angedachte Eigenschaften einer ungewohnten Seelenstärke und Willensgegenwart entwickeln, so war auch Timotheus veranlaßt einer der Ersten, die einen Entschluß faßten. Wskant sich in dem entscheidenden Moment mit unähnlichen Tröstern und Leidensgefährten zu befreien, lebte er im nächsten Moment wieder vollständig von Bertha umgeben und bemühte sich, sein Leidensthier zu beruhigen und zu stützen. Nachdem ihm dies gelungen, wachte er einen fröhlichen Schmitz über sich in die Wellen, ergriff dieselbe mit beiden Händen und erweiterte die Öffnung, worauf er ins Freie trat und seinen nächsten Nachbarn herauszöhl, es den übrigen überlassend, sich desselben Ausgangs zu bedienen.

Im nächsten Augenblicke sah noch immer der Regen nieder und nicht war natürlicher, als das Timotheus, die Kleinen auf beide Arme nehmend, in den ersten besten Thierweg der Umgebung suchte und Bertha nachschickte ihm halslos nachzöhlte.

Dann folgten petaliche Winnten für den modernen Mann; denn in der Mischung der Kuppelstöße und vor Freude über die glückliche Erringung des Bräutigams und Schwelgereichens funkte Bertha nicht umhine, seine Hand zu ergreifen und ihm von Herzen zu danken, während die Kleinen, schon wieder beruhigt, sich gutmüthig an ihn drängten. In solchen Momenten werden auch die schmerzlichen Seelen bald bekannt, und nachdem man noch Jensez gemeint, wie sich heilen der entsetzlichen Nacht entziehen, einer nach dem Andern, inklusive der rangstehenden Schönen und des besessenen Manneles in eingehendsten Zustande, aber ohne ernstlichen Schaden genommen zu haben, an die Oberfläche gefördert wurden, war Timotheus positiv heroisch genug, um Bertha gelobt den Arm anzuhaken, Schwelgereich bei der Hand zu fassen und die kleine Geschicklichkeit nach Danke zu gestehen.

Trotz seines guten Gewissens, welches doch ein so heulendes Klagen sein soll, schloß unter Joch die Nacht sehr unruhig, vermuthlich infolge der gebotenen Gemüthsberoung.

Selbst wenn Bertha und besonders die Kinder beim Wschick nicht so tragend getreten hätten, er möge sich recht bald einmal sehen lassen, hätte die bore Schicksel erhehelt, sich am nächsten Tage nach dem Besuche der neuen Bekannten zu erkundigen. Timotheus jedoch beharrte bei ruhigerem Blute drei Tage, ehe er sich in diesem Entschlusse emporgeworfen vermuthete. Dann erst mochte er in petalicher Wels seine Aufsuchtschritte, wurde selbstverständlich überaus freundlich und — nun, warum die alte, ewig neue Weisheit wiederholen? Wenan an seinem 37. Geburtstoge war die Hoch-, nein, genau an seinem 37. Webarbeitsage schwur er einen förmlichen Eid, nie wieder den Versuch machen zu wollen, zu einem weiblichen Wesen in näherer Beziehung zu treten, denn als er an jenen verbängnißvollen Morgen sich in Bertha's Wohnung einfindet, hatte ihm diese freudestrahlend einen weit hübscheren Mann, als er selbst war, als ihren Gatten vorgehelt. Sie war bereits zwei Jahre verheiratet, und letzterer hatte nur in seiner Eigenschaft als Kinderschicksel eine kleine Nachschreibschreiber unternommen, welche Besetzung Bertha bewachte, um ihren Stillschreibschreiber eine Freude zu bereiten und sie in den Glauben zu führen.

„Nun, wie sich diese Weiber verhalten können,“ seufzte er zuweilen später in schwachen Stunden, „ich hätte doch darauf geschworen, daß sie noch lebzig gewesen!“

Klagen amerikanischer Zeitungsbeleger.

Der Quamer, der da lacht, mit der Thräne im Wöppern, — wo lände man ihn häufiger, als in denjenigen amerikanischen Zeitungen, deren Abonnenten erst nach wiederholten, dringlichen Mahnungen ihren Beitrag zahlen? Bekümmerte Besorgnisse betrifft bei den Belegern dieser Zeitungen vor; dann und wann aber seigert sie sich zu mitterndem Jern. Hören wir einige Proben von beidem.

Magend verliedert ein Blatt in Texas: „Wir haben bei dem Papierhändler geordert, bis unser Gebitt erkschöpf ist. Unsere Sezer verlangen ihren wochentlichen Antheil zurück. Unsere Kinder brauchen Schule und unsere Frau ein neues Kleid. Wir haben kein Holz, keine Kartoffeln, kein Mehl, kein Fleisch, keine Butter, keinen Zucker, gar nichts mehr, nicht einmal mehr Geduld, nur noch ein gutes Gewissen! Wir beschreiben uns, ein christliches Leben zu führen, und lassen, in den Himmel zu kommen, während uns aber fernan, auch Sie da zu finden, was lieber nicht geschehen kann, wenn Sie Ihre Schulden bei uns nicht bezahlen. Wir prompt seine Abonnementsbestellung einloßt, den leßt es schon hier auf Erden nicht an Bruden und Segen. Es ist nachgewiesen, daß Leute, die Zeitungen lesen und dieselben pünktlich vorzahlen, nie Jahrschmerzen gehabt haben, ihre Kartoffeln werden nie krank, in ihrem Wögen kam nie der Brand, ihre Kleider sind nie schmerzlos in der Nacht und die Frau war stets liebevoll und freundlich gegen den Mann. Dieser Veler, halt Du Deine Zeitung auch bezahlt? — W. D. schreibt uns, er habe viele Rächte nicht schlafen können; Anfangs habe er geglaubt, es liege an der Hitze, dann habe er die Schuld auf die Hitze geschoben. Da habe er seine Zeitung bezahlt und von diesem Tage an so schlaflos wie nie zuvor.“

Aber noch schlimmere Klagen treffen den Schwämmen. Man höre nur, was der „Boston Callender“ schreibt: „Einer unserer Abonnenten litt so an Alpträumen, daß er seit zur Verzweiflung gebracht wurde. Er wachte alle ihm empfohlenen Mittel vergeblich an. Da fragte ihn seine vortreffliche Frau, ob er nicht schlafen wollte, und als er in seinem Bude nachsch, eracht es sich, daß er zwei Quartale im Schlafstand sei! Sofort bezahlte er und schlief drei Nächte sehr gut; aus Belogals aber, seine Casal konnte wiederkommen, schickte er auf ein Jahr das Weib im Voraus.“ — Demlich genug sprechen ferner folgende von einem amerikanischen Blatte angeführte „Zustände“. — „Der Mann, der zweimal in Wchlabchla geküret ist, hielt sich vom ersten 21. Jahre an bis zu seiner Lebenszeit Zeitung und bezahlte sie stets ein halbes Jahr voraus.“ — „Die Damen in Vostiana sollen sich dahin vereinigt haben, durchaus keinen Mann zu heiraten, der seine Zeitung länger als ein Jahr nicht bezahlt hat.“ — „Über der Mensch, und wenn er Zeitungen lieft, ist und bleibt die und hartnäckig. Kein Wunder, daß die Beleger schließlich die Gebuld verlieren und ihrem Gewölle Lust machen! Der Quamer bleibt ihnen dabei treu, — und da seht es denn eine Thräne des Jorns. Man lese nur: „Wer seine Zeitung nicht bezahlt, möge in einer Hölle von Schicksalquere vom Blitz getroffen werden!“ („New-Orleans Picayune“). — „Röge er mit Schelbren, wasser eingeseift und mit einer Dandige von einem betrunkenen Barbier rasirt werden!“ („Free Press“). — „Röge er ein feineses Weib und einen tausendsten Kamin haben sein Weib lang!“ („Western Argus“). — „Röge er, wenn er einen engen Hiebel anzieht, darin eine lebendige Dornmilch haben!“ („Prom. Wöge“). — „Röge er den ganzen Tag barfuß über Kothas gehen und in der Nacht unter Robottos schlafen, ohne eine wolkene Decke, um die Klapperstänge abzuhallen!“ („Boston Beacon“). — „Jeder Tag seines Lebens möge gegen ihn gewandert sein, als ob der schlimmste Ven in Wöge war!“ („New-York Herald“). — „Seine Sorgen mögen sich verdoppeln und sein Leben sich in denselben Wöge verlängern!“ („Frank. Freeman“). — „Röge ihm nie wieder der Anblick eines schönen Mädchenansichts werden und er immer neben einem Pianofortspieler wohnen, der täglich 10 Stunden lilt!“ („Wesph. Arg.“). — „Wöge ihn langwierig, abgegrätzte Bruderschwäger alle Tage verfolgen und sein Schicksal die Nacht durch die Erscheinung des Weibes eines verunglückten Belegers flücht werden!“ („Patriot“). — „Röge er dazu verdammt werden, eine Zeitung zu verlegen, deren Klammern sämtlich so gemein sind wie er selbst!“ („Clinton Free Press“).

Im Deutschen hat man zum Glück solche beschlischen Mittel und Trostungen nicht nötig, um — bei den meisten wenigstens — zu seinem Weib zu kommen.

1) Cübenrätsel.

Ruch nachfolgenden 40 Cüben:

a, au, an, ce, ef, em, dar, ba, bon, bra, er, er, gen, ge, ha, lam, la, le, let, list, list, len, me, men, na, ne, ne, o, och, ra, ri, ro, se, si, ter, telg, ti, te, y

sollen 15 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, die Namen zweier berühmten Personen der französischen Revolution angeben. — Die 15 Worte bedeuten: 1) Robbennann, 2) Zaverenpil, 3) Robbennann, 4) Robbennann, 5) Zaverenpil, 6) Robbennann, 7) Zaverenpil, 8) Zaverenpil, 9) Zaverenpil, 10) Zaverenpil, 11) Zaverenpil, 12) Zaverenpil, 13) Zaverenpil, 14) Zaverenpil, 15) Zaverenpil.

2) Edelsteine in der Welt.

Frank List
S. Bach
Haendel
Verdi

3) Rätsel.

ZVTTSNIEDEA.

Diese Buchstaben sind so umzuordnen, daß der Name einer höchsten Zeit entsteht.

4) Kreuzrätsel.

Die 4-Rästel sind durch die Buchstaben A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z zu ergänzen, so daß sich überzwei zwei Wörter ergeben. Werdet man den Buchstaben, so ergeben sich zwei andere Wörter.

5) Ergänzungsrätsel.

Jeder Strich ist durch eine Silbe zu ergänzen, so daß 8 Wörter entstehen. Die Silben ergeben für sich von oben nach unten gelesen zwei Wörter, deren erstes einen Dementen und zweites eines, was Andern Freude macht, bedeutet.

6) Cübenrätsel.

Ruch nachfolgenden Cüben sind Wörter zu bilden, welche in richtiger Reihenfolge ein Sprichwort ergeben: de, ein, froh, froh, dau, we, man, fi, we, sein, nig, st, nig, st, um, und, zu.

Kuflösungen:

- 1) Cübenrätsel: C I a s s e r g o r n e g n e s t
- 2) Dreifache Charade: Bauhandwerk.
- 3) Anagramm: Eugene, Boyet, Kufel, Weib, Bernadot, Ginebelle, Erzählung, Zermut, Verder, Octan. — E. von Westphalen (Hötel).

Wichtige Änderungen im Inhalt: 1. Buchst. zu 2, 3, 9, 2. Buchst. zu 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Heiliges Weihnachtsfest.

Evangelium der ersten Messe (Matth II, 1-14).
Inhalt: Weis der heiligen Familie nach Bethlehem aus Ägypten der Volksverehrung. Geburt des Kindes und Beschneidung. Besuchen an die Eltern. Verheißung der Hirtenkinder.

Evangelium der zweiten Messe (Matth II, 15-20).
Inhalt: Wie die Hirten den Knecht suchen und finden. Das Besuchen Maria's und der Eltern.

Evangelium der dritten Messe (Johannes I, 1-14).
Inhalt: Christus, von Anbeginn war, das Leben und Licht der Menschen, in Fleisch geworden, und macht die aus ihm niedergeborenen Sündigen zu Kindern Gottes.

Heilige Nacht.

Von Dr. Franz Alfred Muth.

König bist, o hehre Stube,
 Kaiserliche Nacht des Herrn!
 Nacht, in der dem Überwinden
 Sich erheben des Himmels Stern
 Jese's Wunder d'ieser Nacht
 Was ein Wärlten Licht gebracht.
 Wie Weisheit's weis verkündigt,
 Was dem des höchsten Sohn;
 Das die Menschheit weis' erlindigt,
 Wie er so weiter, fern und Thron.
 Aller Nacht und Ehren dar,
 Was er sich als Gabe dar.
 Was der die Nacht zu gründen
 Was der hohen Willen Welt,
 Was zu wagen wir' er Stünden
 Was der Gnade starker Held;
 Was, um schuldlos ein zu werden,
 Knecht's Tod für uns zu werden.
 Jandige, Erde! Wen grüßen
 Was dir, was verlieren wir;
 Denn dir kein das ew'ge Leben,
 Denn die Jungfrau heut' gebar,
 Jandig' und Jung' gebar,
 Wenn kein Geland, er ist da!
 Blumen laßt und denbar pflüzen
 Was das hohe Christkindlein,
 Was' er tragen laßt und schenken,
 Was mit selber Struppen sein;
 Was wir, um zu leben Zeit
 Was zu wagen, fern bereit.
 Was wir suchen hier vergebens
 In dem höchsten Fern und Schein,
 Was, den wahren Quell des Lebens
 Bringt die heilige Nacht allein.
 Was und Dank sei immerdar
 Was, der sein wird, ist und war.

Blauer aus dem Erdenhaube
 Seht sich heute hematopis,
 Was mit selber Nacht der Stunde
 D'ieser man'sch verhoff' nach Fern,
 Sei gepüßt, geborenheit,
 Wunderbare Gnadenheit!
 König bist, o hehre Stube,
 König erhebt, heil'ge Nacht,
 Was' er wider mit der Stunde,
 Die ein's Ungelind gebracht!
 Was' er Frieden sei beschien
 Denn, der gut gewillt hieneben!

Au der Krippe.

Erdenknecht,
 was' er erhebt,
 Was' er dem Kinde nach und fern;
 Was' er erhebt,
 Was' er erhebt,
 Was' er erhebt.

Kann möchte ein Menschenheit seit den Tagen un-
 serer Kindheit uns so sehr anprechen, als die hl.
 Weihnacht. D'ieser wir' alljährlich die heiligen
 Weihnachtsgeschichte, die wir schon als Kinder mit
 Sehnen zu hören und nur einen und fern; es
 wechseln Weisheit und Freude; Schmutz, weil wir
 nicht mehr sind, wie in den Tagen der Kindheit,
 und uns jenseits nach der Zeit der Unschuld,
 nach dem verlorenen Paradiese; Freude, weil wir
 es doch hier empfinden, welche herrlichen Geschehnisse
 das Christkind in jener gewählten Nacht für uns
 alle herabgebracht. Als wie nach Kinder waren,
 Warte unter heiligen Müttern uns an die Krippe,
 und wir fanden mit stammendem und kühnem
 Gesichte vor der hl. Familie und hechten den
 heiligen Gesängen vor derselben und nahmen den
 Frieden und die Freude im Herrn von der Krippe
 mit uns nach Hause jenseit. Jetzt führt uns noch
 immer unsere geliebte Mutter, die Kirche, zur Krippe,
 und der Besuch der ersten Weihnacht des Herrn
 auf Erden flut uns noch immer wohl, und noch
 heiß ist es, wie seine letzte Wohnstätte, das Kreuz,
 der Menschen lieb und wert, die guten Willens
 sind. Denn welche hohen Geheimnisse des Himmels
 und irdischen Lebens werden verkündet in der ar-
 men Wohnung des ungeborenen Heilandes! Die
 Vereinigung des Himmels mit der Erde; Die An-
 kunft des Gottesknechts vom himmlischen Throne in
 dem Jammerthal dieser Erde, um ein Menschensohn
 zu werden, damit er die Menschen zu Gott erhebe;
 die ausfallende Offenbarung und Enthüllung der
 Eigenschaften des Allerschöpfers. Wie sind doch zu-
 dem in dem unsterblichen Worte, in der unsterblichen
 Quelle von Weisheit, alle Allerschöpfungen, alle Lebens-
 stellungen und alle Stände vertreten, die alle ja
 nur in dem Kinde von Bethlehem ihr Heil finden
 können! In der Krippe ein ungebildetes Kind, um
 zur Seite die jugendliche, jugendliche Mutter, bei
 ihr Joseph, der Zimmermann in vorgeschrittenem
 Alter, zu den Füßen des Neugeborenen und seiner

bedeckten Mutter arme Hirten. Ueber dem Stalle
 erglänzt ein heller Stern, Engel erscheinen in der
 Klarheit Gottes, dessen Gott und geben ihm die
 Ehre und verkünden den Menschen von guten Willen
 von Frieden; wie erinnert da alles an den Himmel
 und an die Erde, an Gott, an den Menschen, an
 den Gottmenschen! Sollte es uns daher nicht trau-
 men, wenn wir die Geburtstätte des Gottmenschen
 besuchen, wie eheben die einfachen, reinen Orten
 und wie noch heute die Kinder ihres göttlichen
 Ferns mit verklärter Freude besuchen! Nach Gol-
 gatha ist seine Stätte für uns lehrreicher, als
 Bethlehem, und die Krippe ist nicht minder, als
 Kreuz, ein Heilthum, von welchem herab die Heils-
 wahrheiten uns am herrlichsten verkündet werden.

Von dem Kinde in der Krippe geht alles Licht
 aus, das des Himmels Dunkel erhellt und seinen ver-
 klärenden Schein wirft auf die Gestalten ringsumher,
 was es auch ruhen in eigenlicher Nähe und eines
 Kindes harten Strahles; denn es ist der seit Jahr-
 hunderten Verheißene, der jetzt in der Mitte der
 Zeiten erdlich, Jesus Christus, der Weltknecht, ist es,
 der im Anfang und vor dem Anfang bei Gott
 war, von dem er erzeugt ward vor dem Morgen-
 stern in Unigelt, durch den Alles gemacht ward,
 was gemacht ist, wahrer Gott und wahrer Mensch.
 Was heißt uns das ungebildete, weinende Kind, der
 arme Gott und der kleine Mensch? Was thut seinen
 Mund auf und spricht:

Ich komme vom Himmel von meinem Vater, um
 ihn euch kennen zu lehren, den ihr nicht kennt, und
 die Worte zu verkünden, die euch den Himmel und
 die göttliche Sonne verleiht, um meines Vaters
 Wohlwollens willen euch zu offenbaren. Wer es
 ist er; eurer Sünden müssen gelüht werden. Wie
 wagt es sich zu stellen, als daß er ein Mensch,
 der in demselben Abgrunde lag, retten konnte; sogar
 der Arm eines Engels ist nicht lang und nicht
 stark genug, um solches zu vermögen. Darum bin
 ich, der Sohn, selbst erschienen. Guter Heil ist mein
 Ziel.

Ich will den Frieden herstellen, den ihr traulich
 gebrauchet; ich will die Schuld bezahlen, die ihr
 gemacht; ich will den ergränzten Vater für euch ver-
 söhnen, euch seine Güte wiedergebieten und seine
 Gnade, seine Heilswerden für euch schenken. Selbst
 das Leben, das ich heute erleiht, will ich für euch
 darbringen und mein erster Schritt, den ich heute
 gemacht, um aus unheimlichem Schicksal mit die fänden-
 beladen, erlöschungsbefähigte Erde zu kommen, war
 der erste Schritt auf einem dreihundertjährigen
 Leidenswege für euch.

Habet ihr die Macht meines Vaters Gerechtigkeit
 erkannt, so verkennt noch weniger seine Liebe, die
 das Heil gab, noch selbst die Allmacht geben konnte,
 den eingeborenen Sohn. Und habt ihr meinen
 Vater lieb, so liebet auch mich; denn ich und der
 Vater sind eins. Ich habe euch heute die heiligen
 Weihnachtsgeschenke vom Himmel mitgebracht, Licht
 für euren Weis, Kraft für euer Herz, Stärke für
 euren Willen, Balsam für euer Wunden, Vergebung
 für euer Vergehen, Frieden trotz eurer Aufrich-
 tes, Ruhe, Rettung und ewiges Heil für euer An-

trat dann zu seinem Vater ins Hinterstübchen. Dieser trat grade in der Hundstille eine Betrachtung über das heilige Kreuz.

„Der alte Vohsel bleibe hier, Vater, damit Du mit allein mit dem Weibervolk bist, soll' was passieren, was Gott verhält, sprach der Bauer. Vohsel und die Wagh' gehen morgen ins Hochamt. Er schaut nach im Stall und kommt nachher zu Dir herein.“

„Es ist gut so,“ erwiderte der Alte, „dann seien wir mitkommen den Rosenkranz.“ Vohsel war ein alter Knack, der schon beim Großvater in Dienst gestanden hatte.

„Ja, nun wird's langsam Zeit,“ hob der Bauer wieder an, „schüt' Euch Gott, Vater.“

„Nach ein Wort, Sepp,“ der Bauer blieb weiter stehen. „Warum hast Du heute an Christabend Deinen Kinde das Herz so schwer gemacht? Ich verhoff' Dich nit, kannst Du Dir einen heandren, fleißigern Schwiegerknecht wünschen, wie den Bandinger Franz? Warum willst Du denn immer die Feind' jagden?“

„Nun kannst Du auch von der ledigen Sach' an, Vater,“ antwortete Vohsel's Richter ängstlich. „Ich will nun einmal mit dem ersten besten, bürgerlichen Hungerleber mein einzig Kind zum Weibe geben.“

„Wie kannst' nur so reden, Sepp! Du weißt doch, daß der Franz aus anständiger Familie ist, und daß sein kleines Geschöß bei der großen Lebensschwemmung vor drei Jahren von den Fluten der Arth' hinweggerissen wurde. . . . Und da er nit so viel Vermögen besaß, um es neu aufzubauen, zudem eine alte Mutter erndigen mußte, die voriges Jahr verstorben ist, da hat er sich bei Dir als Oberhändl' verdingt. Du hast mit selber dazumal gesagt, einen bravern, tüchtigeren Menschen hät' Du nitimmer in Dienst gehöht. Du hast seinen Sohn, auf den Du unsere Hof verberden kannt, zudem ist Franz ein lustlicher, hübscherer Bursche, mit dem sich Deine Margret schon sehen lassen kann. Die jungen Leut' halten sich gern und lassen nit was einander. Wie nach, Sepp, und mach' mit' Menschen glücklich.“

„Rein, es bleib' mit' an,“ erwiderte der Bauer hiehrlich. „Ich will einen färselmen reichen Bauersknecht für mein einzig Kind. Wenn die Margret dochzeit hält, soll es ein Kuffchen geben im ganzen Dörfchen.“

„Sepp, Sepp,“ sprach der alte Mann andenklich und hob warrend seine ältliche Rechte empor. „Dochmal kommt vor dem Fall. Was denn immer nach dem Weibe gehieiratet werden, wir haben ja übergenug. Scham' Dich, daß Du so reist, wo unter Herr und Weiland diese Nacht am in einem Stalle für was hat weiden geboren werden und uns le das größte Weibsel der Dömm' gegeben hat. Sieh' Dich vor, daß Dich nicht die strafende Hand Gottes eines Besseren belehrt.“

Dem Bauer stieg eine heilige Erleberung auf die Lippen, doch die Ehrfurcht vor dem alten Vater hielt sie wieder. So ging er denn stumm und sicher hinaus. Während er am Herd die Strohadel für den nächsten Kuchengang zurecht madzt, schlafte Margret noch einmal zum Großvater hinein und empfahl ihr Anliegen seinem Gebet.

Vater und Tochter traten nun, warm eingehüllt, vor die Thür. Es herrschte kein vollständigs Dunkel, denn der Schnee strahlte den wunderbarsten Sternenschein nieder.

Es ist ein eigenständlicher, unbeschreiblich heit'rer Knick, den das Thal zur Zeit dieses nächsten Kuchengangs genöhrt. Von Thal und Fern, einzeln und in Gruppen eilt alles bei Fackelschein zur Kirche. Von beiden Thallehnen, von den höchsten Bergen, wo oft noch Wägelhöfe stehen, sieht man die Wäpfer, von rüstlichem Dampfstrahl' umgeben, sich dem Thale zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend, den Schein weit über die abschüssigen Schneescheiden werfend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jeden Laut, jedes Geräusch auf große Entfernung.

Die Luft war kalt und doch milde. Der Döbhofer spehlt ruhig mit der Fackel voran. Nach der Beschaffenheit des Wegs schritten Vater und Tochter bald nebene, bald hintereinander. Margret hätte mehrmals, in Erinnerung an die Ermahnung des Großvaters, ein freundliches Gepräch anzuknüpfen verucht, doch der Vater schien nicht aufgelegt zum Reden. Abgesehen durch kurze, burch' Antworten, schweigend das Weibchen schlieflich ebenfalls. Dem Bauer gingen schwere Gedanken durch den Kopf. Die Worte seines alten Vaters hatten ihn gerührt. Sein Verstand sagte ihm, daß derselbe Recht habe; aber sein Hochmut und Eigensinn geben nicht nach. Mittlerweile waren sie an die gefährlichste Stelle

des Wegs gekommen, wo auf der einen Seite eine schroffe Felswand den Fuß einengt und die andere sich zu dem in der Tiefe rauschenden Wildbach abhägt. Vater und Tochter gingen allein, andere Kirchpänger hatten sich noch nicht zu ihnen gestellt. Da fiel plötzlich von der oberen Felswand eine Lage Schnee herab, die Fackel in der Hand des Bauern entloß. Unwillkürlich wich der Träger derselben nach der anderen Seite aus, verlor dabei seinen Fuß und härrte den heissen Abhang hinunter.

Ein gellender Ausruf schallte durch die stille Nacht. Es ist Margret, die ihn aufgehoben hat und nun mit gerungenen Händen am Abgrunde steht.

Eine Strecke hinter wandten im Thal drei ein junger Truler diesen Schrei. Er fährt zusammen; nach dem nicht seiner Margret Stimme?

„Es ist jemand ein Leid geschehen,“ rufft er den Kameraden zu und eilt mit der Fackel in der Hand wieder bergan.

„Ach was,“ sagen die andern zueinander, „ein Wäpfer, der mehr sein Wädel als die h. Marie im Kopf hat, wird einen Falschheit ausgefallen haben,“ und gehen ruhig weiter.

„Doch hat der junge Mann die einjelne, hübsche Frauengehalt erreicht,“ Margret, die's zu wirksich, was ist geschehen?“

„Ich frang, Dich sendet mir Gott, der Vater ist abgehürt,“ und sie wies mit ältlicher Hand auf die Stelle.

„Dah Du greifen, hat er die Antwort gegeben?“

„Ich habe nur Schöden gehört.“

„Barmherziger Jesus, er wird doch nicht in den Wildbach gestürt sein, oder auf das tiefste Gefirch des Ufers?“

„Ich weiß es nicht.“

„Doch schamen.“

Franz Bandinger hielt seine Fackel über den Stand und sagte hinunter, so weit es seine Lebensgefah' anging.

„Er hängt an einem Stranch über dem Wasser, Gott sei gelobt,“ sagte heilig der junge Mann, dann tief er: „Döbhofer, höri Ihr mich?“

„Ich höri mit bei,“ stellte eine angesehne Stimme zur.

„Daher Euch seht, ich springe nach der nächsten Hütte und hole Seile.“

„Aber eilt, lang halt ich's nitimmer aus,“ hörte es schmäher wieder.

Franz drückte Margret die Fackel in die Hand und ließ, so schnell ihn seine Kräfte trugen, zur nächsten Hütte. Der Wäpfer hing eben über dem eisigen Bergkamm auf und erleichterte ihm den Weg. Nach faun er atemlos zurück, wor Seile in der Hand trug. Margret hielt die Fackel und Franz ließ sich mit einer Schlinge verschonen diese Seil herab.

„Döbhofer, das Seil kommt, greift zu,“ rief er hinunter.

„Ich hab's,“ hörte es zurück und zugleich sahste der Bursche einen Knick.

Dann knemte er sich an die nahe Felswand, legte seine ganze Kraft ein und zog, unterstützt von den starken Armen Margrets, langsam den Döbhofer wieder empor. Es war keine kleine Arbeit. . . . Hände und Knie waren dem Döbhofer geschunden, doch hatte er weiter keinen Schöden gemessen. Zudem er sich beim Starze an eine Fingerringe anflammerte, welche mit einer Fackelspitze an der schroffen Wand hervorstach, hielt ihn diese vor dem Schlimmsten bewahrt. Und doch wäre er ohne schenlige Hülfe verloren gewesen, denn er hätte, wie der Mann unter den schweren Werdide nachzugeben begann und die Kraft seiner Arme erlahmte.

Jetzt wandte sich der Bauer zu dem jungen Truler.

„Franz,“ rief er hervor in seiner Bewegung. „Du bist es, der mit dem Leben reiste, Du, den ich tief kranke.“

„Ich hob' es von Herzen gern gelhan, Döbhofer,“ antwortete der junge Mann fröhlich.

„Woll' verzeih' Dir's tausendmal. . . . aber auch ich will Dir verzeihen, indem ich Dir mein Bestes geb', was ich hab', die Margret, Ihr sollt Eltern ein Paar werden.“

„Rein, danke mir nit, Kinder,“ wehrte er lebhaft. „Gott hat mich zur Hülfe gezwungen, Er hat mir seinen Willen gethät. Ede ich dort unten hing, zwischen Tod und Leben, jeden Augenblick in Gefahr, in der Tiefe auf dem schiefgen Wehste zu zerfallen, ob, da hab' ich sie erkannt, die Gerechtigkeit des Menschen! Da hab' ich unserm Herrgott gelobt, wenn ich glücklich davon komme, allem Hochmut zu entsagen, Euch und mich glücklich zu machen. Und nun laßt' uns mitkommen färschig zur Weite gehen.“

„Häh! Du Dich aber auch nach dem Starze

woll' und kräftig gehen, Vater?“ frag Margret besorgt.

„Ach, es ist mir im Drogen woff, wie nit zuwar, und der Schick weicht langsam aus den Gliedern. Die Damsagung nicht' ich jetzt erst recht zur Weite irben.“

Sie wanderten nun weiter bergan, der Weg war jetzt breiter und angenehmer. Geredet wurde nicht viel mehr, jedes hatte seine eigenen Gedanken.

Nach sie bei Mitternacht auf die Wäpfer traten, als sie bei Mitternacht, jene heilige Stunde, wo vor Schlag des Mitternachts, jene heilige Stunde, um alle Trübsal der Dömm' zu erlösen und zu heiligen.

Unabhängig nahmen die Wäpfer den Fuß vom Dömm' und alle drei brachen ein lautes Gekel. In dieser großartigen Natur gerist die Religion mit ihrer, erhabenen Geheimnissen viel unmittelbarer in der Menschheit. Schien es doch den Döbhofer und seinen, als leuchte der Mond über den hohen Schneeflecken man besser kühn und als fun leuten die Sterne nun größer und glänzender zu dieser heiligen Zeit.

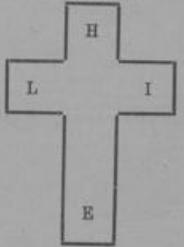
Nach schimmerten ihnen die Fenster der traulichen Kuchengaststube am Eingang des Städtchens entgegen. Als Joseph Fröhler mit dem Brautpaar eintrat, hatte die Heide bereits begonnen. Niemand hat der Döbhofer den ihm entgegen schallenden Willkommensruf: „Eure sei Gott in der Höhe und Erde den Menschen, die guten Willens sind“, dieser empfanden, als in jener Weihnacht.

„Ihre sind seit diesem Weihnachtsfeste vergangen, Margret und Franz sind längst ein glückliches Paar und haben in Einnach mit dem Vater auf dem Döbhofer; aber so lange sie leben, wird keiner von ihnen jenen nächsten Gang zur Kirchstette vergessen.“

1) Vorrästel.

Wer mich trägt, der ist und thut dasselbe wie ich. Wie heißt es?

Silberkreuz.



Vermischungsfrage.

Durch fortgesetztes Abnehmen eines Buchstaben und eventuelles Umschreiben der jeweils übrigbleibenden, sollen aus dem Worte „Dömm“ richtige Wörter gebildet werden. Bis nur mehr 1 Buchstabe da ist. Woborn soll je ein Buchstabe aufgegeben werden, jedoch unter Voraussetzung des Umkehrens der Buchstaben. Die Wörter sind:

Kurzfragen:

- 1) Silberkreuz: Charlot's Gedächtnis - Marie Antoinette.
 - 2) Gekochte (Ladung): Franz, die Döbhofer.
 - 3) Wäpfer: Abentheuer.
 - 4) Kreuzstiel:
- | | |
|-------|-------|
| Gebir | Gebir |
| Gebir | Gebir |
- 5) Verpflanzungstiel: Wein, Rosen, Erie, Ost. West, Stern, Stern, Berg. Amerika - Döbhofer.
 - 6) Silberkreuz: Das froh zu sein, bedarf man keine. Und noch froh ist, ist ein Dömm.

Wichtige Lösungen lauten ein: 1. Querbach zu 1, 2, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.